Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Vollständige Ausgabe.

Sechster Band.

Wien.
Tendler & Comp.
(Julius Grosser.)
1868.

Inhalt.

Kritiken.

(Fortsetzung.)

		Seite
XXVI.	Der ewige Jude	3
XXVII.	Les Pyrénées et le midi de la France. Par A. Thiers	40
XXVIII.	L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers	41
XXIX.	Ueber Etwas, das der Heilkunst Noth thut. Von C. J. H. Windischmann	42
XXX.	Lettres sur la toilette des Dames. Par Mme. Elise Voïart	48
XXXI.	Die Serapions-Brüder. Von E. T. A. Hoffmann	54
XXXII.	Résumé de l'Histoire de France, jusqn'à nos jours. Par Felix Bodin	60
XXXIII.	Voyages des frères Bacheville	62
XXXIV.	Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft, von Dr. S. Stiebel	64
XXXV.	Histoire de la Revolution Française. Par Thiers	66
XXXVI.	Les diners du Baron d'Holbach. Par Mme la comtesse de Genlis	71
XXXVII.	Truthähnchen. Ein satyrisch-komischer Roman von Hartwig von Hundt-Radowsky	78
XXXVIII.	Satyrisch-humoristische Gedichte. Von Heinrich Döring	81

Digitized by Google

Seite

XXXIX. Die Staats-National-Bildung. Von Julius Graf von Soden 84

XL. Ueber Herrn von Villele und deſſen politiſche Stellung. Paris 1822. Mit Anmerkungen von Börne 100

XLI. Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde 115

Briefe aus Frankfurt 129

Menzel der Franzoſenfreſſer 161

Kritiken.

(Fortsetzung.)

XXVI.

Der ewige Jude.

Deutsche wie Affen wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe sie zuknacken. Sie spielen so lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber sie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indessen haben sie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen sie auf den Kern. Dieser Kern ist das Leben, und die Schale das Buch. Man ist den Deutschen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geschälte Nuß gibt, sie lieben das Krachen. Ist die Holzschale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann sind sie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch sind sie am meisten lüstern; sie finden dann den Weg von dem Worte bis zur That schön lang und freuen sich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer sie zum Guten hinziehen will, der thue ja nichts, sondern schreibe, und wer seines Erfolgs gewisser sein will, der recensire. Aus diesem Grunde habe ich einige Ansichten über die verwetterte Judensache in Form einer Recension eingekleidet, diese aber darum der ewige Jude überschrieben, weil ich tausendmal in meinem Leben zu diesem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, ist das Wort Jude der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältnisse, aller Gespräche, jeder Lust und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdischer Handelsmann seine Zahlungen ein, so machen die Gerichte bekannt: Die jüdische Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingestellt. Ist ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdischer Nation, Advokat jüdischer Nation. Stiehlt ein Jude und man fragt nach dem Diebe, so heißt

es: ein Jude war's. Zeichnet sich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann sagen die Spötter: er bleibt doch ein Jude, und die Gutgesinnten sprechen: er mache seiner Nation große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und bestellt sich einen Rock, so bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jakob oder Isaak habe sich ein ähnliches Kleid machen lassen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, so erzählt ihr der Gärtner, Frau Esther habe ihm vor einigen Tagen einen Rosenstock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann hat das Frankfurter Wochenblättchen eigne gedruckte Judengassen für jene Aus- und Einziehenden, und schwarze, dicke Mauern von Dinte trennen die jüdischen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den christlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurtheile sind und gar nicht an Juden denken, setzt man sich dort an eine Wirthstafel und ein Reisender aus Frankfurt sitzt unter den Gästen, so kann man wetten, daß, noch ehe das Rindfleisch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Gespräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, diese Narrheit schon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde sich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemittelnd, wie ich, auszurufen: der ewige Jude!

Das Buch, hinter das ich mich stecke, heißt wie folgt:

Judenthum in allen dessen Theilen, aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Ludolf Holst. Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg. (459 Seiten.)

Der Verfasser sagt in dem Vorworte: er hoffe der deutschen Literatur ein classisches Werk geliefert zu haben. Dieses uneigennützige Geständniß gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer solchen Aeußerung, das Bureau der deutschen Classiker in Carlsruhe nicht säumen werde, sein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt versichere, daß die Schrift seines Verlages durchaus nicht classisch sei und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder Vertheidiger der unterdrückten Schwäche müßte wünschen, jenes gegen die Juden feind-

lich gesinnte Werk wäre in der Form eines saubern, mit Kupfern gezierten Taschenbuches Gegenliebe und Freundschaft auf das Jahr 1821 erschienen, damit es christlichen Frauen in die Hände gekommen wäre; denn diese hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eignen gesetzgebenden Männer günstiger zu stimmen gesucht. Wer da glaubt, nur Derjenige zeige sich heldenmüthig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Judenfreunde wie alle Judenfeinde auf, für die Sache, welche sie hier und dort die gute nennen, die Schrift des Herrn Dr. Holst zu lesen, aber so, daß sie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa blos spielend die Gänseblümchen darauf pflücken. Der Verfasser hat sein staatswissenschaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börsenhalle, zu einem Handelsschiffe, einem philosophischen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er sich und seinen Freunden ein Lustfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg, wobei alle die Verwirrung herrscht, die wir früher am Landsturme, da er sich erst versuchte, gesehen haben. Der Vordermann stößt dem Hintermanne in's Gesicht, der Hintermann schießt den Vordermann todt. Es ist dieses im wörtlichsten Sinne wahr; ein Paragraph stößt dem andern an den Kopf und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonien, haben aber so ausgedehnte Besitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfasser sich aus dem freien Felde zurückzieht, begibt er sich hinter die Schanze seiner Unverständlichkeit und ist gedeckt. Man kann die Festung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Wassergraben umgibt das Werk; man kann sie nicht aushungern, denn sie hat sich mit dem ganzen Talmud verproviantirt. Der Verfasser ist ein rechtgläubiger Cameralist aus der baufälligen Schule des v. Justi; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine schwankende Handels-Bilanz. Die Ketten-Regel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sclaven der Christen sein müßten, ist ihm die höchste Staatsweisheit. Wenn Geistlosigkeit

Digitized by Google

aus Liebloſigkeit entſpringt, dann verzeihe ſie wer da wolle; meine Milde reicht nicht ſo weit.

Der Judenhaß iſt einer der pontiniſchen Sümpfe, welche das ſchöne Frühlingsland unſrer Freiheit verpeſten. Man ſieht die hoffnungsvollſten Freunde des Vaterlandes mit bleichen Geſichtern krank umherwandeln. Der deutſche Geiſt wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutſche Gemüth keucht in feuchten Marſchländern. In unſerem Herzen iſt holländiſche Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es ſo iſt; denn nicht der Geiſt, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden iſt auch der Wetzſtein, an dem jeder ſtumpfe Sinn ſich ſcharf zu ſchleifen, und jeder ſcharfe ſie abzuziehen geſucht; aber der Stein iſt zu hart, die ſcharfen Geiſter haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen ſie nicht auszuwetzen vermocht. In dieſem Streite der Meinungen wird, wie immer, die Zeit ſiegen — und die Liebe behält immer Recht, denn ſie allein iſt unſterblich.

Die Schrift des Herrn Dr. Holſt iſt eine Sammlung alter Anſichten mit kaum noch ſichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tauſend Hände, durch welche ſie gegangen, abgeſetzt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb, mit welchem ſelbſtgeſchaffene Vorſtellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu ſchreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des Letztern darf man ſich freuen; es iſt gut, daß endlich die deutſche Wiſſenſchaft ſich ſo eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geiſtlos ſein kann, ohne zugleich ſittenlos zu ſein. Eigentlich verſtehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der ante-diluvianiſchen Philoſophie des Verfaſſers zu begegnen hat. Alle ſeine Reden ſind kantirt — ich meine nicht candirt (überzuckert), ſondern in Art und Weiſe des Kant, wobei die reine Vernunft ſo lange kritiſirt wird, bis ihr kein weißer Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn Dr. Holſt im Zuſammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in ſeinem Hauſe gar nicht zurecht finden, und werde darum nur bald an dieſe bald an jene Thüre klopfen; und wenn

er mir, ſollte ihm meine Beurtheilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verſtanden, ſo verſpreche ich gleich jetzt, ihm darin nicht zu widerſprechen.

Sein Buch iſt eigentlich kein praktiſches, ſondern ein metaphyſiſches Hep Hep; denn die Deutſchen pflanzen ihre Grundſätze lieber durch Samen als durch Setzlinge fort. Die Schrift iſt eine Schlange, die ſich ſelbſt in den Schwanz beißt; keinen Andern verwundet der Verfaſſer als ſich allein. Er theilt die Welt in zwei Theile, und nennt den einen Judenthum, den andern Nicht-Judenthum. Das Nicht-Judenthum iſt ihm das feſte Land, woraus Blumen und Kräuter ſprießen, Vögel ſingen, Quellen murmeln und harmloſe Schäfer ſchuldloſe Tage leben. Das Judenthum aber erſcheint ſeinem ſchwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Haifiſche rauben und heuchleriſche Krokodille betrügen. Es iſt ihm eine Kloake voll ſtinkenden Unraths, und darin hat er vielleicht mehr Recht, als ſeiner Sache gut iſt; denn der unterirdiſche Canal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geſchaffen, ſie wurden ihm zugeführt. Der Verfaſſer ſpricht wie alle ſeine Vorgänger im Verfolgungsamte. Er ſagt: Haß, Neid, Geiz, Habſucht, Bosheit, Betrug, Rohheit, Gottloſigkeit und alle übrigen Laſter wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menſchen unter ihnen, allein dieſe wären nicht als Juden anzuſehen, ſondern gleichſam als Chriſten. Auch ſei nicht zu läugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menſchlichen Geiſtes und Herzens auch unter den Chriſten anzutreffen wären, aber ſolche verworfene Menſchen wären keine Chriſten, ſie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch ſo ſprechen? Sie könnten ſagen: „Habſucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldſamkeit und die andern ungenannten Laſter haften auf den Chriſten. Es gibt wohl Einige, die davon frei ſind, das ſind aber edle jüdiſche Seelen, und nicht als Chriſten anzuſehen. Auch unter uns gibt es Taugenichtſe, allein ſolche Ruchloſe verdienen den Namen Juden gar nicht, ſie ſind Chriſten.“ Nun, wenn das nicht toll iſt, ſo ſperrt eure Narrenhäuſer weit auf und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß ſie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftſteller werden. Wenn es euch Freude macht, ſo theilt immerhin die Menſchen in Schafe

und Böcke ein, und ſtellt die einen rechts, die andern links; wenn ihr aber erklärt: Alle, die rechts ſtehen, ſind Schafe, und die links ſtehen, Böcke — ſo iſt das ja entſetzlich gottlos, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menſchen mit euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird unterſucht: „Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in beſonderer Beziehung auf Judenthum.“ Man muß dem Verfaſſer die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ihm gelungen iſt, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrſcht, ſehr anſchaulich zu machen. Seine Gedanken ſpielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhaſcht, ſo werden ſogleich dieſer die Augen verbunden, und ſie tappt eben ſo unwiſſend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zuſehen. Mein ſchwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffaſſen können. Vormals durften ſich die Juden keiner Pferde zum Reiten bedienen; wollten ſie einen Degen tragen, ſo mußte es an der rechten Seite geſchehen; wollte ein reicher Jude mit Vieren fahren, ſo ſollten die Pferde hinter einander geſpannt werden; bei Krankheiten mußten ſie in den Lazarethen die von Chriſten zubereiteten Speiſen genießen, ſo groß auch ihr Gräuel vor denſelben ſein mochte; bei Lebzeiten des Vaters durfte nicht der Sohn, noch weniger der Enkel heiraten; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die chriſtlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobei es unter ſchwerer Strafe verboten war, während der Predigt einzuſchlafen. (Dieſes vortreffliche Mittel, in den Kirchen die ſchädliche Wirkung des Paſtoral-Opiums zu verhindern, ſollte die mediciniſche Polizei auch gegen Chriſten anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Ausſage, deſſen Namen und Wohnort er nicht wußte, ſo mußten alle Juden des Orts demſelben im Gefängniß vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der Vornehmſte in jeder Judengemeinde dreimal im Jahr an den Kirchenthüren eine Maulſchelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen beſonderen Leichen-Zoll erlegen: — (den Griechen nachgeahmte Sitte: auch Charon erhielt ein Fährgeld; doch mit dem Unterſchiede, daß bei den Griechen das Geld der Todten, bei den Chriſten aber den lebendigen

Schatzmeistern in den Mund gesteckt wurde!) — getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften wurde mit dem Feuertode bestraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechsels in das Haus eines Christen liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Christ Acceptant war, solchen holen; Die Gültigkeit eines Injurien-Processes fand schon dann statt, wenn ein Christ einen andern einen Juden hieß (unter solchen Umständen war wenigstens dieses Gesetz weise). Der edle Verfasser weist mit gerührter Stimme auf diese guten alten Sitten zurück. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Christen und Juden daraus Trost schöpfen und entnehmen mögen, wie der Geist des Menschen vorschreite, trotz der Verhaue der Dummheit, und wie sein Herz sich immer mehr veredle, trotz des Beispiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen wo man in Hamburg es eben so lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude seines Glaubens wegen nicht Bürgermeister werden konnte, als man es jetzt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen seinen Degen rechts anhängen mußte. Der Verfasser selbst bemerkt (ob er zwar den Satz auf seine Art anwendet): „es steht von unserm sogenannten (ja wohl!) aufgeklärten Zeitalter zu befürchten, daß, wenn nach einigen tausend Jahren auf dasselbe zurückgesehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit war man damals in viel und manchen Dingen zurück, wie äußerst finster sah es noch in den mehrsten Köpfen damals aus.“ Nach einigen tausend Jahren? Herr Dr. Holst hat große Geduld! Was mich betrifft, so hoffe ich es noch zu erleben, daß man selbst in keiner deutsch-englischen Colonial-Stadt ein aufrührerisches oder albernes Buch gegen die Juden wird schreiben dürfen, ohne in's Zuchthaus oder in's Tollhaus zu kommen.

Der Verfasser, ob er zwar Judenthum für ein ziemlich vollständiges Conversations-Lexicon aller gangbaren Spitzbübereien ansieht, begnügt sich damit nicht und spricht von neuentdeckten Betrügereien, welche die Juden ausüben könnten, wenn sie wollten. Was, fragt er, würde daraus entstanden sein, wenn man die Juden mit den Christen völlig gleichgestellt hätte? Großer geometrischer

Jammer, antwortet er. „Ein jüdiſcher Bauer z. B. würde zu ſeinem chriſtlichen Nachbarn geſagt haben: mein Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte ſind ſie ſich beweislich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruthen lang und 600 breit, der meinige enthält in der Breite 25 Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 mehr, mithin auch hierin völlig gleich. Und der Nachbar wird mit 4375 Quadratfuß betrogen.“ Der Verfaſſer, wie man ſieht, iſt ein guter Feldmeſſer und wäre bei Verfertigungen von Kataſtern und bei Friedensſchlüſſen gut zu gebrauchen; er verſteht ſich auf Länge und Breite der Dinge beſſer, als auf ihre Tiefe.

Der erſte Abſchnitt enthält eine „allgemeine Ueberſicht der in den letztverfloſſenen Zeiten ſo zahlreich erſchienenen Schriften für's Judenthum, beſonders in Hinſicht derer, die von jüdiſchen Autoren abgefaßt worden.“ Herr Dr. Holſt kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Chriſten für Juden geſchrieben, ſo ſagt er, es wären unſtreitig verkappte Juden geweſen; ſind aber die Schriftſteller Juden, dann ſagt er, ſie gehörten zur roheſten Claſſe von Menſchen, und ſpricht von ihrer zügelloſen Kühnheit und beiſpielloſen Frechheit. Man muß geſtehen, daß es närriſche Käuze in der Welt gibt. Herr Dr. Holſt will die Juden todt ſchlagen, und wenn ſie ſich zur Wehre ſetzen, wendet er ſich zum Kreiſe ſeiner Zuſchauer und ſpricht: Da ſehen Sie, meine Herren, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beiſpiellos frech nenne; ſie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch ſo wenig den Kopf abſchlage, und muckſen! Die Einwendungen, welche der Verfaſſer gegen die erwähnten Judenſchriften macht, kann ich nicht beurtheilen, denn ich habe nur wenige der ſowohl für als gegen Juden erſchienenen Schriften geleſen. Ich habe ſie nicht geleſen, weil ich es eben ſo lächerlich fand, den Beweis, daß zweimal zwei vier iſt, dickbäuchig führen, als das Gegentheil beweiſen zu wollen — Beides machte mir Langeweile. Es geſchieht auch meiner Abhandlung „für die Juden“, die in den Zeitſchwingen ſteht, Erwähnung. Ich beſitze zwar in dieſem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber verſichern, daß die mitgetheilten Auszüge entſtellt ſind. Ich ſoll geſagt haben: „Der Streit gegen die Juden und der Streit

gegen den Adel gehe aus einer und derselben Quelle hervor, nämlich: eine vermeinte Aristokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen soll." Und an einer andern Stelle: „Da die producirende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt, so mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen." In beiden Sätzen ist weder der Sinn noch Ausdruck der meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden Kraft gesprochen haben; denn zum Verzehren gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Physiologie, aber nicht in das der National-Oekonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden Classe gesprochen, so konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da sie ja in einem so hohen Grade thätig sind, daß man ihnen diese Rührigkeit sogar zum Vorwurfe macht. Nennt man aber nur solche Arbeiten productiv, bei deren Verrichtung man schwitzt, so will ich, was ich leicht könnte, diese poröse Ansicht jetzt nicht bestreiten; sondern ich bemerke, daß die Juden allerdings stark transpiriren, theils weil sie den ganzen Tag umherlaufen, theils durch den psychischen Einfluß der Furcht und Freude beim Staatspapier-Handel, und viele Juden dürfen sich rühmen, im kritischen December vorigen Jahres mehr geschwitzt zu haben, als die meisten Christen selbst in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer vermeinten Aristokratie gesprochen haben. Die Handels-Aristokratie der Juden ist so wenig vermeint, als die Geburts-Aristokratie des Adels, sie sind beide wirklich vorhanden. Jene aber ist kein Vorrecht der Juden, sondern ein Zwang, da man sie gewaltsam abhält, andere Gewerbszweige zu ergreifen. Die Aristokratie des Adels aber ist fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde für Juden und gegen Adel; denn dieser verhält sich zum Bürgerstande, wie die christliche Welt zur jüdischen. Beide gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beide wollen, wie Studenten, den breiten Stein des Lebens allein behaupten und uns Philister im Kothe zu gehen nöthigen — eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeschmackt ist, als es ist: sie gelassen dulden.

Es ist komisch genug zu sehen, wie Schriftsteller, welche gegen Juden eifern, nachdem sie sich schwindelnd hoch verstiegen und zu beweisen gesucht, daß Sonne, Mond und Sterne bei der großen

Judensache betheiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln und in einem schmutzigen Sackgäßchen der Erde, in einem Zuckerfasse, einem Wechsel-Comptoir, einem Waarengewölbe niederfallen. Nachdem sie von Tod und Unsterblichkeit, von Bestimmung des Menschen, von Theokratie, von Sittlichkeit gesprochen; nachdem sie gezeigt, daß Judenthum ein atmosphärisches Gift sei, welches die ganze Erde umhülle, kommen sie dahin zu bemerken, die Luft sei doch an jedem Orte verschieden, und sie suchen nicht blos für jede Stadt, sondern auch in der nämlichen Stadt, für jede besondere Straße darin, ein eigenes anti-jüdisches Interesse zu vertheidigen. In dieser Straße sollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieser Straße sollen sie rechts wohnen dürfen, aber nicht links; auf dieser rechten Seite sollen sie Häuser haben dürfen, aber keine Eckhäuser; in den mit doppelten Ausgängen versehenen Häusern sollen sie an der einen Thür handeln dürfen, aber nicht an der andern; an dieser Thüre sollen sie mit dieser Waare handeln dürfen, aber nicht mit jener — und so wird der dicke Klotz des Unverstandes in tausend Schwefelhölzer zerspalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holst ist etwas besser, als diese meine erzählten Erfahrungen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hansestädten. Er meint, diese hätten ihre eigene Natur, und es sei Unsinn zu denken, daß in den Bundesstaaten über die künftige Stellung der Juden eine allgemeine Norm werde angenommen werden. Herr Dr. Holst kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesversammlung ist gewohnt Alles reiflich zu überlegen, und was sie auch wegen der Juden beschließen möge, sie wird sich nicht übereilen und hanseatischer Weisheit die Zeit lassen, ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der bescheidenen Vermuthung geschrieben, daß es Keiner lesen werde; denn wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfasser sich selbst so nahe treten, das Folgende zu äußern. Es ist nämlich die Rede von der grausamen Wuth, mit welcher man ehemals gegen die Juden verfuhr, und er tadelt jene Grausamkeiten. (Ist nur allein der Körper verwundbar und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, fragt er, wer

war Schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden selbst denn aus dem Judenthume ist ja das alte blutige Christenthum entsprungen. Ich will seine eigenen Worte anführen: „In der Zukunft wird redend und auf eine unwiderlegliche Weise dargethan werden, daß alle jene Gräuel einzig und allein daraus entstanden sind, daß, dem Sinn und Geist des Stifters der christlichen Religion ganz entgegen, ein Pfropfreis vom Judenthum genommen und unglücklicher Weise, in jener finstern Zeit, auf Christenthum eingeimpft worden; so daß alle jene Gräuel ursprünglich dem Judenthum einzig und allein zur Last fallen." Das ist ein wichtiges Geständniß, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß ist dieses Capitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es blos anzufangen; es darf nicht zerrissen werden. Der Verfasser weiß selbst nicht, welch ein herrliches Wort er gesprochen; wie ein Kind findet er an der Muschelschale Wohlgefallen und die Perle darin wirft er weg!

Der zweite Abschnitt betrachtet das Judenthum in religiöser Hinsicht. Auch in dem zum Theil anerkannt Wahren, was der Verfasser hierüber sagt, redet er gegen seine eigenen Zwecke. Denn indem er von der mosaischen Theokratie und von den rabbinischen Dogmen spricht, zeigt er, daß die Juden, so wie sie sind, haben werden müssen, und daß bei nun versiegter Quelle nur noch ein stehendes Wasser lästig sei, das man austrocknen könne. Was Ihr zu thun habt, fragt Ihr mich? Eine alte Kinder-Sittenlehre antworte darauf: es ist die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wanderer. Der Sturmwind und die Sonne stritten, wer mächtiger sei. Da versuchte der Sturmwind einem Wanderer den Mantel zu entreißen — vergebens; je heftiger er wüthete, je fester hüllte sich der Wanderer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wanderer zog den Mantel aus. Die Juden sind solche Wanderer, der Rabbinismus ist ihr Mantel, der Sturmwind seid Ihr, und die Sonne — hat jetzt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abschnitte wird das „Judenthum in moralischer Hinsicht sowohl in als außer dessen Heimat" betrachtet. Der Verfasser behauptet, die Juden wären schon im Lande Canaan

Spitzbuben gewesen. Haben sie etwa die dort fließende Milch gewässert, den dort fließenden Honig nach falschem Maße verkauft? Nein, der Verfasser beweist nichts; er zeigt blos, auf welche Weise die Juden im gelobten Lande haben Betrüger sein können, wie sie die dortigen Landesgesetze haben umgehen können, und geht dabei eben so sinnreich zu Werke, wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur seines logischen Zirkels. Er bezieht alle Lasterhaftigkeit nicht auf den Wandel, sondern auf den Handel des Menschen; die Börsenhalle ist ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum spricht er auch nur vom Hausiren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hausiren ein Laster sein soll, den Christen pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuser besitzen, und an manchen Orten gar nicht besitzen dürfen, so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als in fremden Häusern häuslich zu sein. Was aber den Wucher und die andern Uebervortheilungen im Handel betrifft, so glaube ich nicht, daß die christlichen Kaufleute besser sind, als die jüdischen. Auch sie sind Egoisten; man muß sie nur nicht nach ihrem Epistolar- und Avis-Style beurtheilen. Sie schreiben zwar: „Ew. Edelgeboren Geehrtes vom 13. habe empfangen" — „Sehr schönen gerauchten Lachs und frische Austern habe erhalten," und lassen dabei das Ich weg; aber Kenner der Sprache und des menschlichen Herzens wissen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort haben versteckt ist. Der Verfasser zeigt sich als liebender Vater, indem er dafür sorgt, daß nach seinem Tode kein einziger Jude dem Erbhasse seiner Kinder entzogen werde. Darum beschließt er testamentarisch, daß ein Jude, selbst wenn er Christ wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja, daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das ist gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdisches Blut bedürfe zu seiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erst dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er sich mit einer christlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfasser schon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In sein väterliches Haus sei einst ein Jude mit den Worten getreten:

„Komme ich recht? Ja, bei Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bei Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an," darauf habe der Jude einen Lotteriezettel aus der Tasche gezogen, und geschworen: das Haus sei ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen solle. Das war nun freilich eine unmenschliche Grausamkeit, zumal wenn auf das Loos kein großer Gewinnst gefallen; aber der wahre und gute Christ kennt die Rache nicht, und verzeiht seinen Feinden.

In dem vierten Abschnitte, welcher das Judenthum in intellectueller Hinsicht, in Rücksicht auf Künste und Wissenschaften behandelt, behauptet der Verfasser, die Juden hätten in keiner Kunst und Wissenschaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag sein oder nicht sein, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden schlechte Bücher schreiben, dann mögen die Recensenten hep hep rufen, aber der Staat darf sich nicht hineinmischen. Soll man darum ihren Handel beschränken, wie der Verfasser wünscht? Man soll gerade das Gegentheil thun. Wenn ich mich je entschließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, so würde ich rathen, allen Schreibgesellen in Deutschland den Alleinhandel des Papiers zu überlassen, damit sie mehr dabei gewönnen, das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: „Selbst Mendelssohn wäre nicht der vortreffliche Schriftsteller geworden, er hätte seinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn sein vertrauter Umgang mit christlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftsteller Judenthum und Christenthum verschmolzen hätte. Wenige mögen hierüber so urtheilen können, als meine Individualität (meine Individualität!). Der vor vielen Jahren gepflogene wissenschaftliche Umgang mit Reimarus ließ mich oft und viel sehen, wie weit der Ideen-Umtausch zwischen diesen beiden Männern stattfand; wie zutraulich Mendelssohn unserm Reimarus Aufsätze zur Prüfung vorlegte und mit welchen Anmerkungen sie von diesem Manne begleitet worden sind." Da hört Ihr es mit Euren eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: so oft der Verfasser einen Juden trifft, von dem er gestehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Mensch sei, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Christenthums, scheidet das Gold

Digitized by Google

aus, und wirft dem Judenthume die Schlacken hin. Wenn Mendelssohn aus dem Umgange mit christlichen Gelehrten gewonnen, schmälert das seinen Werth? Die Weisheit wird nicht angeboren, sie wird erworben. Vielleicht ist Herr Dr. Holst reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müssen; wir andern armen Teufel aber sind oft genöthigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufsätze Mendelssohns verbessert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbessern, wenn Jener, um seine abweichenden Ansichten darzustellen, etwa Anmerkungen gemacht. Kann ein denkender Kopf seine Denkweise von einem andern regeln lassen, muß er nicht mit seinen eigenen Gedanken denken? Daß Herr Dr. Holst mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, ist wohl zu glauben. Reimarus benutzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Thiere, und noch viele andere gute Werke geschrieben. Aber von diesem Manne konnte er seinen Judenhaß nicht gelernt haben. Reimarus war der unversöhnlichste Todfeind aller Bedrückungen. Das Conversations-Lexicon sagt von ihm: „Er war ein Feind jeder Zwangsordnung; wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äußere, beschränkt wurde, da nahm er sich ihrer an. Daher schrieb er gegen Getreidesperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleischtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewissen Bedingungen den Nachdruck), gegen medizinische Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das Positive in den Vorschriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staatswegen geleitet werden sollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er sich keinen dogmatischen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einstimmung und ihrem Widerspruch war ihm Richterin in der Religion. Die Einstimmung der Weltordnung war seine Religionslehre.“ Ein solcher Mann konnte unmöglich eine Krämerseele haben, welche Menschenrechte auf die Butterwage legt, und mit einem solchen Manne sollte man nicht vergebens umgegangen sein!

Den fünften Abschnitt überschreibt der Verfasser: „Judenthum im Geschäftsleben (in bürgerlicher Hinsicht) betrachtet, wo auf die so ergiebige Quelle hinzusehen ist, woraus Judenthum

ſich einen immer höhern Vermögensſtand, ſelbſt Reichthümer zu verſchaffen im Stande iſt, und dadurch die Verhältniſſe der Geſammttheile mehr und mehr zerrüttet.“ Schon an den Pulsſchlägen dieſer pochenden Ueberſchrift fühlt man, in welcher heftigen Gemüthsbewegung der Verfaſſer über dieſe Gegenſtände ſprach. Judenthum iſt ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er ſchreckt und droht. Ergiebige Quelle — immer höherer Vermögensſtand — ſelbſt Reichthümer! — und warum nicht ſo gut als wir? Er ſagt: „man ſagt nicht zuviel, wenn man den geſammten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet“, und geht dann mehrere Geſchäftszweige durch und zeigt, wie ſie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die chriſtlichen Handelsleute beſſer machen? Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt: „keine menſchliche Weisheit iſt je vermögend, je im Stande, Maßregeln zu erſinnen, ſie mögen noch ſo durchdacht und geprüft ſein, wie ſie wollen, die dem Unfug des Wuchers je Einhalt thun könnten, er geſchehe mit Waaren oder mit Geld; noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen ſind, weil Juden dann die ſchlaue Politik ausüben, chriſtliche Häuſer darin mit zu verwickeln, um von dieſer Seite Schutz finden zu können; denn, die Wahrheit zu geſtehen, es fehlt nicht an Blutſaugern höherer Claſſen, die gerne ihre Hände zum Wucher hergeben.“ An einer andern Stelle äußert er: „Da, wo ein chriſtlicher Wucher ſtattfindet, der die moraliſchen Grundſätze verläßt, in welchen er zum Unterſchied des Judenthums erzogen worden .. tritt ein ſolcher nie ſelbſt auf, ſondern läßt einen Juden als Haupttheilnehmer das Geſchäft allein betreiben.“ Aus dieſen wichtigen Geſtändniſſen folgt: 1) daß es auch chriſtliche Blutſauger gibt, die Wucher treiben; 2) daß der Wucher der Chriſten nicht beſtraft wird, denn die Juden glauben ſich geſchützt, wenn ſie mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen; 3) daß Chriſten die Juden zur Theilnahme an Wuchergeſchäften verleiten, weil ſie ſich nicht ſelbſt herausſtellen wollen; 4) und aus allem Vorigen zuſammengenommen, ergibt ſich, daß man nicht unterſcheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinſchaftliche Rechnung mit

Christen getrieben werde, daß man daher gar nicht beurtheilen könne, ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Christen gibt. Herr Dr. Holst hat dieses Alles so unwiderleglich bewiesen, daß ich begierig bin, wie er sich bei seinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe die Handelswelt nicht zu vertheidigen, deren Judenthümlichkeit — diese Sichtbarwerdung des Geld-Dämons, diese heraufgestiegene Furie der Habsucht, dieser leibliche Goldteufel — mir in der tiefsten Seele verhaßt ist, sie mag in der Gestalt eines Hebräers, eines Muselmannes oder eines Christen mir entgegentreten. Aber ist diese Judenthümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? ist sie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünstet, erhaltend zwar das Leben, weil sie das Leben zurückhält, aber tödtlich, wo sie abgesondert erscheint? Ihr murrt und sprecht, die Juden wären die Priester Merkurs, und steckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann sind sie schlauer als Ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Priester, die Anbetung schafft den Götzen. Werft Euern Abgott um, zerstört seine Tempel — und die Fleischgabel entfällt den Euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sclaven eigen, Ihr aber seid Sclaven des Handels, und Nichts verdient Ihr als Geld und Verachtung. Ihr sagt: wir haben Welttheile verbunden, Völker befreundet, Sitten verschwistert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt Ihr Euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu sein und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzustreichen, so ist Eure Bescheidenheit zu loben. Aber brüstet Euch nicht mit erhabenen Gesinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo Euch nichts bewegt, als niedrige Habsucht und gemeine Sinneslust. Mögen die Juden hassenswürdig sein, aber Euch kommt es nicht zu, sie zu hassen. Eure Sache ist noch lange nicht so schlecht, als sie vertheidigt wird; denn es ist der verdiente Fluch leidenschaftlicher Verblendung, daß sie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie Eure Sachwalter sprechen! Sie sagen nicht, man solle die Juden aus dem Lande stoßen, sie sagen es nicht; denn sie heucheln, sie wollen nur, daß man ihren Handel beschränke. Aber indem sie auf diese Weise an der Wohlfahrt vieler tausend Menschen die Zweige

abschneiden, nachdem sie die Früchte geschüttelt, wollen sie auch den Stamm umhauen und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, sollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an und verschließt die Hausthüre, daß sie sich nicht retten — Ihr jagt sie in die Schlacht und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß sie nicht umwenden können. Ist das menschlich? Man hat verlernt von Euch zu fordern, daß ihr Christen seiet, aber es ist doch wahrlich zum Lachen, wenn Ihr christliche Gesinnungen, die Ihr selbst nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuschvollen Mitte dieses Buches im Hauptquartier des Judenhasses angekommen war, gedachte ich zu spotten und dem Verfasser zu sagen: er möchte, so sehr auch sein Herz dabei bluten würde, einen Juden lebendig aufschlitzen und sich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen ganz so gebildet und geordnet seien, wie bei Christen, und dann solle er mir erklären, wo die Anweisung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menschen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu spitzen, die Wahrheit ist schon spitz genug. Der Verfasser hat dafür gesorgt, daß seine Grundsätze nicht carrikirt werden können. Er geht mit den jüdischen Leibern nicht besser um, als mit den jüdischen Seelen. Der sechste Abschnitt seines Buches betrachtet: „Judenthum in physischer Hinsicht.“ Eine schöne freiwillige Beisteuer zu Frank's medizinischer Polizei! Er erschrickt gewaltig vor dem Anwachse jüdischer Bevölkerung und schreibt sie dem häufigen Zwiebelessen der Juden zu. Er sagt: sie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, so berührten sie doch „das Wasser kaum mit den Fingerspitzen“, und dieses nennten sie ganz lächerlich „sich gewaschen haben“. Nach seiner Meinung wäre wohl nöthig, man führte Staatswäschereien ein und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naschhaften Judenmädchens, so macht er, wie zierliche Redner sagen, aus der Mücke einen Elephanten und behauptet, das saubere Mädchen habe die Elephantiasis. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geschieht, behauptet er, es sei eine jüdische gewesen und die Juden

hätten alle die garstige Krankheit, woran unter andern gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II. und der römische Dictator Sulla gestorben sind. Aus diesem Allem aber folgert er, man müsse die Juden von den Straßen der Städte mit einem neuen Besen wegkehren und sie hinaus führen. Von Nimrod bis auf die Pygmäen-Ultras unserer Zeit hat Aristokratensucht stark gefiebert, aber so heftig als der Verfasser hat noch Keiner gerast. Er meint, eine Judenhaut käme schon als fertiges Trommelfell auf die Welt und man brauche nur die Schlägel zu rühren.

Der siebente Abschnitt betrachtet „Judenthum in historischer Hinsicht" und spricht von den Quellen der ältern und neuern jüdischen Geschichte. Dieses Capitel gibt weder Stoff noch Lust zu Bemerkungen. Wo der Verfasser aufhört, sich selbst zu parodiren, und die natürliche Art seines Geistes und Herzens hervortritt, wird er meilenlangweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend hassen, oder eben so glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieses Buches zu schwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfasser sagt, seine Literatur-Sammlung von Judenschriften gehe schon jetzt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine schöne Blumenlese von getrockneten Giftkräutern sein!

Der achte Abschnitt betrachtet (dieses häufige betrachtet ist nicht mein Wort, der Verfasser gebraucht es, und mit Recht; denn er beweist nichts, er zeigt nur die Dinge, wie er sie — eben betrachtet): „Judenthum, in Anleitung aller vorhergehenden Untersuchung, zugleich in politischer Hinsicht aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte." Der Verfasser mustert darin seine martialischen Grundsätze, um zu sehen, ob keiner desertirt sei, und läßt sie dann mehrere Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts Geringeres im Sinne, als sich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine schöne Landcharte von allen den Wegen, auf welchen sie, zwar zu Fuße und daher langsam, aber sicher die Weltherrschaft zu erreichen suchen. Er sagt, die Juden hätten schon jetzt eine große Menge Tagereisen zurückgelegt. Sie sprächen: „Wir Juden sind nicht mehr das, was wir vormals waren. In dem dermaligen Frankreich bekleiden wir

öffentliche Aemter. In verschiedenen Staaten sind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, warum sollten wir denn auch nicht Sitz und Stimme im Senat freier Städte haben können?“ Der Verfasser fährt fort: „Werden schon gegenwärtig weithinaussehende Aeußerungen gemacht, so wird es, bei höher steigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter heißen: warum sollten denn uns Juden die Pforten der Fürstenhäuser so ganz geschlossen sein? Was könnte wenigstens hindern, daß z. B. ein Besitzer vieler angesehenen, nach und nach arrondirten Ländereien nicht den Titel Fürst annähme, damit dereinst ein Herzog, ein Erzherzog ꝛc. daraus werde?“ Die Wahrheit ist mir heiliger als Alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfasser in dem hier Gesagten beistimme. Worin er Recht hat, behalte er Recht. Allerdings sind unsere Juden Fürsten schon sehr nahe und kommen ihnen täglich näher. Ich selbst kenne einen reichen Juden, der nur allein in den letzten sieben Jahren seinen Garten mit vier angrenzenden Morgen Feld arrondirt und hierdurch deutlich genug verrathen hat, daß er gedenke, seinen Kindern den Garten als Erzherzogthum zu hinterlassen. Aber der Verfasser hätte Nichts übertreiben und sich von seinem Hasse so sehr verblenden lassen sollen, daß er behauptet, die Juden gingen mit dem Gedanken um, Senatoren freier Städte zu werden. Auch Wahnsinn und Ruchlosigkeit haben ihre Gränzen. Es gibt angeborne Gefühle des menschlichen Herzens, die auch der verworfenste Bösewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden sind schon Erz-Bösewichter genug, daß sie Erz-Herzoge werden wollen; aber Senatoren! Nein, das ist unglaublich, so tief kann der Mensch nicht sinken!

Der Verfasser beschreibt ferner die verschiedenen Diebsschlüssel, mit deren Hülfe das spitzbübische Judenthum die Pforten der Fürstenhäuser aufzuschließen gedenkt. Zuerst erwähnt er der Tempel-Vereine. Hierunter versteht er den Verein derjenigen jüdischen Glaubensgenossen, welche in Hamburg, Karlsruhe und andern Orten den von rabbinischen Alfanzereien entweihten Synagogen-Dienst verlassen haben und in den neuen Tempeln ihre An-

dacht verrichten. Er ſagt: „der Tempel-Verein ſchreite mit Umſicht, mit Beſonnenheit, mit aller Ueberlegung vorwärts, beſeitige in der Folge blos das rein Formelle, fremden Himmelsſtrichen nicht eigen und überflüſſig; ſo gibt es für das Judenthum mehr Proſelyten in einem Jahre, als es durch alle Zeiten hindurch für's Chriſtenthum nicht gegeben hat.“ Ich habe hierüber Nichts weiter zu bemerken, als daß ſich die Juden dieſes ſollen geſagt ſein laſſen; man muß von ſeinen Feinden Nutzen ziehen. Die fernereu Stufen zum Erzherzoglichen Throne werden von dem Verfaſſer wie folgt bezeichnet. Die Juden ſuchten ſich die Redaction ſehr vieler periodiſchen Blätter und Zeiſchriften zu verſchaffen; ſie ſuchten ſich Eingang bei Staatszeitungen zu eröffnen; ſie ſuchten Cenſoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judenthums ſind, zu Schutzſchriften zu verleiten; ſie bemühten ſich, durch Neu-Chriſten die Direction der Schauſpiele in die Hände zu bekommen, um nur was Nicht-Judenthum angehört, der Perſiflage preiszugeben. (Zu dieſem Zwecke hätten ſie ſich beſſer an den Verfaſſer gewendet.) Endlich hätten ſie auch in unſern Tagen den Verſuch gemacht, ſich in den Buchhandel „hineinzuſetzen“, um eine völlige Herrſchaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei „Jeden ein Schauder ergreifen“ müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftſteller unter den Juden ſich ſchon ſo weit geäußert: „daß jüdiſche Conſiſtorieu in den verſchiedenen Diſtricten Deutſchlands zu errichten ſind; daß alle Conſiſtorien ein Central-Conſiſtorium, ein Concilium zu bilden haben; daß ſodann das Nämliche in allen übrigen Ländern geſchehen könne; und daß — fügen wir hinzu — etwa ein Erz-Patriarch (ein Fürſt der Gefangenſchaft wie ehemals) über alle Concilien ſodann geſetzt werde! . . . Ob nun hieraus je ſo ein Weſen als jüdiſcher Hoheprieſter (Pontifex maximus) dereinſt daraus hervorgehen könne, der erſt Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, dann Schwert und Rauchfaß in der Hand haltend, weltlicher und geiſtlicher Herr werde und ſei, ſtelle ich der Betrachtung Anderer hin.“ Man wird den Rücken wenden und die Furcht des Verfaſſers ſtehen laſſen. Er iſt, wie Jeder ſieht, etwas hypochondriſch und ſieht Alles durch einen ſchwarzen Schleier. Mit der geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft des

Judenthums hat es in den ersten zwanzig Jahren noch keine Noth. So lange es Staatspapiere gibt, mag der Hohepriester sein Schwert in der Scheide lassen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu schaffen; und was das Rauchfaß betrifft, so kann der Hohepriester räuchern, so lange er Lust hat, die Juden lassen sich keinen blauen Dunst vormachen.

Der Verfasser zeigt sich sehr ungeschickt, wenn er die Juden mit den Jesuiten vergleicht und dabei in den gegen Letztere gerichteten Vorwurf einstimmt, welcher heißt: „Alle Bestrebungen der Jesuiten sind ihren eigenen Vortheilen und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewissen findet bei jeder widersetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordens-Statuten." Was geht aus dieser Zusammenstellung nothwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, sei sie auch so groß als behauptet wird, nicht aus dem Judenthume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verstattet ist, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu schließen, dann wäre die christliche Religion die verwerflichste unter allen, weil alle Völker der Erde zusammengerechnet, von der Wiege des menschlichen Geschlechts an, nicht die Hälfte der grausamen und wahnsinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Christenthums verübt worden sind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigstens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben diese Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beschönigen. Die Jesuiten aber haben im Namen der christlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit die Völker mit tückischen Schlangenbissen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angestrengt, die Welt in Blödsinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geschichte haben sie wie falsche Spieler gemischt, damit die Karten nach ihrem Wunsche fallen. Nur den Betrüger haben sie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, sondern Gewalt und Betrug unterstützt, wo sie ihnen entgegentraten. Hat ihnen das Christenthum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben? Nein, sie haben eine falsche Vollmacht vorgezeigt. Jetzt durchlese man das große, fünfhundert Seiten lange Register jüdischer Sünden, welches

der Verfaſſer verfertigt, und ſehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind ſie ſchlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätheriſche Freunde; morden, rauben, ſtehlen ſie; kennen ſie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielſucht; ſind ſie unhäuslich, träge, vertaumeln ſie ihr Leben in Sinnesluſt? Wenn ſie das wären und thäten, dann hätte es der Verfaſſer ſicher geſagt. Aber nein, ſie berühren das Waſſer kaum mit den Fingerſpitzen, ſie nehmen 20 Procente, ſie meſſen knapp, wie Herr Dr. Holſt behauptet, ſie gewinnen auf 10 Ellen Waaren ⅛ Elle, welches, wie der Verfaſſer nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Abſatze von 10 Millionen Ellen Waaren einen betrügeriſchen Gewinnſt von 100,000 Ellen machen — würde! (Man ſieht, der Verfaſſer iſt immer noch ein Anhänger der Conjunctive.) Und das iſt Alles! Verworfene Juden ſind nicht ſchlechtern Herzens als verworfene Chriſten, und ſie haben einen Vorzug, ſie ſind beſſern Geiſtes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menſchen; ſie durchſchauen die Heuchelei und üben ſie darum nicht. Sie wandeln im Lichte, ſie ſtehlen bei Tage, und die Nachtdiebe ſind gefährlicher. Sie thun das Böſe, wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödſinn oder Ungeſchicklichkeit. Sie ſind Erdenbürger, nicht Beiſaſſen eines ſchmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin ſie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenſchaften, aber nur große; ſie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüſten, wobei man nicht lebt und nicht ſtirbt. Sie haben Blut oder ſind blutleer, aber ſie haben nicht jenen wäſſerichten Milchſaft, der in Schneckenſeelen kriecht. Kurz: ſie ſind Fleiſch oder Fiſch; kürzer: ſie ſind keine Philiſter. O wehe über die Philiſter! Ein Einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchloſe. Sie morden nicht das Leben allein, ſie morden die Freuden des Lebens. Das iſt kein tüchtiger Dolchſtoß, womit die Rache ihren Durſt abfindet, das iſt der Rüſſel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Naſe das Blut ausſchlürft und den gelaſſenſten Menſchen zur Verzweiflung bringt. Das iſt kein ſtarkes Fieber, das geſund oder todt macht, das iſt ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das iſt nicht

Winterfroſt, nicht Sommergluth, nicht Sturm, nicht Zephyr, das iſt das abgeſchmackte naßkalte Herbſtwetter, das verdrießlich an den Fenſtern plätſchert, und — friert man oder nicht, ſoll man einheizen oder nicht? man weiß es ſelbſt nicht, und keift und ſchmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So ſind die Philiſter, ſo ſeid Ihr Judenhaſſer. Ich bitte Euch, werdet liebenswürdig. Selbſt Eure Tugend iſt ungefällig, ſie iſt ſchön gewachſen, hat aber Sommerflecken. Selbſt Euer Recht iſt ärgerlich; denn Ihr vertheidigt es nicht wie Leute von Ehre, ſondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet Euch der Langweiligkeit; denn ſie iſt die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden iſt fruchtlos, Ihr ſeid nur mit eines Eſels Kinnbacken zu ſchlagen, man muß ſelbſt ein Philiſter ſein, um mit Euch fertig zu werden.

Profeſſor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geſchrieben (ich kenne es nicht). Herr Dr. Holſt erwähnt dieſes Buches und bemerkt hierbei: „Es würde dem Verfaſſer der vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der Völkerrechte, des Staatsrechts ſeit mehreren Decennien unter Augen gehabt hat, ein Leichtes ſein, ſich weitläufig gegen die Herrn Lips und alle Diejenigen zu äußern, welche Menſchenrechte und Civilrechte durchaus nicht unterſchieden, welche zwiſchen religiöſer und politiſcher Toleranz nicht den geringſten Unterſchied machen. Dabei würden aber unnütze Worte verſchwendet werden.“ Daß Herr Dr. Holſt die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; im Herzen hat er ſie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein Leichtes ſei, ſich weitläufig gegen die Herren Lips zu äußern, iſt gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß ſich aber Menſchenrecht von Civilrecht, religiöſe von politiſcher Duldung ſo unterſcheiden ſolle, daß man Anſprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerſpreche ich. Ihr glaubt ſelbſt nicht an dieſen Grundſatz, Ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber Euer Kopf iſt beſſer geworden, Ihr ſucht jetzt, was Ihr früher nicht gethan, Eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil ſie es

verdienen; Ihr haßt sie und sucht so gut Ihr's könnt zu beweisen, daß sie es verdienen und Ihr haßt sie, weil sie — verdienen. Euer Herz konnte Eurem Geiste nicht nachfolgen und dieser kehrt zu jenem zurück, um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was Ihr Menschenrechte nennt, das sind nur Thierrechte: das Recht, seine Nahrung aufzusuchen, zu essen, zu verdauen, zu schlafen, sich fortzupflanzen. Diese Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis Ihr es erlegt, und diese wollt Ihr auch den Juden lassen. Die Bürgerrechte, diese allein sind Menschenrechte: denn der Mensch wird erst in der bürgerlichen Gesellschaft zum Menschen. Er wird darin geboren, er wird also als Bürger geboren. Dieses ist der Grundsatz Englands, Frankreichs und jedes freien Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch Nichts bedingt sein, als durch die völlige Entwicklung der Geisteskraft und diese muß als vorhanden angenommen werden, sobald die körperlichen Kräfte reif erscheinen. Also ist jeder Mensch Bürger, sobald er mündig ist. Ihr sagt, die Juden würden nicht mündig, die Natnr habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt — gut, auch unter Christen gibt es viele verlorne Söhne der Natur; so laßt sie auch nicht Bürger werden, so macht Classen. Ihr macht ja so gern Classen und jauchzet, nur eine Stufe höher zu stehen, als ein Niedrigerer, solltet Ihr auch hundert Stufen niedriger stehen als ein Höherer. Weil Ihr selbst Sclaven seid, könnt Ihr Sclaven nicht entbehren. Eure Bürgerrechte freilich sind keine Menschenrechte, denn sie sind unmenschliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schusterpfrieme, die Krämerelle, diese machen bei Euch den Bürger; das Leichentuch ist Eure Toga, erst im Grabe bekommt Ihr Gemeinwesen; aber Eure Bürger sind auch darnach. Dreißig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verrosteten Hochmuth Eures Stadt-Philisterthums, diesen ehemals glänzenden Schild, Euch in die Hände gegeben, um Bürgerstolz gegen Adelstolz zu bewaffnen — werft ihn weg. Er ist brüchig, er ist Euch auch zu schwer geworden, denn Ihr seid die starken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. Religiöse Duldung wollt Ihr gegen Juden üben und seit wann führt Ihr diese Sprache? Seitdem Euch jede Religion gleichgiltig geworden, seitdem Euch gleichgiltig gewor-

den ist, ob der Jude einen falschen oder wahren Gott anbete, seitdem Euch nur am Herzen liegt, daß jüdischer Schacher den christlichen nicht verkümmere. Eure Vorfahren waren besser als Ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber sie thaten es um Gottes willen, freilich um des Gottes willen, den sie in ihrem Wahnwitze sich erdichtet; aber so schamlos waren sie doch nicht wie Ihr, daß sie öffentlich dem heidnischen Götzen der Diebe und der Kaufleute geopfert und gelehrt hätten, man müsse die Juden schlachten, damit sie den Markt nicht verderben.

Der Verfasser spricht ein „Schlußwort, an das Judenthum selbst gerichtet". Er sagt darin: „Meiner Gesinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich sein, wie die vorliegende Schrift von Juden beurtheilt wird; ob sie deren Verfasser ebenfalls, höchst ungerechter Weise, zu der Zahl der Judenfeinde rechnen, seine Absicht so ganz und gar verkennend. Er haßt und kann keine Juden hassen, sie gehören der gesammten Menschheit an. Auch unter ihnen gibt es, wie unter allen Glaubensbekennern, gute und achtungswerthe Menschen. Dagegen aber steht das Rabbinische Judenthum, auf mosaische Theokratie sich lehnend, nach sorgfältigst vorangegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehässigkeit vor seinen Augen." Es ist brav, daß der Verfasser die Verkennung seiner Absichten nicht scheut; wer für Wahrheit streitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht, zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhasser ansehen; denn das ist wirklich so ihre verwerfliche Art, doch nicht ihre allein, es ist deutsche Art, Alles aus der Selbstsucht herzuleiten. Weil die Deutschen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede als etwas Häusliches beurtheilt; weil sie beständig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinste Zuglüftchen freier Berührung einen steifen Hals und jeder Wind ist ihnen ein Bösewicht; und endlich, weil sie aus Erfahrung wissen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen sie, das müsse jeder verständige Mann auch wissen, und wenn er also dennoch redet, müsse er seine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfasser die Juden nicht haßt, sondern nur das Rabbinische Judenthum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum sondert er das Rabbinische Judenthum nicht von dem körperlichen

Juden ab? Das Rabbiniſche Judenthum hat kein Auge, zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleiſch, das verwundet, keine Ehre, die verletzt werden kann; Ihr möget es verfolgen, ſo viel Ihr Luſt habt. Aber der wirkliche lebende Jude hat Auge, Herz, Fleiſch und Ehre, welche Menſchlichkeit zu ſchonen gebietet. Ihr ſagt, der Talmud ſei ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge und man müſſe ſie todt machen, um den Stein herauszuholen. Was gehen Euch die jüdiſchen Magenbeſchwerden an? Führt der Rabbinismus ſeine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgeſetz verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte; jene Albernheiten ſind nicht ſo gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eiſenmenger und von Euren Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jetzt lebende jüdiſche Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden ſich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holſt geſteht, es gäbe auch unter Juden *gute und achtungswerthe Menſchen*; er hat aber nicht geſagt, wie man dieſen guten und achtungswerthen Menſchen begegnen ſoll. Soll man ſie etwa lieben und ſchätzen? Meint er das, dann hätte er ſich auch damit begnügen ſollen, die *ſchlechten und verächtlichen Juden* dem Haſſe und der Verachtung, und ſich nicht erlauben dürfen, ſie auch dem *Drucke der Staatsgeſetze* preiszugeben. Hat er für die guten und achtungswerthen Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenſchaft, worin man die übrigen halten ſoll, gefordert? Man nenne mir ein Geſetz, das zum Vortheile der Beſſern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorſchlag zu einem ſolchen Geſetze! Sagt Ihr: *Mit gefangen, mit gehangen!* — nun gut, ich könnte auch in paſſenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit Euch haben. In Frankfurt am Main ſpricht man ſo gut wie in Hamburg von der Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabei bewenden, ihren Handel zu beſchränken? Man hindert ſogar ihre geiſtige Thätigkeit, ſtatt ſie zu befördern. Nicht mehr als *vier* jüdiſche Aerzte dürfen ihre Kunſt ausüben; und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt ſind, läßt man die Ueberzähligen, einem weiſen

Polizei-Geſetze zuwider, lieber ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung Kranke behandeln, als daß man ſich entſchlöſſe, ein thörichtes Geſetz aufzuheben. Advociren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht und einige jüdiſche Advokaten, die jetzt dort ſind, dürfen keine Rechtshändel führen und ſollten ſie darüber verhungern. Dieſe Ungerechtigkeit iſt um ſo größer, da jene Advokaten ſich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben und alſo damals nicht vorherwiſſen konnten, daß man in alte Barberei zurückfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben ſich alle dem Schacher, und dennoch verhindert Ihr die geiſtige Entwicklung derer, die ſich vom Schacher losmachen? Ich laſſe mich nicht abweiſen, ich will Antwort darauf haben. Ihr Herren von Frankfurt, ſagt mir, warum ſollen nur vier jüdiſche Aerzte, warum ſollen gar keine Juden Advokaten ſein dürfen? Seid ſo gut und antwortet mir. Schreiben die jüdiſchen Aerzte ihre Recepte etwa in hebräiſcher Sprache? Heilen ſie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Teſtaments? Stellen ſie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdiſchen Advokaten die Inſtitutionen und Pandecten nicht im Kopfe, rechten ſie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdiſcher Gelehrter Mitglied dieſes Vereines werden? Ihr Herren des Frankfurter Muſeums für Kunſt und Wiſſenſchaft, antwortet mir: warum nehmet Ihr keinen jüdiſchen Freund der Kunſt und Wiſſenſchaft, keinen jüdiſchen Gelehrten oder Künſtler auf? Ihr Herren der Frankfurter Leſegeſellſchaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter Euch ſitzen und den allgemeinen Anzeiger leſen? Ihr Herren von der Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künſte befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter Caſino, Euch frage ich nicht, warum Ihr keinen Juden unter Euch duldet, denn Ihr ſeid Handelsleute. Aber jene frage ich wiederholt und noch einmal ſei es geſagt, ich laſſe mich nicht abweiſen und will Antwort haben. Wie! die Körperſchaft der Advokaten, die der

Aerzte, der Gelehrten-Verein, das Museum, die Lesegesellschaft, die Beförderer nützlicher Künste, diese zusammen bilden vielleicht tausend Menschen, welche Alle die Feder zu führen geübt sind, und nicht Einer sollte aufstehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen straft, oder der beweist, das ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? Wenn Ihr Recht habt, so tretet hervor und vertheidigt Euer Recht!

Der Verfasser sagt: „Die Wohlfahrt Einzelner kann und darf ... nie von der Wohlfahrt der Gesammttheile getrennt werden.“ Dieses ist sehr wahr; aber wenn dieses wahr ist, so darf auch die Wohlfahrt der Gesammttheile nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen getrennt werden. Man darf nicht tausend Menschen aufopfern, um Zehntausenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch Jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß Euch sehr leicht fallen, zu beweisen, daß der Handel der christlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel der jüdischen eingeschränkt wird; aber was habt Ihr dadurch bewiesen? — Euren Vortheil, nicht Euer Recht. Fiat justitia, pereat mundus — sagt Ihr ja selbst, so oft es Euch bequem ist; aber wenn es Euch nicht bequem ist, sagt Ihr: Vivat mundus, pereat justitia! Noch vor zwanzig Jahren habt Ihr in Euern freien Städten eben so gegen Katholiken gewüthet, als Ihr jetzt gegen Juden wüthet; nun, die Zeit hat Euch zur Menschlichkeit genöthigt und Ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben so viel Reizendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um sie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der Euch befiehlt, auch die Juden als Eure Gleichberechtigten anzusehen? Aber Ihr wollt gezwungen sein. Der Deutsche ist taub, der Wagenführer der Zeit mag schreien so laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erst zu fühlen, wenn das rollende Rad Eure Glieder schon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängniß muß Euch bei der Brust packen und Euch hier und dorthin schleppen. Zu der Franzosenzeit genossen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte

und – ich habe es gesehen — Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Aepfelwein-Brüderschaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre länger der Gleichheit und Ihr hättet Eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten sich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hause und die Mäuse sprangen auf dem Tische; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihr Eure wie alte Semmel zusammengeschrumpften Grundsätze wieder hervor; da weichtet Ihr sie ein, um ihnen ein frisches Ansehen zu geben; aber sie sind locker und unschmackhaft geworden und nur wer ein Bettler ist am Geist, mag sie genießen. Schämt Euch!

Herr Dr. Holst hat ein Schlußwort an das Judenthum selbst gerichtet; aber damit endigt sein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfasser fiel es wahrscheinlich bei, man dürfe den Juden das letzte Wort nicht geben und darum ließ er hinter dem Kerne seines Buches noch einen Kometenschweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für diesen Anhang muß groß sein; denn es ist darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er seine jüdische Weisheit herausgeleimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des Judenhasses gefällig zu beweisen, den Namen jener beiden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierhersetzen, damit man sich daran erquicke. Man lasse sich von ihrer schweinsledernen Außenseite und ihrer Dicke (jedes derselben bildet einen halben Fuß großen Würfel) ja nicht abschrecken. Sie lesen sich so angenehm als Walter Scott's Romane. Das erste Buch, welches Herr Dr. Holst „ein rühmliches Werk" nennt, heißt: „Tractatus de Juribus Judaeorum: vom Recht der Juden, worinnen von denen Gesetzen, denen sie unterworfen, deren Heirathen, Contracten, Wucher, Testamenten, Successionen oder Erbfolgen, Verbrechen und deren Bestrafungen, Privilegien und Rechtswohlthaten, Oneribus und Beschwerden, insonderheit der Kronen-Steuer und guldenen Opfer-Pfenning, wie auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen und andern mehr, gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Gewohnheiten zusammengetragen und mit Praejudiciis, Decisionibus und Responsis überall bestärkt. Denen Richtern, Amtleuten und sonsten jedermänniglich zum Besten,

mit einem hierzu dienlichen Register versehen, herausgegeben von Joh. Jodoco Beck. J. U. D. Hochgrävl.-Hohenloh-Neuenstinisch und Hochgrävl. Griechischen Rath, bei Löbl. Universität Altdorf Pandectarum Professore Publico et Facultatis Juridicae Assessori Ordinario. Nürnberg 1741. 4." Der Hochgräfliche Rath Beck ist todt, die Universität Altdorf ist todt, das Hohenloh-Neuenstinische und das Griechische Reich sind beide todt und ich weiß nicht einmal, wo die zwei letzteren begraben liegen; aber die Grundsätze des Buches sind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutschen nachrühmen, daß sie die Kunst, Leichname einzubalsamiren, in hohem Grade verstehen. Die meisten ihrer Gesetzbücher sind Mumien, mit unverständlichen Hieroglyphen bemalt — und von solchen Kabinetsstücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: „Johann Andreä Eisenmengers, Professors der orientalischen Sprachen bei der Universität Heidelberg, Entdecktes Judenthum, oder: Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergestalt die verstockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit Gott Vater, Sohn und heil. Geist erschrecklicherweise lästern und verunehren, die heil. Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evangelisten und Aposteln, die christliche Religion spöttisch durchziehen und die ganze Christenheit auf das Aeußerste verachten und verfluchen; dabei noch viel andere, bishero unter den Christen entweder gar nicht, oder nur zum Theil bekannt gewesene Dinge und große Irrthümer der jüdischen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen, und zwar sehr vielen mit großer Mühe und unverdrossenem Fleiß durchlesenen Büchern mit Ausziehung der hebräischen Worte und derer treuen Uebersetzung in die teutsche Sprach, kräftiglich erwiesen und in zweien Theilen verfasset, deren jeder seine behörigen allemal von einer gewissen Materie ausführlichhandelnde Capitel enthält. Allen Christen zur treuherzigen Nachricht verfertigt und mit vollkommenen Registern versehen. Mit Seiner königl. Majestät in Preußen, allergnädigsten Special-Privilegio. Gedruckt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach Christi Geburt 1711. 2 Theile." Der erste Theil enthält 1016, der weite Theil 1111, beide Theile zusammen also 2127 Seiten in

Quart. Der Jahrgang des Morgenblattes hat mehr als achttausend Seiten und Ihr leset sie mit Vergnügen, warum solltet Ihr vor dem Eisenmenger zurückschaudern? von vielen, sowohl in artistischer als in national-ökonomischer Hinsicht, sehr nützlichen Gedanken, die ich über obigen Bücher-Titel gefaßt, will ich nur einige mittheilen. Wie bedaurungswürdig, daß der schöne gothische Baustyl der deutschen Sprache ganz verloren gegangen ist! Man vergleiche das ehrwürdige, hohe und geräumige Portal des Eisenmengerischen Judentempels mit dem winzigen Titel des Herrn Dr. Holst: „Judenthum in allen dessen Theilen"; das ist so zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Mischung von lateinischer und deutscher Sprache, wie vortheilhaft ist sie allen Lesern! Ist das Deutsche unverständlich, wird es vom Lateinischen erklärt; wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Herrn Dr. Holst nicht verstehen, das rein deutsch geschrieben ist? Dürfte ein neuer Schriftsteller von sich selbst sagen, was Eisenmenger gestand: daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt gewesene Dinge mitgetheilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdrossenem Fleiße gearbeitet und daß er treu übersetzt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftsteller auf sein Buch drucken lassen: Mit Seiner königl. Majestät in Preußen allergnädigstem Special-Privilegio? Was würde es ihm nützen? Das Buch wird doch nachgedruckt. Dürfte er humoristisch sein und sagen: daß in seinem Werke viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leser würde es für Ernst halten. Sonst brauchte man nur den Titel eines Buches zu lesen und man wußte schon Alles, was im Buche stand; jetzt aber muß man das ganze Buch lesen, um den Titel zu verstehen. Kann etwa Jemand den Titel folgenden Buches verstehen: „Der Typhus contagiosus und die Dysenterie in kosmischen Beziehungen, von Dr. Bührens, Arzt in Barmen"? Gewiß nicht, ohne das Buch gelesen zu haben, selbst dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin gelesen, daß der Verfasser zeige: „wie die großen kosmischen Epochen und Ereignisse, welche das Schicksal ganzer Länder und Völker entscheiden,

auch im organiſchen Ausdruck ſich wiederholen und offenbaren ... und wie von hier aus die dunkelſte Lehre der Pathologie zu verſtehen und zu erklären iſt.“ Hat Einer eine Vorſtellung, wie der Planet Jupiter mit dem Fleckfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung ſtehe? Wird er ſich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr beſſer ſollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Aſtronom iſt, die von ihm entdeckte Pallas als ein ſtärkendes Mittel verſchreibe? Ein Eiſenmengeriſcher Titel hätte keinen Zweifel aufkommen laſſen und über Alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Büchertitel noch ſo umſtändlich als vormals, welch' ein großer Vortheil wäre dieſes für Literatoren und Literatur? Man bedenke nur, wie groß der Ehrenſold heutiger Schriftſteller iſt und daß ſie nur noch zwei Drittheile weniger gewinnen, als die Verleger ſelbſt. Ein Eiſenmengeriſcher Titel könnte allein ſchon das Mittagseſſen einer literariſchen Familie bezahlen und wie viel ſolcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre ſchreiben! Die Bücher ſelbſt brauchten dann gar nicht verfaßt, alſo auch nicht geleſen, alſo auch nicht gekauft zu werden und man hätte nur jede Meſſe die zehn Bände des Leipziger Verzeichniſſes zu bezahlen.

Ich kehre zum Profeſſor Eiſenmenger und zum Herrn Dr. Holſt zurück. Letzterer erzählt weiter, was ihm Erſterer erzählt hat; nämlich: verſchiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner. Es ſcheint, Herr Dr. Holſt beneidet die Juden, daß ſie faſt noch größere Narren gehabt, als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden ſind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht ſo unheilbringend geweſen ſind, als die der Chriſten. Jene trugen eine hölzerne Pritſche in der Hand, ſtatt eines blutbefleckten Schwertes und wenn ſie ja ſich boshaft zeigten, ſetzten ſie den Gefoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber ſpaniſche Autos Da Fé-Mützen. Der Verfaſſer hat Recht, ſich über die Tollheiten der Rabbiner luſtig zu machen, er ſollte aber dabei nicht maliciös ſein. Ich bin überzeugt, daß er ſo viele Rabbiniſche Gelehrſamkeit beſitzt, als ich, der ich gar keine beſitze und daß er daher ſo gut als ich den erhabenen oder tiefen Sinn mancher Rabbiniſchen Lehre

verſtanden und nur mit Vorſatz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will verſuchen, ſeinen unzeitigen Spaß aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holſt macht ſich luſtig über folgende Talmudiſche Fragen und Räthſel.

1. „Ob des Engels Schwert am Eingange des Paradieſes wirklich von Stahl geweſen?“ — Ich ſehe nicht ein, was hierüber zu lachen iſt. Dieſe Unterſuchung hat einen technologiſchen Zweck und verdient es, daß ſich die Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und Gewerbe damit beſchäftige, wenn ſie auch ſonſt nichts Jüdiſches zuläßt. Es kommt hier darauf an zu entſcheiden, ob man zu Adam's Zeiten ſchon Stahl verfertigt hat, ob es damals ſchon Damascener Klingen gegeben, und wenn Eiſen und Stahl damals noch nicht bekannt geweſen, wie ſich Adam Feuer geſchlagen habe?

2. „Wie viel Adam von dem Apfel ſeiner Gattin bekommen haben möge?“ — Ich ſehe in dieſem Zweifel von Seiten der Herren Rabbiner nichts, als zugleich eine Artigkeit und eine Satyre. Wäre es nicht höchſt grob geweſen, wenn ſie geradezu gefragt hätten: Ob das Weib oder der Mann verdorbener ſei? Mit der Größe des Apfelbiſſes ſteht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie frugen alſo verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entſcheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dick geſchält und die Schale nebſt den Körnern, die ſie aus zarter Aufmerkſamkeit herausgenommen, allein gegeſſen hat, ſo kommt es auf Eins heraus.

3. „Ob das Ei, welches die Henne am Feſttage legt, genoſſen werden dürfe?“ — Herr Dr. Holſt behauptet, über dieſe Unterſuchung ſei ein ganzer Foliant geſchrieben worden. Dieſesmal hat er Recht, ſich luſtig zu machen; denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben ſich um ungelegte Eier bekümmert. Aber man muß nicht voreilig ſein. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden ſo bigott als ihre Herren, und gackerten am Sabbath nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es eſſen dürfe, oder nicht.

4. „Ob bei der Auferstehung der Todten alle Juden, oder nur ein Theil derselben, besonders die Gelehrten, aufstehen werden?" — Ich glaube, daß alle Juden aufstehen werden, doch nicht alle zugleich; denn sonst würden sie ein solches Geschrei machen, daß die Beisitzer des jüngsten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, so werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen und werden daher früh aufgeweckt werden müssen. Wenn man sie nicht brauchte, ließe man sie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. „Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber und auch früher auferstehen werden?" — Dieses wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden sie später aufstehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geschehe, würden sie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. „Ob dann Könige und Fürsten wiederum unter den Menschen sein werden?" — Nein; denn es ist bewiesen, daß Fürsten die Stellvertreter Gottes sind auf Erden, am Tage des Herrn endet also ihre Sendung.

7. „An welchem Orte die Auferstehung vor sich gehen werde?" Die Rabbiner entscheiden für Judäa, namentlich beim Oelberge und sagen, daß Diejenigen, die außer Judäa gelebt haben, sich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke fortwälzen müssen, um an Ort und Stelle der Auferstehung zu gelangen. Herr Dr. Holst nennt diese Lehre ruchlos und wahnsinnig und fragt: „wie es denn Diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, diejenseits der Meere, Inseln zugeschweigen, gelebt haben?" Es ist ganz offenbar, daß der Verfasser nur Händel sucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Persien weg, zu Lande nach dem Oelberge kriechen und der gottesfürchtige Chateaubriand wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen Itinéraire souterrain de Hambourg à Jerusalem zu schreiben. Napoleon auf St. Helena mag zusehen, wie er am jüngsten Tage fertig werde. Uebrigens, was hindert das Meer zur Auferstehung? Hat das Meer nicht einen

festen Grund, auf dem es ruht? Können die Todten nicht unter der See fortkriechen?

8. „In welcher Stunde, Minute und Secunde, nach jüdischer Tagesrechnung, reducirt auf alle übrigen Länder, das jüdische Volk seine Selbstständigkeit verloren habe?" — Darüber kann ich Bescheid geben. Das jüdische Volk hat ganz genau in der Secunde seine Selbstständigkeit verloren, wo es aufgehört hat, sie zu verdienen.

Der Verfasser hatte an einer frühern Stelle seines Buches gesagt: „ich bleibe bei dem Worte Juden überall stehen. Ich kenne keine Israeliten, oder nach der Ethymologie des Worts: Männer über Gott! Schon als Christ habe ich die schuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie der Art nicht zu begehen. Wie es aber hat möglich sein können, daß Juden sich noch jetzt eines solchen Ehrennamens haben anmaßen wollen, versteh' ich nicht." Der Verfasser hätte immer so aufrichtig sein sollen, zu sagen: ich verstehe nicht; dann wären die Irrthümer seines Urtheils doch nur die seinigen geblieben. Die Juden thaten Recht, die Welt und sich selbst dieses ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorstellung von Sclaverei und Unehre war mit diesem Namen unzertrennlich verbunden, und Worte, diese furchtbaren geheimen Oberen der Welt, regieren im Verborgenen. Der Name Israeliten ist keine Gotteslästerung; er bedeutet nicht Männer über Gott, sondern Männer, die gottähnlichen Wesen gleich sind. Die Bibel gibt darüber die nöthige Auskunft. Der Erz-Vater Jakob reiste einst bei Nacht und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er sich herumbalgte. Und als der Morgen anbrach, sprach der Mann zu Jakob: jetzt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da hast du was zum Andenken; und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Mensch, wie heißest du? Und der Mensch antwortete: das brauchst du nicht zu wissen, du aber sollst nicht mehr Jakob, sondern Israel heißen; „denn du hast um den Vorzug gestritten mit göttlichen Wesen und mit Menschen, und bist ihnen beikommen." Ein göttliches Wesen heißt aber hier nichts Anderes, als ein starker Mann, ein Held, und Jakob sollte ja nicht blos darum, sondern auch, weil er mit Menschen gekämpft, Israel heißen. Es ist ganz

klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte sich aus dem Staube als der Tag kam, um der arabischen Polizei nicht in die Hände zu fallen, und er wollte seinen Namen nicht sagen, um nicht verrathen zu werden. Jakob hinkte seitdem, und war also ein von Gott gezeichneter Mensch, wie man noch heute zu sagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, essen die Juden noch jetzt von keinem Hintervierte irgend eines Schlachtviehes. Diese Aufmerksamkeit scheint zwar nicht sehr schmeichelhaft zu sein, indessen bedenke man, daß in der zwischen einem Menschen und einem Ochsen gezogenen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt ist, können Parallellinien nie zusammenstoßen, sie bleiben immer auseinander stehen. So glaube ich also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Verfasser die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verstanden hat, oder nicht verstehen wollte, um sie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weise Männer sind, die man, ohne ihnen zu schmeicheln, nach meiner mathematischen Theorie mit verrückten Menschen in Parallele setzen kann. Dem Verfasser habe ich jetzt nur noch ein beruhigendes Wort zu sagen. Er äußert in seiner Vorrede: wie weit es ihm gelungen sein mag, der deutschen Literatur ein classisches Werk geliefert zu haben, „solches hängt weniger von dem Urtheil der Zeitgenossen ab, mehr von der Entscheidung der streng richtenden Nachwelt". Ich darf ihn versichern, daß er von dem Urtheile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An Euch wende ich mich jetzt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, sondern nur so handelt. Und wahrlich, unverständig thun, ist verständiger, als unverständig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen, weil Jude oder Christ: ich liebe sie nur, weil sie Menschen sind und zur Freiheit geboren. Freiheit sei die Seele meiner Feder, bis sie stumpf geworden ist, oder meine Hand gelähmt. Leben ist Lieben, Ihr aber seid Sclaven Eures Hasses. Ihr seid Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit ist eine harte Gebieterin. Frei sein wollen, heißt frei sein. Das Herz ist zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Brust kann

Raum ſein, um Tauſende zu haſſen. Ihr ſteht am ſichern Strande, hinausſchauend in das ſturmbewegte Meer; Ihr ſeht Schiffe mit den Wellen, Menſchen mit dem Tode ringen — und ihr habt Erinnerung für die kleinlichſten Zwiſte aus der alten Zeit des übermüthigen Friedens? Ihr ſeht reiche Ladung an der drohenden Klippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige ſtreiten? Der Schaum der zürnenden See benetzt Euch den Fuß, Ihr müßt vor Euch blicken, um Euch zu wahren, und Ihr ſchaut zurück Jahrtauſende weit? Die Zeit iſt reif an großen Dingen. Glücklich Ihr, daß Ihr nicht zu ſein braucht von den ſchweißtriefenden Schnittern, ſondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der ſchöne Tag der Garben kommt. Liebt Euch und vereinigt Euch. Doch müßt Ihr haſſen, iſt der Haß der Sauerteig Eures Lebens, der allein ihm Würze gibt, ſo haßt, was haſſenswürdig iſt: die Falſchheit, die Gewalt, die Selbſtſucht. Seid was Ihr wollt, gut oder ſchlimm, fromm oder ruchlos, weiſe oder wahnſinnig, doch ſeid nur etwas! Seid Glühwein oder brunnenkühles Waſſer, nur nicht abgeſtandenes Naß, daß Jeden anekelt — ſeid keine Philiſter!

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutſchland erduldet, iſt keine friſch aufgelebte; ſie hat ſich nur aufgerafft im letzten Kampfe des Todes. Die Flamme des Haſſes loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöſchen. Das tröſte die Leidenden. Shakeſpeare und ſeine Schweſter Erfahrung ſprechen:

Vor der Geneſung einer heft'gen Krankheit,
Im Augenblick der Kraft und Beſſ'rung, iſt
Am heftigſten der Anfall; jedes Uebel,
Das Abſchied nimmt, erſcheint am übelſten.

XXVII.

Les Pyrénées et le midi de la France, pendant les mois de Novembre et Décembre 1822. Par A. Thiers. Paris, 1823.

Was der Berg Sinai mit den Pyrenäen Aehnliches hat, liegt zu offen, als daß nöthig wäre, davon zu sprechen; aber darauf, was sie unterscheidet, muß etwas hingedeutet werden. Dem auserwählten Volke Gottes (auserwählt zu Staatspapiergeschäften und zu Marketendern der Aristokratie) wurde vom Berge Sinai herab ein einziger Gesetzgeber zugesendet; den Spaniern aber werden von der Höhe der Pyrenäen hunderttausend Gesetznehmer zugeschickt. Es ist höchst wunderbar! Der himmlische Vater, der doch so beredsam ist, daß er durch zwei einzige Worte die Welt erschuf, brauchte zehn längere oder kürzere Gebote, um den Hebräern nur die Grundzüge ihrer Verfassung vorzuzeichnen; den er begriff in seiner Weisheit, daß eine Welt leichter geschaffen, als glücklich gemacht sei. Die irdischen Väter aber sind viel mächtiger laconisch; sie geben den Spaniern nur ein einziges Gebot: Ihr sollt keine Verfassung haben — woraus die übrigen Gebote sich auf das Schönste ableiten lassen. Wer sich in diesen Dingen, worüber die Gelehrten noch gar nicht einig sind, etwas unterrichten will, der lese das angezeigte Werk. Der Verfasser hat die Pyrenäen erst in den letzten Monaten des verflossenen Jahres bereist, das will sagen: durchkrochen und überklettert. Er erzählt Manches, was zu wissen gut ist; aber zu beachten noch besser wäre. Er spricht von den ausgewanderten spanischen Mönchen, die gehörig beleibt sind, und, wie sie es in Spanien mit den Ihrigen pflegen, auch alle Franzosen, die sie auf den Landstraßen treffen, segnen wollen, worüber solche Franzosen lachen. Er spricht von der Glaubens-Armee, die Glauben weder hat, noch einflößt; von den Guerillas und ihren langen Messern, vor denen sich sogar Napoleon in eigener Person gefürchtet haben soll, er, der sonst Nichts gefürchtet; von der Regentschaft von Urgel und deren Gliedern, Mata-Florida, Baron Eroles; von Trappisten; von dem französischen Heere, das ganz und gar von milchbärtiger Beschaffenheit — und von noch

andern nützlichen Dingen. Der Verfasser hat eine schöne, malerische Darstellung; aber was helfen Farben? Die, welchen eine bildliche Belehrung Noth thut, verstehen sich nicht auf die Perspective, und eine Wahrheit, die nicht wenigstens in Haut-Relief dargestellt ist, fassen sie nimmer und nimmer.

XXVIII.

L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers; par un homme comme il faut. Paris, 1822.

Schulden machen darf auch in Deutschland Jeder; nur das Recht sie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutschen), ist dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieses Recht auch für die Unterthanen in Anspruch nimmt, darüber braucht man sich nicht zu wundern; es ist dieses eine der letzten Kohlen des verglimmenden Freiheitsbrandes der Franzosen.... Das ist aber auch schon Alles, was ich über das angezeigte Werk sagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtschaffenen Recensenten zu erwarten ist, das wäre im gegenwärtigen Falle theils überflüssig, theils schädlich. Ueberflüssig — weil diejenigen deutschen Leser, welche Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beste Französisch sprechen und also das Original verstehen; schädlich — weil denjenigen Deutschen, die kein Französisch sprechen, nämlich gemeinen Bürgersleuten, es gar nicht zukommt, Schulden zu machen. Der Verfasser selbst ist keineswegs der Meinung, daß Jeder ohne Unterschied berechtigt sei, Schulden zu machen; er fordert gewisse körperliche und geistige Eigenschaften dazu, und nur die damit Ausgestatteten bilden seinem Systeme nach den legalen Lehn-Adel, den Wechselbrief-Adel, die Schulden-Aristokratie.

Nicht blos seines Inhalts wegen, sondern auch darum ist dieses Buch merkwürdig, weil zwei deutsche Worte von bedeutendem Umfange, zusammen vier Sylben zählend — die Worte: Der Entlehner, ohne einen einzigen orthographischen Fehler darin

abgedruckt stehen. Das war eine schnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich schrieben sie in Paris: Sauberflut und Kopstick, welches heißen sollte: Zauberflöte und Klopstock. Wenn die Franzosen mit solchen Riesenschritten fortgehen in der Philologie, werden sie bald sagen können (vielleicht sagen sie es schon zur Zeit, wenn dieses gedruckt erscheint): Il n'y a plus de Rhin! — Dixi . . .

XXIX.

Ueber Etwas, das der Heilkunst Noth thut.

Ein Versuch zur Vereinigung dieser Kunst mit der christlichen Philosophie, von C. J. H. Windischmann, Professor der Philosophie und Medicin zu Bonn.

Leipzig, 1824.

Eine Beurtheilung dieser Schrift in der Hallischen Literatur-Zeitung beginnt mit den Worten: „Mit Wehmuth haben wir das Werk aus den Händen gelegt." Dieses lesend, ward ich sehr begierig, ein Buch kennen zu lernen, das man mit Wehmuth aus den Händen legt. Schon viele Bücher habe ich auf mancherlei Weise weggeschoben: mit Ueberdruß, mit Bedauern, mit Aerger, mit Zorn sogar; aber mit Wehmuth noch niemals. Auch ist es mir diesesmal nicht begegnet. Zwar las ich das Buch nicht ohne nasse Augen; aber es waren keine Schmerzensthränen, es waren nur diaphragmatische gewesen. Ich, ein Nicht-Arzt, muß es sehr allen Nicht-Aerzten empfehlen; denn keineswegs lernt man daraus, was der Heilkunst Noth thut — was wir etwa nicht verstünden — sondern man erfährt, was dem Herrn Windischmann Noth thut, und an der Noth eines sterblichen Menschen wird gefühlvollen Lesern mehr gelegen sein, als an der einer unsterblichen Wissenschaft.

Was uns gegen die Mystiker so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das Wahre, Tüchtige darin, welches sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahn-

losigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische, trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und sagen können: auf Erden sei keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar. Was uns gegen die Mystiker aufbringt, ist ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der sie, was Allen so verständlich wäre, in einem kauderwelschen Kanzlei-Style vortragen; ist ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem sie prahlen, wir Andern lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber lasse der Himmel sein Manna herabregnen; ist ihre grenzenlose Herrschsucht, die sie eine so enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen, Kindern zum Christgeschenk gegeben, groß genug zum Paradiese wäre; ist die Einbildung, die sie glauben macht, sie, sie Wenige, ständen erhaben über alle Menschen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit selbst — über die Zeitgenossen, die sie „moderne Schwätzer, faule Knechte und geschäftige Müßiggänger" schelten; über das Jahrhundert, das sie als ein „Zeitalter voll der Zerstreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermessenheit, ausgezeichnet vor vielen andern durch Flachheit der Einsicht und Mattigkeit der Gesinnung" schildern; ist endlich die Unduldsamkeit, mit der sie Alle hassen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgestalten, die ihrer eigenen kranken Phantasie erscheinen.

Von etwas Unvernünftigem eine vernünftige, von etwas Verworrenem eine geordnete, von etwas Dunkelm eine klare Darstellung zu geben, ist durchaus nicht möglich. Dem Unglücklichen, der die Schrift des Herrn Windischmann herabliest, folgt der sich immer dicker und dicker zusammenknäuelnde Unsinn auf dem Fuße nach; jagt den Geängstigten immer rascher und rascher, bis dieser, betäubt und athemlos unten angelangt, schnell die Flucht ergreift, sich des Gelesenen wenig erinnert und nur dem Himmel dankt, daß er seinen Verstand aus der Gefahr gerettet. So sind auch mir aus dem Buche nur wenige lichte Erinnerungen geblieben, die ich den Lesern mittheilen will. Der Verfasser versichert: nicht „aus irgend einem schriftstellerischen Kitzel" sei sein Werk hervorgegangen,

ſondern durch eine „entſcheidende Verfügung" ſei er hiezu veranlaßt worden. Fügung! da habt Ihr ſchon Gottes Finger und den Duft der Heiligkeit! Aber nicht von Fügung, von Fügungen hätte er reden ſollen, denn es waren deren zwei, die das Buch hervorgerufen. Die erſte Fügung war: eine „freundſchaftliche Aufforderung" die übernatürlichen und Wunder-Heilungen in Unterſuchung zu nehmen; und die zweite Fügung war: das durch ein Wunder geheilte Geſicht des Verfaſſers. Er ſagt in Beziehung auf Letzteres: „Die wichtige, durch Unberufene öffentlich ſo vielfach entſtellte, aber bisher, Gottlob, noch immer mehr bekräftigte Erfahrung, die er ſelbſt an ſeinen, viele Jahre hindurch ſchmerzlich leidenden, durch Stoß und Würfe zerrütteten Augen, zur Bewahrung der unerſchöpflichen Heilkräfte, gemacht," habe ihn veranlaßt, über das, was der Heilkunſt Noth thut, ernſtlicher nachzudenken. Ein ſchöner Dank für geheilte Augen, die Leute blind zu machen! Oder wollte der Verfaſſer ſeine Leſer blind machen, um die unerſchöpflichen Heilkräfte der katholiſchen Kirche auf eine recht ſchwere Probe zu ſetzen?

Mit Verwunderung gewahrt man, daß Herr Windiſchmann, ſo heilig er iſt, dennoch nicht verſchmäht, ſeine ſchriftſtelleriſche Eitelkeit gegen jeden möglichen Angriff zu verrammeln, ganz ſo wie es die irdiſchen Schriftſteller auch thun; wie dieſe nämlich in ihren Vorreden zu ſagen pflegen: gründliche Belehrung würden ſie mit Dank annehmen, ſchmähſüchtiger Kritik aber mit Verachtung begegnen — womit ſie ſagen wollen: Jedes Lob würden ſie mit Vergnügen anhören, allem Tadel aber gebührlich das Ohr verſchließen — ſo ſpricht Herr Windiſchmann auch; nur geht er hierbei noch mit einiger Tücke und Schlauheit zu Werke. Er ſagt nämlich: „gründliche Bemerknngen ſchätze er, jedoch auf Bemerkungen, die aus Abneigung, Spott, Hohn und Ingrimm gegen das Princip ſelbſt," auf welches er die Kunſt zurückzuführen ſuche, entſpringen, würde er keine Rückſicht nehmen. Das Princip aber, auf welches Herr Windiſchmann die Arzneikunſt zurückzuführen ſucht, iſt das Chriſtenthum. Mit der Unfehlbarkeit des Chriſtenthums wollte er ſeine eigene Fehlbarkeit decken! Wie weltlich ſchlau! Man kann aber dieſes Princip ſehr hoch ehren, und dennoch die Folgerungen

wahnsinnig finden, die der Verfasser daraus abzuleiten sucht. Ja jeden ächten Christen muß es, weil er ein ächter ist, um so mehr empören, Christus zum Doctor und seine Kirche zur Apotheke herabgewürdigt zu sehen.

In der Einleitung zu seinem Werke gibt der Verfasser eine Erklärung über den Begriff der christlichen Philosophie. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die neueren mystischen Schriftsteller alle in ihren Darstellungen selten einen Absatz machen, sondern ohne Ruhe und Rast bogenweit fort reden, so daß der Leser oft zu seinem Glücke eher den Athem als den Verstand verliert. Auch Herr Windischmann schrieb die ersten dreißig Seiten seiner Vorerinnerung ohne Absatz. Es ist dieses eine ganz feine Taktik, um Recht zu behalten, indem man den Lesern keinen Ruhepunkt gönnt, über das Gelesene nachzudenken, und es einer Prüfung zu unterwerfen. In diesem philosophischen Glaubensbekenntnisse des Verfassers ist so oft und so viel von Fleisch die Rede, daß es gute Katholiken während der Fastenzeit gar nicht werden lesen dürfen. Wer sich übrigens damit bekannt machen will, der setze, bevor er das Werk unternimmt, seine Standhaftigkeit in folgendem Satze auf die Probe: „Die Philosophie ist wesentlich nichts Anderes, als das streng in einem Zusammenhange fortschreitende Zusichselbstkommen, so wie nicht minder das auf eben diese Weise verfahrende Zusichselbstbringen und dann das Beisichselbstbeharren der im blos sinnlichen und fleischlichen Leben außersichseienden und — wie es sich am Ziele findet — außersichgekommenen und zu jedem Abgrunde des Lebens herabgesunkenen Vernunft.“ ... Was doch manche Menschen ein tiefes Leben haben!

Nachdem der Verfasser das, was er christliche Philosophie nennt, auseinander gesetzt, unternimmt er, von der Arzneikunst in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit eine Schilderung zu geben, und kommt endlich dahin zu sagen: „der bisher versuchten Charakteristik gemäß, können wir also mit dem Zustande, zu dem die Kunst herabgesunken ist, uns wohl nicht mehr länger befriedigen; wir müssen eine vollständige Neuerung und Wiedergeburt derselben wünschen und verlangen.“ Um diese Neuerung einzuführen und geltend zu

machen, geht er von folgenden Sätzen aus. „Die Entzweiung des Geiſtes und der Natur iſt der zureichende Grund alles Leidens und aller Krankheit ... der Sitz aller Krankheit iſt in einer Entzündung der Seele.... Es gibt eine erſte, eine Erbkrankheit, wie es eine Erbſünde gibt.“ — Aber unter dieſen vornehmen Redensarten liegt Nichts verſteckt, als eine gemeine bürgerliche Werkeltags-Wahrheit, und die Zeit iſt nicht mehr, wo eine philoſophiſche Grandezza uns zu verblüffen vermochte. Die Entzweiung des Geiſtes mit der Natur, das Leben nämlich, iſt die Urſache aller Krankheit, was Jedermann weiß. Der Tod iſt der große Arzt, der alle Krankheiten heilt, ſelbſt die unheilbaren; der examinirte, promovirte und recipirte Menſchen-Arzt jedoch ſoll kein Famulus des Todes ſein, ſondern deſſen Widerſacher.... Will man das egoiſtiſch hervortretende beſondere Leben einen entzündeten Theil des allgemeinen Lebens nennen, ſo iſt weiter nichts dagegen einzuwenden, als daß ſolche dichteriſche Ausdrücke in pathologiſchen Vorleſungen übel angebracht ſind.... Der Menſch, wie jedes organiſche Weſen, wird mit der Empfänglichkeit krank zu werden geboren; dieſe Empfänglichkeit nennt Herr Windiſchmann die Erbkrankheit. Was wird aber mit dieſem neuen Worte für eine alte Sache gewonnen? Kann man den alten Adam heilen? Was gewonnen wird? Das wird ſich finden. Herr Windiſchmann weiß recht gut, was er will. Damit wir das „Unglück des Bewußtſeins“ verlieren, müſſen wir von ſchmetternden Worten betäubt werden; wir könnten ſonſt Langeweile haben — der Weg nach Rom iſt weit.

Es läßt ſich denken, daß der Verfaſſer den thieriſchen Magnetismus nicht verſchmäht. Zwar iſt das noch nicht die liebe dunkle Nacht ſelbſt; aber immer eine Dämmerung, und als ſolche die erſte Stufe des Heils. Wir haben der magnetiſchen Beluſtigungen ſchon ſo viele und ſo würzige genoſſen, daß es ſelbſt Herrn Windiſchmann nicht möglich war, uns hierin etwas Neues zu geben; es müßte denn folgende Bemerkung als eine Neuigkeit angenommen werden. Von der magnetiſchen Heilwirkung durch Auge, Mund und Hand redend, ſagt er: „Schon das Faſſen bei den Schultern, wenn man einen Freund oder Bekannten recht ernſt und eindringlich ergreifen,

überzeugen, ſtimmen, bewegen will, deutet auf den magiſchen Einfluß der Hand hin.“ Jetzt kann man ſich auch das Räthſel erklären, warum der ertappte Gauner, ſtatt fortzulaufen, ſich ſo geduldig von einem Polizeidiener ins Gefängniß ſchleppen läßt. Es iſt der magiſche Einfluß der polizeilichen Hand, auf Schulter und Kragen ausgeſtrömt, welchem der arme Teufel ſich unterwerfen muß.

Haben wir den thieriſchen Magnetismus erreicht, dann erſteigen wir die zweite Stufe des Heils, nämlich: „Die Heilung durch den Glauben und das Gebet.“ Hier aber iſt es ſchwer, den ſchlauen Plan des Verfaſſers völlig zu vereiteln. Er hält das Lächerliche hinter dem Erhabenen, das Verächtliche hinter dem Ehrwürdigen, das Gemeine hinter dem Heiligen ſo ſorgfältig verſteckt, daß nicht möglich iſt, den Schuldigen zu treffen, ohne den Unſchuldigen zu verletzen. Nur folgender Behauptung, weil ſie keck hervortrat, war beizukommen. Herr Windiſchmann ſagt: „Wir wiſſen mit vollkommener Gewißheit und ohne alle Selbſttäuſchung, daß es Umſtände gibt, unter denen ſelig entzückte Menſchen, nicht etwa in wilden Phantaſien, ſondern Andern ſichtbar und leibhaftig und wie im Fluge erhoben worden, nicht etwa nur einige Zoll über die Erde, wie dies häufig genug geſchehen, ſondern bis zu anſehnlichen Höhen, wie dies aus den gewiſſenhafteſten Unterſuchungen erwieſen werden kann.“ Gegen den Comparativ der anſehnlichen Höhen würde Niemand etwas einzuwenden finden, wäre nur erſt der Poſitiv einige Zoll in Richtigkeit gebracht — il n'y a que le premier pas qui coûte; aber eben mit dieſen kleinen Zollen hat es große Schwierigkeiten. Die böſe Welt wird darüber lachen, denn leider fehlt den meiſten Menſchen jener „kindliche Glaube“, welcher „die Gewißheit der Möglichkeit zur Wahrheit der Wirklichkeit erhebt“. (Schade, daß Molière dieſe Redensart nicht gekannt! Sie wäre eine Zierde ſeiner Femmes savantes geworden.)

Aber, — möchte wohl mancher Leſer fragen — wäre es denn möglich, daß einem Profeſſor zugleich der Philoſophie und der Medicin, daß es Herrn Windiſchmann mit den von ihm ausgeſprochenen Anſichten und Behauptungen Ernſt ſein ſollte? Mit Recht fragſt du das. Es iſt ihm auch nicht Ernſt damit, und er lacht im Stillen wohl ſo ſehr darüber, als wir es laut thun. Um

die Menſchen klug zu machen, muß man klug ſein; ſie dumm zu machen, muß man dumm ſcheinen. Herr Windiſchmann hat ſeine eigenen Anſichten. Sein Zweck aber iſt, in klaren und wenigen Worten auszuſprechen, folgender. Der Papſt ſoll der Kranken Aesculap ſein, und in bedenklichen Fällen ſoll man ſtatt ärztlicher Conſultationen Concilien halten; denn nur aus dem Heilſchatze der Kirche iſt Geſundheit und Geneſung zu holen. Die Sacramente und die Sacramentalien bilden die wahre Materia medica. Man ſoll heilen durch das Abendmahl, durch den ſo ſüßen Namen Jeſus, durch den Exorcismus. Da aber ſolche Arzneien nur geben kann wer die Weihe empfangen, müſſe es werden, wie es einſt geweſen, nämlich die Prieſter ſollen zugleich Aerzte ſein. Bis dieſe edle Schmelzung zu Stande gebracht, ſollen einſtweilen die Aerzte mit den Prieſtern ſich verſtehen und am Krankenbette gemeinſchaftlich mit ihnen wirken. . . . Der gnädige Gott wird verhüten, daß es nicht ſo komme, und wir tröſten uns mit des Verfaſſers eigenen Worten: „Die durch den giftigen Nebel annoch blutig hindurchſchimmernde Morgenröthe verkündigt uns durch manche Zeichen, daß die Sonne der Wahrheit die epidemiſchen Dünſte bezwingen, den heitern Himmel einer unvergleichlich großartigen Wiſſenſchaft und Kunſt bewirken und das Leben in jeder Art ſeines Berufs verjüngen wird."

XXX.

Lettres sur la toilette des Dames. Par Mme. Elise Voïart. Paris, 1822.

Nicht wegen, ſondern ungeachtet ihrer vornehmen Verwandtſchaft ſind die Kabinetsgeheimniſſe der Weiber zu achten. Werden auch im geheimen Putzrathe Aphroditens Eroberungen beſchloſſen, ſo ſind es doch friedliche, keine anderen Verfaſſungen werden bedroht, als die der Männerherzen, und wird geraubt, geſengt, gebrandſchatzt, gemordet, ſo geſchieht es nur mit ſüßer Grauſamkeit und die Beſiegten ſind ſo glücklich als die Sieger. Freilich iſt es

zu tadeln, daß die Weiber auch, weil sie die wahre Quelle ihrer Macht nicht kennen, ungebührlich mehr Sorgfalt auf ihre äußern als auf ihre innern Angelegenheiten wenden, und daß sie Liebe öfter erzwingen, als verdienen. Eine Frau von innerer Güte ist immer liebenswürdig befunden worden, und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, ist gewiß nicht liebenswürdig. Wohl ist die Liebenswürdigkeit eine geschenkte Gabe der Natur, die man nicht erwerben kann, und Geist und Herz können herrliche Früchte tragen, ungeschmückt von schimmernden Blüthen; — weiß es aber eine Frau von Geist und Herz und ohne Schönheit, daß sie nicht liebenswürdig sei, dann wird dieses Bewußtsein die Anmuth der Entsagung über ihre Natur verbreiten und das Gefühl des Mangels den Mangel fast ersetzen. Es gibt keine Kunst, zu gefallen! . . . Die Kammermädchen von ganz Europa werden entsetzlich schreien, wenn ihnen diese Lehren zu Ohren kommen, welche bezwecken, ihr Amt überflüßig zu machen. Sie werden sagen: das wären aufrührische Gesinnungen, und ich gehörte auch zu den vielen Millionen Menschen, welche das kleine Häuflein ehrgeiziger Unruhstifter bilden, die alles Bestehende über den Haufen werfen wollen. Aber was ich gesagt habe, habe ich gesagt; ich fürchte die Central-Untersuchung der Kammermädchen nicht — es gibt keine Kunst zu gefallen! Doch mögen sich die Kammermädchen trösten, wir haben und sie behalten Recht. Ihre Gebieterinnen werden fortfahren, sich zu schminken, ob sie zwar Keinen damit täuschen, als sich allein, und sie werden, um damit zu zermalmen, sich ferner falsche Zähne einsetzen, die ihnen nicht anhänglich sind und bei jedem ernsten Gebrauche abfallen. Da sich die Dinge so verhalten, werden Schriften über die Toilette immer gesucht und benutzt werden. Aber das angezeigte Werk ist zu sehr zu empfehlen, als daß man erwarten dürfe, daß es sich empfehlen werde. Die würdige Verfasserin schrieb keinen Machiavelli, sondern einen Telemach der weiblichen Regierungskunst. Alle Lehren, die sie gibt, sind weise und gut. Seelenreinheit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Bewegung, Luft und Wasser werden als die besten Mittel gepriesen, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Zwar theilt sie auch Vorschriften mit, wie die weiblichen Reize gegen Wind und Wetter, gegen Nebel,

Kälte und Hitze und gegen den unüberwindlichen macedonischen Phalanx, den man Zeit nennt, sich künstlich vertheidigen können; aber die gepriesenen Mittel sind wenigstens unschädlich und der schädlichen geschieht nur Erwähnung, um davor zu warnen.

Ein Werk über einen so wichtigen Gegenstand, als der Putz der Weiber ist, verdient etwas umständlich besprochen zu werden. Das Buch ist angenehmer Weise in Briefe eingekleidet, welche eine alte Gräfin einer jungen Baronin schreibt. Die Lehrmeisterin, um das Zutrauen ihrer Schülerin zu erlangen, beginnt damit, zu erzählen, auf welche Weise sie eine große Toiletten-Kunstkennerin geworden. Im Jahre 1744 sei sie in die Dienste der Prinzessin W. getreten. Diese habe schon gealtert und noch den Putz geliebt. Durch ihr Amt berufen, den Zubereitungen der fürstlichen Reize beizuwohnen, habe sie erstaunliche Dinge erfahren. Eigenes Nachdenken und Lectüre hätten ihr endlich die verborgensten Mysterien der Toilette aufgedeckt. Nach dem Tode der alten Fürstin habe sie das Putz-Ministerium auch bei deren Nachfolgerin bekleidet, und während ihrer Amtsführung sich neue Kenntnisse gesammelt. Diese herrliche Fürstin wäre aber frühzeitig gestorben. Darauf habe die junge Gemahlin des Kronprinzen, die glänzende Karoline, sich an den Erb-Toiletten-Tisch gesetzt. „Ihre Schönheit konnte der nachhelfenden Kunst entbehren; weise Rathschläge wären ihr indessen nicht ohne Nutzen gewesen.... Neue Moden schwärmerisch liebend, nahm sie ohne Unterscheidung auch solche an, die ihrer schönen Gestalt schaden konnten. Ich wagte einige Ermahnungen, aber die Fürstin verschmähte meine veralteten Lehren, lachte über meine Kunst, hielt ihre Jugend für ewig und ließ sich die Möglichkeit nicht träumen, daß man je vierzig Jahre alt werden könnte.“ ... Da konnte es die gekränkte Dame nicht länger aushalten. „Betäubt von dem Getöse eines Hofes, wo man mich als überzählig unter den Lebenden rechnete, kehrte ich in mein Vaterland zurück. Auf meinen stillen Gütern genieße ich endlich der Süßigkeit eines friedlichen Lebens. Ich rufe mir meine gemachten Erfahrungen zurück, denke nach über das, was ich in der Welt gesehen habe, vergesse ihre Irrthümer, ihre Nichtswürdigkeiten, ihre Launen, ihre Falschheiten, um mich nur an das zu erinnern, was ich Gutes und Nütz-

liches bemerkt." ... Jetzt 79 Jahre alt und dem Grabe nahe, wolle die Vielerfahrene die wenigen Tage, die ihr noch bleiben, benutzen, ihrer theuern Emma die wichtigen Lehren der Toilettenkunst beizubringen.

Der Unterricht beginnt mit der Geschichte der Kunst. Sie steigt bis vor der Sündfluth hinauf. Der Engel Azaliel lehrte die Töchter der Menschen ihr Gesicht zu schminken. Seine Herren Brüder, die Engel, fanden die Jungfrauen schön, verliebten sich in sie, und aus dieser Verbindung des Genius mit der Schönheit entsprang ein herrliches Menschengeschlecht, welches die heilige Schrift die Starken, die Gewaltigen nannte.... So wird die Geschichte der Kosmetik bis auf neuere Zeiten herabgeführt, wobei viele gute Gelehrsamkeit aus den Schriften Winkelmanns, Böttigers und Herders verschwendet wird. Darauf geht die Verfasserin alle Glieder des weiblichen Körpers mit den daran befindlichen Reizen durch, wobei sie mit dem Kopfe anfängt und mit den Füßen endigt. Es ist ein seltenes Verdienst, wenn eine Schriftstellerin Etwas mit Kopf anfängt! ... Im Capitel von der Haut-Cultur geschieht der berühmten Poppea, der Gattin Nero's Erwähnung. Diese hatte ein merkwürdiges Schönheitsmittel erfunden, das ihren Namen führte. Es besteht aus Weizenmehl, Honig und Eselsmilch zu einem Brei gekocht, mit dem man des Nachts das Gesicht überstrich. Morgens wurde diese Teigmaske abgenommen. Plinius erzählt von genannter Kaiserin, daß sie fünfhundert Eselinnen in ihren Ställen hatte, in deren Milch sie sich badete, und daß ihr auf allen ihren Reisen diese fünfhundert Eselinnen nachgeführt wurden. ... Das Capitel von den Runzeln ist schauerlich. Sie werden genannt: „verrätherische Zeichen, welche die Hand der Zeit schonungslos den Stirnen der Schönen aufdrückt, und welche der Himmel in seiner gerechten Strenge geschaffen zu haben scheint, die vernünftigen Weiber dadurch zu mahnen, die Koketten damit zu quälen, die Liebesgötter damit zu verscheuchen. Diese Feindinnen der Schönheit schleichen sich, anfänglich schwach und furchtsam, eine nach der andern, in die Winkel der Augen. Die erste Runzel ist ohne Bedeutung, auf die zweite wird nicht geachtet; sind sie aber bis zur Zahl drei gestiegen, dann erhebt die Schönheit ein Lärmgeschrei; und

wirklich kündigt dieſes furchtbare Trio das endloſe Gefolge aller der Runzeln an, die ſich nach und nach auf der Stirne, unter den Augen, um den Mund, um den Hals, kurz überall anſiedeln. Ich erinnere mich noch des ſchrecklichen Eindrucks, welchen die Erſcheinungen der Runzeln auf die Prinzeſſin Amalie machten. Ein Entſetzen bemächtigte ſich ihrer, demjenigen gleich, welches die düſtern Mahnungen des heimlichen Gerichts zu bewirken pflegten, als in jener Zeit der Verwirrung ſich die deutſchen Bürger das Schwert der Gerechtigkeit angemaßt." Die armen Weiber! Warum wiſſen ſie nicht, daß die Mütterlichkeit unvergängliche Schönheit gibt, daß die verblühte Jungfrau zur jungen Mutter, die gealterte Mutter zur jungen Großmutter wird, und die gealterte Großmutter als junge Urgroßmutter unter das Grab verſchwindet? Warum lernen ſie nicht in der ihren Töchtern und Enkelinnen abgetretenen Schönheit die Auferſtehung ihrer eigenen finden? Sie werden dann mit Entſetzen leſen, daß die engliſchen Damen, um ſich jung und ſchön zu erhalten, Wein trinken, worin man Nattern lebendig erſtickt hat! ... Unter den empfohlenen Schminken iſt eine, der man die Tugend der Sentimentalität nicht abſprechen kann; nämlich das rothe Band der Ehrenlegion. Man taucht es in eine geiſtige Flüſſigkeit und reibt ſich die Wangen damit. Es iſt gewiß höchſt romantiſch, wenn junge franzöſiſche Officiere Heldenthaten verrichten und in Schlachten ihr Blut vergießen, um ihren blaſſen Weibern eine Schminke mit nach Hauſe zu bringen! ... Bei Gelegenheit des Schminkens wird erzählt, die alten römiſchen Triumphatoren hätten ſich geſchminkt, wenn ſie als Sieger eingezogen in die ewige Stadt. Daraus mögen Leſerinnen erfahren, wie ſehr die Triumphatoren unſerer Tage an Seelenſtärke und Hochherzigkeit die alten übertreffen. Die Letztern nämlich vermochten blos in der Schlacht nicht blaß zu werden, ſobald ſie aber, nachdem ſie unerſchrocken mit afrikaniſchen Löwen, mit egyptiſchen Krokodillen, mit deutſchen Bären und Wölfen gekämpft, in Rom einzogen und römiſche Schuſter und Schneider ſie mit Freudengeſchrei empfingen, erblaßten ſie ob der göttlichen Ehre, die ſie — Menſchen — genoſſen, und um dieſe Bewegung zu verbergen, ſchminkten ſie ſich. Unſere Triumphatoren aber, welchen jedes Stadtthor eine Triumph-

pforte iſt, wenn ihnen die verſammelte Menge Vivat ruft, die Häuſer illuminirt, Feuerwerke abgebrannt werden, die Glocken läuten, die Kanonen donnern, werden weder blaß noch roth, ſondern nicken blos etwas weniges mit dem Kopfe, womit ſie ſagen wollen: Gut, gut, Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan — ſo unerſchrocken ſind ſie.... In dem Capitel von den Haaren wird Folgendes erzählt: „Mehr als einmal gebrauchte die Kirche in Frankreich ihr Anſehen, dieſe oder jene Art des Kopfputzes anzubefehlen oder zu verbieten, bald waren es die kurzen, bald die langen Haare, die den Zorn der Fürſten der Kirche erregten. Man kennt die verderblichen Folgen, welche die mißverſtandene Frömmigkeit Ludwigs VII. hatte, der ſich in ſeinem Gewiſſen für verpflichtet achtete, das Beiſpiel der Unterwerfung gegen die wiederholten Gebote der Biſchöfe zu geben, und ſich Kopf und Bart abſcheeren ließ. Seine junge Gattin, Eleonore von Guyenne, ſpottete ſeiner wegen dieſer Nachgiebigkeit, und ein ſo geringfügiger Umſtand war die Urſache ihrer Eheſcheidung. Leonore gab ihre Hand und großen Beſitzungen an Heinrich von Normandie, der kurze Zeit darauf den engliſchen Thron beſtieg, und unſere ſchönſten Provinzen fielen dem Ausland zu. Daher, ſagt Saint-Foix, jene grauſamen Kriege, welche Frankreich drei Jahrhunderte verwüſteten; mehr als drei Millionen Franzoſen kamen um, weil ein Erzbiſchof ſich gegen die langen Haare ereifert, weil ein König die ſeinigen abſchneiden ließ, und weil ſeine Frau ihn mit ſeinen kurzen Haaren und ſeinem glatten Kinn lächerlich gefunden.“ ... Noch ein anderes Beiſpiel von dem wechſelſeitigen Einfluſſe der Politik und Kosmetik wird da mitgetheilt, wo von der Wartung des Mundes die Rede iſt. Es wird nämlich vor der übeln Gewohnheit gewarnt, ſich in die Lippen zu beißen. Frau von Pompadour war dieſer Unart ergeben. „Ehrgeizig und gefallſüchtig, wie ſie war, ließ ſie die Miniſter und Generäle zu ihrer Toilette kommen und zeichnete mit Schminke und Schönpflästerchen die Plane zu den Feldzügen vor. Oft erfuhr ſie Widerſprüche von Denjenigen, die ſich ihrer Entſcheidung nicht unterwerfen wollten, dann biß ſie ſich vor Zorn bis auf's Blut in die Lippen. Dieſe wiederholten Biſſe entzündeten die Haut, das feine Gewebe der Lippen zerfaſerte ſich, und eine hartnäckige Krankheit

gab ihnen eine scheußliche Gestalt. So verlor Frau von Pompadour mit ihrer Schönheit die Gunst ihres königlichen Anbeters."

Aus den angeführten Stellen ersieht man, daß sich in diesem Werke über die Toilette die Leserinnen auch etwas über die Geschichte unterrichten können. Darum auch ist das Buch zu empfehlen, und ob es zwar nicht nöthig ist, daß es Mütter ihren Töchtern in die Hände geben, braucht sie es doch nicht zu beunruhigen, wenn sie es darin finden sollten.

XXXI.

Die Serapions-Brüder,

gesammelte Erzählungen und Märchen. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann.

Erster und zweiter Band. Berlin, 1819.

Aus dem Meere der deutschen Leihbibliotheken (nur das Salz und die Tiefe unterscheidet jenes von diesen) ragen die Schriften Hoffmanns als tröstende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend springen wir ans Ufer, küssen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch und sind beglückt, uns aus der Wassernoth gerettet zu sehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, stellen sich seine Bedürfnisse ein: der Hunger und der Durst; doch da rieselt keine Quelle, und so schöne Früchte uns auch locken, sie sind uns fremd, wir wagen die giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer ins Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfspießen bewaffnet, auf uns zu. Ueberreste verzehrter Menschenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entsetzt an den Strand zurück, und vertrauen uns der gräulichen Wasserwüste von neuem an.

Unsere Furcht vor dem nassen Tod wird wohl verziehen, denn sie wird getheilt, und unsere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieses so schnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundschaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die schönen Früchte

nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlschmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreste, wahrscheinlich natürlich verstorbener Menschen, uns entsetzten — das bedarf einer Rechtfertigung. Sie ist schwer, verdrießlich. Denn, wie es unbequem ist, Menschen, die man nicht liebt, achten zu müssen, und schmerzlich, sie nicht lieben zu können, wenn man sie achtet — so ist es auch mit ihren Werken. Aber, wer ist Preisrichter über diese Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geist erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder — hält ihn auch zurück, wenn es mit dem Ausspruche nicht zufrieden ist.

Mag der richtende Verstand diese gesammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die Empfindung schweigt gewiß, wenn sie nicht gar murrt gegen den Ausspruch.

Aus verschiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Märchen zerstreut und einzeln erschienen, hat sie der Verfasser gesammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenstande der Beurtheilung, nicht blos wie, sondern auch, daß sie zusammengestellt worden. Denn oft geschieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde sich zum Tage reiht; daß ein kindisches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenschaftliche Laune uns reizt und ergötzt, dagegen uns schmerzlich berührt, wenn jenes Spiel, durch häufige Wiederholung, sich als Ernst, und jene Laune, durch ihre Dauer, sich als Gemüthsart darstellt.

Einige Freunde verabreden sich, an bestimmten Tagen zusammenzukommen, um sich die Schöpfungen ihres Geistes und wechselseitig ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Sie nennen sich Serapions-Brüder, nicht darum blos, weil sie am Kalendertage des Märtyrers Serapion sich zum ersten Male vereinigt hatten, sondern auch, weil sie im Geiste jenes Heiligen dichten und trachten wollten. Der heilige Serapion hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiser Decius den grausamsten Märtyrertod erlitten. Man trennte die Juncturen der Glieder, und stürzte ihn dann vom hohen Felsen herab. Das ist aber keineswegs das hohe Ziel, das sich die Berliner Serapions-Brüder vorgesetzt; sie sitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden und trinken italienische Weine, auch wohl

kalten Punſch, leben alſo gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in dem Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Clubs und ſeine Regel zu der ihrigen gemacht, als ſie ihre poetiſche Dichtungen in dem Geiſte eines gewiſſen verrückten Grafen ſchaffen wollten, der ſich für den Märtyrer Serapion hielt und einſiedleriſch lebte. Mit der Geſchichte dieſes Wahnſinnigen beginnt das Buch. Einer der Freunde erzählt ſie. Auf ſeinen Reiſen habe er von dem Grafen gehört, und ihn in dem Walde, wo er ſich angeſiedelt, aufgeſucht. Darauf habe er ſich in ein Geſpräch mit ihm eingelaſſen und ihn nach den Grundſätzen Pinels und Reils von ſeiner fixen Idee heilen wollen; ſei aber ganz beſchämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewieſen, wie er, der pſychologiſche Experimentator, eigentlich verrückt ſei, indem er nicht begreifen wolle, daß ſie ſich in der thebaiſchen Wüſte befänden. Darauf habe ihm der Graf mit hoher Begeiſterung einige Geſichte mitgetheilt, die in Erſtaunen ſetzten wegen der *plaſtiſchen Rundung* und des *glühenden Lebens*, mit der ſie dargeſtellt wurden.

Nachdem dieſe Erzählung geendet, läßt ſich einer der verſammelten Serapions-Brüder wie folgt vernehmen: „Ich verehre Serapions Wahnſinn deshalb, weil nur der Geiſt des vortrefflichſten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß ſo manches Dichterwerk wirkungslos bleibt, als daher, daß der Dichter nicht das wirklich ſchaute, wovon er ſpricht? Vergebens iſt das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben ſollen, woran er ſelbſt nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erſchaute. Der Einſiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geſchaut, was er verkündete, und deshalb ergriff ſeine Rede Herz und Gemüth.“ „Deſſen wollen wir eingedenk ſein, ſo oft wir bei unſern Zuſammenkünften Einer dem Andern nach alter Weiſe manches poetiſche Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geſchaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden. Der Einſiedler Serapion ſei unſer Schutzpatron, er laſſe ſeine Sehergabe über uns walten, ſeiner Regel wollen wir folgen als getreue Serapions-Brüder.“

So durch und durch, so ganz, nicht blos nach Innen, sondern auch an seinen Oberflächen werthlos, so ohne die geringste Beimischung von Wahrheit, ist jener Lehrsatz, der von der Natur des Dichters gegeben wird, daß Täuschung und Verwechslung unmöglich ist und es nur weniger Worte bedarf, um zu zeigen, worin die Falschheit bestehe. Wie die Anbetung den Gott, so schafft erst die Bewunderung das Kunstwerk, es sei ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein Anderes. Ist es in jedem Kunstwerk die Vollkommenheit irgend eines Wesens, was jene Bewunderung erregt, so muß, daß diese erregt werden könne, jenes Wesen faßlich sein — faßlich für den Verstand, für den Glauben oder die Phantasie. Wie aber kann ein Kunstwerk faßlich werden, wenn es der Künstler nicht freigibt, wie kann es in unsere Sinne, in unseren Geist einziehen, wenn es die Werkstätte des Künstlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den Blumen seiner Wartung, die er in den Boden unserer Phantasie verpflanzt, auch die Blumenerde versetzen, aus der jene hervorgesprossen, will er durch seine eigene Phantasie die des Lesers verdrängen, dann weisen wir seine Gaben zurück, weil wir nur für das Geschenk, nicht aber für den Geber Raum haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er selbst glaubt, nie anschaulich, wenn er das, was er uns zeigt, selbst gesehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Mährchen zur Geschichte, die den Verstand befriedigt, sättigt, und alle Lust der Einbildungskraft zerstört. Dann wird das Bild zum Conterfei, mit aller Beschränkung, worin jede Wirklichkeit gefangen ist; dann wird das Kunstwerk zum Spiegelbilde des Künstlers, ein Schatten, wenn wir es vorwärts, ein nüchternes Dasein aus Fleisch und Bein, wenn wir es rückwärts schauen. Es ist falsch, daß der wahre Dichter ein Seher sei. Ein Seher ist ein verzückter oder ein verrückter Geist, ein Gott, zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Mensch, zu dem wir nicht hinabsteigen können. Der Dichter aber muß menschlich fühlen, um Menschen zu bewegen.

Daß er dieses muß, daß er nicht glauben dürfe, was er glauben, nicht sehen, was er anschaulich machen möchte, das hat der Verfasser der Serapions-Brüder unwiderleglicher, als ein Anderer vermöchte, an seinem Werke selbst gezeigt. Er hat geglaubt,

er hat geſehen, darum ſind es aber auch keine Dichtungen, die er uns gibt; ſie ſind nicht etwa mehr, nicht etwa weniger, ſie *ſind* ein Anderes. Er gibt uns eine werdende, noch im Gähren begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Waſſer, Feuer, Erde und alle Elemente, die Thiere des Waldes und die Fiſche des Meeres und die Vögel in den Lüften, Alles bewegt ſich in tollem Taumel und ſtreitet um die Herrſchaft; nur der Menſch iſt abweſend. Aber es iſt nicht etwa der heitere Muthwille, der mit Freiheit und Ergötzen Alles untereinander wirft, es iſt der vom Hexentrank berauſchte Blocksberg-Reiter, der treibt, weil er wird getrieben, und ſo findet der Leſer an der Beſonnenheit des Dichters keine Bruſtwehr, die ihn vor dem Herabſtürzen ſichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter ſeinen Füßen der Schwindel überfällt.

In allen dieſen geſammelten Erzählungen und Märchen herrſcht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnſucht nach einem tieferen, nach einem unterirdiſchen Leben, die den Leſer anfröſtelt und verdrießlich macht. Es iſt Phantaſie darin, aber ohne den regelnden Verſtand. Es iſt Phantaſie darin, aber nicht die hellaufflammende, ſchaffende, ſondern eine rothglühende, zerſetzende Phantaſie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren geſehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf wegſchleudern, bis ſie zuletzt als gräuliche Rumpfe umherſpringen, der hat die Geſtalten der Hoffmann'ſchen Erzählungen geſehen, nur daß dieſe von allen Gliedern den Kopf zuerſt verlieren. Man hört nicht die Ausſprüche eines verzückten, begeiſterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geſtändniſſe eines auf die Folter geſpannten Gemüths. Es iſt kein Tagesſtrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwiſchen, Blitzen und Feuersbrünſten. Man hört in dieſer öden, herbſtlichen, welken Natur keinen Ton eines friſchen geſunden lebenskräftigen Weſens, man hört nur das Gewinſel der Kranken und Sterbenden und das Geſchrei der Eulen, die um Aeſer ſchwirren. Selbſt die Muſik, die in allen Werken des Verfaſſers widerklingt, ſie dient nicht dazu, den Himmel, deſſen Dolmetſcherin ſie iſt, auf die Erde herabzuziehen und ihr verſtändlich zu machen, ſie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeß-

lichen Abstand zwischen Himmel und Erde zu beweisen, zu zeigen, daß jene Höhe von sehnsuchtsvollen Menschen nie erreicht werden könne, und ihnen „das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben“ genau vorzurechnen, damit sie ja nicht der Verzweiflung entgehen.

In den Worten, die der Verfasser einen der Serapions-Brüder sagen läßt: „ich tadle, o Cyprian, deinen närrischen Hang zur Narrheit, deine wahnsinnige Lust am Wahnsinn. Es liegt etwas Ueberspanntes darin, das dir selbst mit der Zeit wohl lästig werden wird,“ hat der Verfasser das Urtheil gegen sich selbst gesprochen, und noch ein schonendes, denn beharrlich hat er durch alle seine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht lästig geworden ist. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem schauerlichen Nachtstücke unterbrochen, noch genußbringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt sein, nur muß ein Sternenschein die Nacht sichtbar machen, daß sie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrecken muß in der getäuschten Einbildungskraft, nicht in der Sache selbst sein, und Maaß überall. Die Aegypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Lust zernichtet.

Ich sagte früher: die Erzählungen, die uns der Verfasser gibt, sind keine Dichtungen, sie sind ein Anderes, und hier ist das kurze freundliche Abendroth des langen mürrischen Urtheils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten diese Erzählungen? Dieses ist zwar eine sehr philistermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht spotten können. Denn ein Buch will Nichts, es zeigt sich, es ist da. Aber fordert auch ein Buch Nichts, so gewährt ihm doch der Leser Etwas, und er gewährt ihm, was er glaubt, das ihm gebühre. Den Werth eines poetischen Werkes habe ich gewagt ihm abzusprechen, aber den eines wissenschaftlichen gebe ich ihm willig. Es ist ein Lehrbuch mit den schönsten Bildnissen geziert, es ist der elegante Pinel, es ist die Epopee des Wahnsinns. Ein lobenswerthes Unternehmen, wenn es lobenswerth ist, den menschlichen Geist, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeschädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu seinen Füßen droht.

XXXII.

Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin. Troisième Edition. Paris, 1822.

„Das Feld der Geschichte!" — Es gab noch keinen historischen Professor, der nicht in der ersten Stunde seiner Vorlesungen diesen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet seinen Gegenstand falsch, wie mich dünkt. Ist die Geschichte offen, hell, genau umgränzt und eingetheilt, ist sie schnurrecht und übersichtig wie ein Feld? Nein. Sie ist ummauert, oft verschlossen, beschattet und sie versteckt ihre Gränzen. Sie gleicht einem englischen Garten. Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, sondern sich gefallen, von ihm abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg ist ihr Zweck. Die Bestimmung der Menschheit ist, zu wandern, nicht in der Heimat zu leben: die Tagereisen sind lang, die Nachtlager sind kurz. Die Welt ist eine Wohnung, die mehr Treppen, als Zimmer hat. Hätte die Vorsehung ihre Absichten, wie fromme Leute sagen, dann könnte sie dieselben durch Dampfmaschinen schneller erreichen. Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern; daran ist ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beschäftigen und ihnen Brod zu geben. Das Meiste, was seit der Schöpfung geschehen ist, hätte ungeschehen bleiben können, es führte zu nichts . . .

Ein Gänschen flog über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geschichte der ganzen Welt recht gut in ein Taschenbuch bringen; die einzelne von Frankreich gewiß. Das letztere hat Herr Bodin gethan. Andere Geschichtschreiber hatten von allen Städten unserer Erde nur die Thürme gesehen und von allen Büchern der Menschheit nur die Titel gelesen. Aber Herr Bodin hat eine volksthümliche Geschichte geschrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde sehr darüber lachen.) Der Verstand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfassers sind nicht genug zu loben. Am Schlusse jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkte fragt er: Was ist jetzt und damals, was hier und dort,

für das Glück und für die Freiheit der Völker geſchehen? Er erkennt jede Tyrannei, ſie mag als Fuchs, Schlange oder Löwe erſcheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein bononiſcher Stein glänzt; Heinrich IV., den nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern ſo ſchwer iſt — ſie täuſchen ihn nicht. Was dem Erſten und Dritten vorzuhalten, wiſſen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. „Er war herzlich gut und wußte Liebe einzuflößen. Aber er regierte als unumſchränkter Fürſt. Er hielt Alles nieder, auch den heilſamen Widerſtand der Parlamente hob er auf. Wie mochte ein Fürſt, der allen Bauern ſeines Reiches ſein ſonntägliches Huhn in den Topf verſchaffen wollte, die abſcheuliche Verordnung unterzeichnen, die ſie wegen Tödtung eines Kaninchens zu Galeerenſtrafe verurtheilt? Man muß es ſagen, ſo ſchmerzlich es auch iſt: Richelieu's und Ludwigs XIV. Zwingherrſchaft ſteigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach dieſem mag man ſich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu ſehr ergeben war und die Weiber ſeiner Unterthanen verführt hatte. Doch war er geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volks.“ Iſt das ein Lob für Heinrich? Man erinnert ſich dann eines Wohlthäters am lebhafteſten, wenn man ſeine Wohlthaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht verſäumt, durch weiſe Staatsgeſetze das Glück Frankreichs auch für die Zukunft zu ſichern, würde man ſeiner weniger gedenken; jetzt iſt die Aſche dieſes Phönix ſchon zweihundert Jahre alt. Die Thränen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, ſind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verſtorbenen; kein lange bedauerter Fürſt verdiente lange bedauert zu werden.

Von dieſem vortrefflichen Werke des Herrn Bodin ſind in kurzer Zeit drei Auflagen erſchienen und in England wie in Spanien hat man es überſetzt. „Wenn es nicht in Italien eingedrungen — ſagen die Verleger — iſt es weder Italiens noch unſere Schuld.“ Wie ſie behaupten, würde das Original auch in Deutſchland viel geleſen. Möchte man es dort überſetzen! Wenn es wahr iſt, daß die Welt an der franzöſiſchen Revolution krank darniederliegt, ſo kann man nichts Heilſameres thun, als der Jugend dieſe Krankheit zu inoculiren, und es gibt keinen Arzt, der dieſes beſſer verſtünde,

als Herr Bodin. Man verſäume das nicht. Zwar iſt die Freiheit ſchön trotz ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben ſind es nicht, worin ihre Schönheit beſteht.

XXXIII.

Voyages des frères Bacheville, capitaines de l'ex-garde, en Europe et en Asie. Paris, 1822.

Das Reiſen wäre die angenehmſte Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unſer Vergnügen ſtörte. Dieſem Uebel auszuweichen, gibt es kein beſſeres Mittel, als vor der Abreiſe aus ſeiner Vaterſtadt ſich dort zum Tode verurtheilen zu laſſen. Wie jubelt man da höher, wenn man draußen iſt, wie wenig denkt man dann an die Rückkehr! So hatten es die Brüder Bacheville gemacht. Sie dienten als Hauptleute in der franzöſiſchen Kaiſergarde und nach der Schlacht von Waterloo wollte ſie ein Prevotal-Gerichtshof erſchießen laſſen. Warum? Das wußte der Himmel gewiß, der zu Allem, was er geſchehen läßt, ſeine Gründe hat. Aber die Richter konnten es nicht gewußt haben, denn als drei Jahre ſpäter ein anderes Gericht die nämliche Sache vornahm, wurde Bacheville mit der Erklärung freigeſprochen, daß gar kein Grund zur Anklage vorhanden ſei. Freilich konnten Böſewichter, welche in Verdacht gekommen, mit ſtammelnder Zunge es lebe Napoleon gerufen zu haben, nicht gleiche Anſprüche auf vorſichtige Unterſuchung wie gewöhnliche Verbrecher machen, die weiter Nichts gethan als geraubt und gemordet. Die großen Herren lieben ſehr die Bequemlichkeit und ſind gegen die Störer derſelben ſelten ſo nachſichtig, wie der Onkel Tobias im Triſtram Shandy. Dieſem war nämlich während dem Eſſen eine Mücke lange auf der Naſe herumgeflogen; endlich fing er die Carbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die Menſchen unter Majeſtäts-Verbrechen verſtehen, nämlich die Ruchloſigkeit, ſie etwas weniges im Schlafe oder beim Eſſen zu ſtören, gab ſich verloren. Doch was that der gute Onkel Tobias? Er trat ans Fenſter, öffnete daſſelbe und ſprach: Flieg' hin, armes Thierchen, die Welt iſt groß genug für uns

Beide! Erwähntes Prevotalgericht war aber der Meinung, die Welt wäre nicht groß genug für die Bourbonen und Bacheville und Einer müßte Platz machen und darauf hatten Letztere den geistreichen Gedanken fortzulaufen. Doch hörte ihre Lebensgefahr an der französischen Gränze keineswegs auf, denn die Polizei verfolgte sie auch im Auslande auf allen ihren Schritten, wie die Schlange in der Zauberflöte den Prinzen Tamino verfolgt. Man hatte damals eine unbesiegbare Furcht vor Napoleonischen Officieren, die, Bononischen Steinen gleich, die Majestät ihres Gebieters eingesogen hatten und noch im Dunkeln fortleuchteten. So lange die Brüder Bacheville in den Ländern reisten, wo deutsch gesprochen wurde (im eigentlichen Deutschland und in der deutschen Schweiz) hatte die Pariser Polizei gehorsame Helfershelfer gefunden, die Flüchtlinge zu beunruhigen; erst als sie nach Polen gelangten, hörte die Jagd aus Mangel an Hunden auf. „Enfin nous voilà en Pologne. Ouf! je respire“ — schreibt Bacheville in sein Tagebuch. Aus diesem unromantischen Ouf! erkennt man deutlich, daß gegenwärtige Reisebeschreibung keine sentimentale ist. Der Verfasser, in Schlachten erzogen, bekennt offenherzig, daß ihm gute Freunde die Grammatik seines Buches in Ordnung gebracht. Man wird es nicht ohne Vergnügen lesen. Es hat freilich manchmal den Anschein, als ob der Reisebeschreiber etwas lüge; aber einem Officier, der unter Napoleon gedient hat, ist es gar nicht zu verargen, wenn er zu unterscheiden verlernt, was wahr oder nicht wahr, was wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist.

Drei Jahre lang reisten die Brüder Bacheville in Europa und Asien. Der ältere Bruder kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er die gefährlichere Tyrannei glücklich überstanden; der jüngere Bruder unterlag der minder gefährlichen und starb in Asien an der bloßen Pest.

XXXIV.

Kleine Beiträge zur Heilwiſſenſchaft

von Dr. S. Stiebel.

Frankfurt a. M. Hermannſche Buchhandlung, 1823.

Es ſterben viel weniger Menſchen an der Schwindſucht, Waſſerſucht und Trommelſucht — es iſt hier nicht von der abdominalen, welche ſelten, ſondern von der martialen Trommelſucht die Rede, die immer tödtlich iſt, — als an der Syſtemſucht der Aerzte. Das iſt gewiß die traurigſte aller Todesarten, wenn man an einer Krankheit ſtirbt, die ein Anderer hat! Viele Aerzte haben den Wahlſpruch der Juriſten ſich angeeignet: fiat justitia, pereat mundus! — und unter Gerechtigkeit verſtehen ſie das, was ſie für Recht halten. Der Arzt muß aber ſein wie ein Hofmann: er darf keine Grundſätze haben und nichts Anderes zur Regel nehmen, als die Wünſche und Befehle ſeiner Gebieterin, der Natur, die, zugleich Weib und Königin, ungemein herrſchſüchtig iſt. Deren Winke verſtehen lernen (denn ſie ſpricht nicht immer); deren Gebote erſt vollſtrecken und dann in Erwägung ziehen — dieſen Weg geht der ächte Heilkünſtler. Als einen ſolchen zeigt ſich der Verfaſſer der „kleinen Beiträge". Seine mitgetheilten Erfahrungen, ihren ſachlichen Werth ungerechnet, gehören zu den ſchönſten Muſterbildern für die Kunſt, zu beobachten. Der Verfaſſer ſucht und findet, und unterſcheidet ſich hierin von vielen Andern, die erſt finden und dann ſuchen. Wer ſich nur Etwas auf die Sprache der Aufrichtigkeit verſteht, dem wird ſchon die Schreibart des Verfaſſers das vollkommenſte Zutrauen einflößen. Es herrſcht darin ſo viel Ehrlichkeit, Ruhe und Klarheit, daß man die Ergebniſſe der gemachten Erfahrungen ohne Bedenken unterſchreibt, als hätte man mit eigenen Augen geſehen. Unter den erzählten verſchiedenen Krankheitsfällen ſind mehrere, die auch Nicht-Aerzten zum Leſen und Beachten empfohlen ſein mögen. Darunter gehören die Krankheitsgeſchichten zweier jungen Frauenzimmer, welche unglückliche Liebe niederwarf, deren eine, nachdem ſie in ihrem Verlaufe merkwürdige pathologiſche Erſcheinungen ge-

zeigt, mit Geneſung, deren andere mit dem Tode endigt. Eltern und Erziehern zur Warnung möge auch die Krankheitsgeſchichte eines Jünglings dienen, der — nicht an den phyſiſchen Folgen einer gewiſſen ſinnlichen Ausſchweifung, ſondern an der ſchrecklichen Vorſtellung ſtirbt, welche ihm das bekannte Buch von Salzmann von jenen Folgen aufgedrungen hatte. Moraliſch-mediciniſche Werke, wie die von Salzmann und Tiſſot, haben noch Keinen von jener Ausſchweifung abgehalten, aber viele Derer, die ſie nicht abgehalten, in Tod oder Wahnſinn geſtürzt.

Höchſt anziehend und lehrreich ſind die Geſchichten zweier magnetiſchen Behandlungen. Der Verfaſſer gehört in ſeiner Anſicht vom thieriſchen Magnetismus weder zu den Gläubigen noch zu den Ungläubigen; die Einen ſahen Alles, was ſie zu ſehen wünſchen, die Andern überſahen Alles, was, wie ſie fürchten, ſie in ihrer altherkömmlichen Naturwiſſenſchaft nur irre machen würde. Herr Dr. Stiebel, als ein gewiſſenhafter und verſtändiger Arzt, verläßt ſich weder auf die Wunderthätigkeit des Magnetismus, noch verſäumt er deſſen Anwendung in Fällen, wo er ſich nach vielen Erfahrungen aushelfend gezeigt. Eine Frau von vierzig Jahren, die dreizehn Jahre lang an den heftigſten Nervenübeln gelitten, wird nach einer magnetiſchen Behandlung gründlich geheilt. Ob auch durch dieſelbe, wollte der Verfaſſer nicht mit Gewißheit behaupten; die gleichzeitig angewendeten pharmaceutiſchen Mittel mochten das Ihrige gethan haben. Ein magnetiſirtes Dienſtmädchen bringt es bis zur Hellſeherei. Sogar politiſche Ereigniſſe ſagt ſie auf mehrere Jahre voraus, welche aber der Verfaſſer, um Papierſpeculanten nicht irre zu führen, klüglicher Weiſe verſchweigt. Die Somnambüle wandert, wie üblich, viel in den Elyſäiſchen Feldern herum und ſpricht mit Gott und ſeinen Engeln. Am Ende findet ſich, daß ſie eine Spitzbübin geweſen, die ihren Arzt und die andern Zuſchauer zum Beſten gehabt. Man kann die Seelenſtärke des Verfaſſers nicht genug bewundern, mit welcher er zur Belehrung der Leichtgläubigen die lächerliche Rolle erzählt, die ihn die Betrügerin in ihrer Komödie hat ſpielen laſſen. Möchten ſich doch unter den ſeelenfrommen, magnetiſirenden Aerzten noch mehrere

finden, die so umständlich, als sie es mit ihren Täuschungen gethan, auch ihre Enttäuschungen mittheilten! Was der Glaube verliert, gewinnt die Wissenschaft.

XXXV.

Histoire de la Revolution Française, par Thiers.

(Die ersten zwei Bände.)

Es ist wahr, die Pariser verstehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eins ist, verstehen sie zu leben. Sie sind im Stande und loben oder tadeln die entgegengesetztesten Dinge im nämlichen Satze, sobald zwischen zwei Punkten ihr Vortheil umspringt. Der Tischler preist eines seiner Möbel an, weil es vom feinsten ausländischen Holze verfertigt und ein anderes, weil nur vaterländisches Holz dazu gebraucht ist. Der Parfumeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches und eine andere wegen ihrer Geruchlosigkeit. In der Pariser Schriftstellerei geschieht das Nämliche. Erscheint eine Geschichte der französischen Revolution, rühmen von ihr die Freunde des Verfassers, daß dieser ein Zeitgenosse der Revolution gewesen, allen Ereignissen beigewohnt, auch wohl handelnd in dieselben eingegriffen habe. Erscheint wieder eine andere Revolutionsgeschichte, wird von ihr gepriesen, daß deren Verfasser kein Zeitgenosse der Revolution gewesen, also der rechte Mann sei, in gehöriger Form die Erscheinungen zu betrachten und sie unbefangen zu schildern. Diese letztere gute Eigenschaft sucht auch Herr Thiers geltend zu machen. Er sagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt gewesen, er sei ein Nachgeborner und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das „commun intérêt de la justice et de la liberté“ zusammen. Hierauf ist aber erstens zu erwidern: das ist schon die rechte Unparteilichkeit nicht mehr, die sich ihrer selbst bewußt ist — Tugenden und Mädchen sind am schönsten, ehe sie wissen, daß sie schön sind. Zweitens: welche Parteilichkeit ist der Wahrheit am gefährlichsten, die aus Selbstsucht oder die aus Gesinnung entspringende? Wer

aus Eigennutz eine Partei ergreift, der verblendet sich selbst nicht, er verblendet nur Andere; wer ihr aber aus Gesinnung beitritt, der ist zwar aufrichtig gegen Andere, doch sich selbst kann er täuschen und in seiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine schlechte Sache, oder eine gute schlecht zu vertheidigen. Man frage nur die Parteigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Gegner sie am meisten hassen, die Feinde ihres Vortheils, oder die ihrer Gesinnung? Nur die letzteren hassen sie, die erstern nicht; denn sie wissen recht gut, daß mit diesen man sich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig ist, ob sie ihren Sold aus dem Schatze des Volks, aus dem des Adels oder aus dem des Fürsten erhalten. Der wahre Aristokrat haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um sich auf einen ihm beliebigen Platz zu stellen, sondern den, der diese Freiheit für Andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Aristokraten, der sein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Vortheil bringt, sondern den, der an seine eigene göttliche Natur glaubt und zweifelnde Bürger als himmelstürmende Titanen niederkeult. Lafayette, der edelste und reinste unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der Nichts gesucht, als das Glück seines Vaterlandes, hat Nichts gefunden, als den unauslöschlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreißig Jahren gethan. Zweimal wollte er damals mit Gefahr seines Lebens den König aus Paris führen und ihn retten, und zweimal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor aus solcher Hand. Das that und duldete Lafayette. Die Andern aber, die das Blutgeld, das sie in der Revolution erworben, vermehrt haben und noch jetzt genießen, werden noch jetzt, wie früher, gestreichelt und man verzeiht ihnen Alles, sogar daß sie liberal sind. Ist es so — wie kann Thiers erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Partei als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben diese Parteilichkeit wird am meisten verabscheut. Seine Jugend wird ihm also zu nichts anderm nutzen, als daß man ihn einen jungen Doctor der Revolution schelten wird. Freilich scheuen französische Schriftsteller diesen Vorwurf nicht und sie unterscheiden sich hierin (gewiß sehr zu ihrem Nachtheile) von den Deutschen, die überlegen, was sie schreiben. Ein deutscher Professor der Geschichte, der sich in Paris aufgehalten,

um Materialien zu einer Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte zu ſammeln, hat ſich vorgenommen und erklärt, dieſe Geſchichte erſt nach ſeinem Tode erſcheinen zu laſſen. Der hiſtoriſche Profeſſor iſt aber noch nicht vierzig Jahre alt. Heil unſern Enkeln! ſie werden ſchöne Dinge zu leſen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühne Profeſſor Ludwig dem Vierzehnten wegen ſeines ärgerlichen Umgangs mit der La Vallière zwar ehrfurchtsvolle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt! Wer kann wiſſen, ob er nicht gar wagen wird, einige Worte von der Pompadour fallen zu laſſen! Warum ſollte er es nicht wagen? Der Gerechte zittert nicht, nicht im Leben, nicht im Tode, und lebend oder todt, er ſpricht wie Joab in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzoſen die Geſchichte ihrer Revolution erzählen, ſind ſie dabei weniger als Deutſche der Gefahr ausgeſetzt, mit Leda's Eiern zu beginnen. Dieſen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicher Weiſe an Religion und Philoſophie. Steigen ſie bis zu Ludwig dem Fünfzehnten hinauf, dann ſind ſie hoch geſtiegen und ſind müde. Gewöhnlich aber fangen ſie weiter unten an und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulſe der Staaten ſind, woran ihr Uebelbefinden ſich äußert, verwechſeln ſie oft die Zeichen mit den Urſachen des Uebels, und da der Doctor die wichtigſte Erſcheinung jeder Krankheit iſt, geben ſie dem Doctor die Krankheit Schuld. Alſo muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet, und mit der andern im Froſte des Tadels friert. Auch im Werke des Herrn Thiers ſteht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfaſſer bemüht ſich, wie er es verſprochen, unparteiiſch zu ſein; aber der Menſch bleibt Menſch. Eine brave Mutter gibt ihrem Stiefkinde ein gleich großes Stück Kuchen, als ihrem eigenen Kinde, aber ſie gibt es auf eine andere Art. Der Verfaſſer iſt nie ungerecht im juriſtiſchen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite ſeines Buches, daß er die Revolution als ſeine Tochter und die Contre-Revolution als ſeine Stieftochter betrachtet. Herr Thiers erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal; denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauſpielerin erhoben wird und die handelnden Menſchen zur

Staffage herabgesetzt werden. Die Pariser Oertlichkeiten verleiten zu solchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuilerien, sind so pittoresk, daß sich der Pinsel eines Landschaftsmalers gern an ihnen übt. Doch sind dem Verfasser die Gemälde der Personen keineswegs mißlungen. Die Schilderung Dumouriez's ist vortrefflich und die Marat's wäre ein Meisterstück zu nennen, hätte der Verfasser diesen Schrecklichen nicht zu sehr in's Kleinliche ausgemalt, sondern mehr die Natur um Rath gefragt, welche ihre Helden immer in's Große drapirt und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele als Werke der Convenienz und des Zufälligen verschmäht. Der Lieblingsheld des Verfassers ist Mirabeau, sich hierin als einen ächten Pariser zeigend, der Schauspiele jeder Art leidenschaftlich liebt. Freilich war Mirabeau der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu spielen verstand. Doch Mirabeau als Mensch und Bürger war schlechter als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; Jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen; wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Gold vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler seines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche seines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künstler war und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht.

Es versteht sich von selbst, daß dem Verfasser die deutsche kirchliche Reformation gar nicht eingefallen ist und daß er dieser Mutter der französischen politischen Revolution nicht die mindeste Hochachtung bezeugt. Daher ließ er sich auch zu dem falschen Urtheile verleiten, das schon tausend Andere, die über die französische Revolution geschrieben oder in ihr gehandelt haben, früher ausgesprochen, zu dem Urtheile nämlich: wäre Dieses und Jenes geschehen, so wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Menschen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern

können — Adam nämlich, wenn er sich vor seiner Hochzeit in das Wasser gestürzt hätte. Doch führt den Verfasser sein guter Instinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So sagt er dort, wo von dem mißlungenen Bestreben einiger Mitglieder der Nationalversammlung, die englische Constitution einzuführen, die Rede ist: „Cette forme du gouvernement est une transaction entre les trois intérêts, qui divisent les états modernes, la démocratie, l'aristocratie et la monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est à dire, après le combat, c'est à dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette vérité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leur forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix des combats." So ist es auch! Der alte Brennus lebt immer noch — vae victis! Schlimm ist nur, daß man jetzt nicht blos *im*, sondern auch noch *nach* dem Kampfe um den Sieg streitet; daß nämlich Jeder behauptet, *er* habe gesiegt. — Die Ausschweifungen der Revolution nicht zu entschuldigen, sondern zu erklären, sagt der Verfasser: „le peuple ne recouvre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre, et ceux qui ont profité pour l'opprimer de son défaut de raison, doivent souffrir de ce même défaut quand il se soulève."

Nur die Familiengeschichten der Fürsten haben Geheimnisse, die Geschichten der Völker haben keine. Wer also in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufschlüsse sucht und keine findet, der hat nur sich anzuklagen, nicht den Verfasser des Buches. Doch sind darum neue Werke über die französische Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen sie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, so werfen sie doch altes Licht auf neues Dunkel und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution vernünftig anzuwenden haben.

XXXVI.

Les dîners du Baron d'Holbach. Par Mme la comtesse de Genlis. Paris, 1822.

Diderot ſagt: „Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß ſeine Feder in den Regenbogen tauchen und den Farbenſtaub eines Schmetterlings-Flügels über die Linien ſtreuen.“ Dieſe Vorſchrift iſt ungemein artig erdacht und ſehr zierlich ausgedrückt; es iſt aber nicht immer leicht, ſie zu befolgen. So wäre es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, der Verfaſſerin des angezeigten Werkes durchaus keine Grobheiten zu machen — ihr, die ein Weib iſt und auf die Menſchen ihrer Abneigung einhaut wie ein Huſar; ihr, die eine Gräfin iſt und ſo marktſchreieriſch ſchimpft, daß ſie das eitelſte Häringsweib mit Beſchämung anhören würde; ihr, die eine gute Chriſtin ſein will und alle Blitze des Himmels auf die Widerſacher ihrer Geſinnung herabflucht und die Ewigkeit noch ewiger machen möchte, um die Höllenſtrafen der Philoſophen zu verlängern; ihr, die hoch in den Jahren ſteht und verbuhlter als ein junges Mädchen mit den Mode-Sündern dieſer Mittagstafeln liebäugelt! Und wäre mein Dintenfaß mit Regenbogenſaft bis zum Rande voll, und meine Sandbüchſe ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügel-Staub; ich würde kein Thränchen einer verliebten Mücke, keinen Atom davon gebrauchen.

Die Freunde der ſocialen Alterthümer unterſcheiden ſich darin vortheilhaft von den Freunden der artiſtiſchen, daß die letztern für alte Steine ihr neues Gold hingeben, die andern aber ihr altes Gold den neuen Steinen vorziehen. Das iſt aber auch die einzige gute Eigenſchaft, die ſie haben. Im Uebrigen ſind ſie gottloſe Menſchen und ſo arge Heiden, als es je welche gab. Die Griechen und Römer ſchrieben die Meeresſtürme dem Neptun zu, die Landwinde dem Aeolus, die Gewitter dem Jupiter, die Peſt den Pfeilen des Apollo, Leben und Tod der Menſchen den Parzen. Auf gleiche Weiſe perſonifiziren die Geiſtlichen, die Frömmler, die Ariſtokraten, die Miniſter, alle wohlthätigen und verderblichen Erſcheinungen der Geſchichte. Sie erkennen keine Gottheit und keine Natur, keine

himmlischen und keine irdischen Kräfte. Sie fragen nicht was, sie fragen wer hat unsere Zeit herbeigeführt! Voltaire hat das Christenthum in Verfall gebracht, Rousseau hat die Pest der Freiheitssucht hervorgerufen, Mirabeau hat das Königthum gestürzt, und Merkur Lafitte den Liberalismus aus der Unterwelt heraufgeholt. Solcher heidnischen Natur ist auch Frau von Genlis, und sie hat immer Abgötterei getrieben, nur daß sie nach der Jahreszeit und Witterung mit den Göttern gewechselt hat. In ihrer Jugend war sie dem Herzog von Orleans, gegen den Marat ein Engel war, mit Leib und Seele zugethan; später war sie den Republikanern zugethan; dann lag sie vor Napoleon im Staube, und jetzt betet sie im Vorhofe der Bourbone. Das Beten mag ihr hingehen — in jedem weiblichen Herzen steht hinter dem Gotte der Liebe der liebe Gott als Reserve-Liebhaber — aber fluchen sollte sie nicht. Ein Weib, das einem Manne Recht gibt, ist schon eine Unbescheidene zu nennen, ein Weib, das Männern Unrecht gibt, zeigt sich sehr anmaßend, eine Frau aber, die selbst im Streite der Männer mitkämpft, ist eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeist aufbewahre und in einem Schranke wohl verschlossen halte. Ich will Weiber lieber Tabak rauchen sehen, als politisiren hören. Es ist nicht blos lächerlich, wenn sie sich in die Politik mischen, es ist mehr als das, es ist fürchterlich, es ist trostlos. Nichts ist beständig in dieser irdischen Zeit, nichts ist dauerhaft auf der Wohnstätte der Menschen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfassungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geschichte, die Himmelsstriche, Kriege und Naturereignisse — alle Winde vereinigen sich, die Wellen der Menschheit in rastloser Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt ist, und mit den Religionen die Wege sich ändern, die zum Himmel führen, ist selbst die Ewigkeit der Zeit unterthan und auch Gott dem Wechsel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieses Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte flüchtige Mensch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch Eins ist, was dauert im Wechsel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie ist die Wurzel der Menschheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige

bricht, und der Blitz nicht verſengt, der den Stamm zerſpaltet — und dieſer Liebe Wort und Offenbarung iſt das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus haben ihre Kinder gemordet; wanken ſolche Felſen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieſes Mutterherz iſt ſtets das nämliche, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel geweſen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Britin und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutſche Hausfrau und die kokette Franzöſin im Garten der Tuilerien, die Königin wie die Taglöhnerin — ſie lieben auf gleiche Weiſe ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich ſo geiſtig, das Fortpflanzende, das Beſtändige, Erhaltende, ſie bilden die Pairskammer der Menſchheit. Weiblichkeit iſt die Achſe der Erde und die Milchſtraße am Himmel. Es iſt die Beſtimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die ſich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu verſöhnen, und wo ſie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freiſtätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hülfreiche Hand zu leihen. Dieſer Beſtimmung ſind die Frauen auch ſtets treu geblieben, denn die Natur weiß ſich immer Gehorſam zu verſchaffen. Gibt es aber ſelten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, ſtatt ihn zu löſchen, ſo wollen wir es haſſen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verſpotten, wenn es, wie Frau von Genlis, ſich ohnmächtig dabei gezeigt.

Wir wollen ihr Werk betrachten. Das Haus des deutſchen Baron Holbach war, wie bekannt, einer der Verſammlungsörter für die philoſophiſchen Schriftſteller, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebten und wirkten. Man hat jenen Philoſophen den Ruhm angedichtet, die franzöſiſche Revolution herbeigeführt zu haben. Es iſt als ſagte man: der Sonntag ſei die Urſache des Montags. Doch nichts mehr hierüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld, ſich mit ihr zu verſtändigen. So oft neue Wahrheiten unter den Menſchen erſcheinen, werden ſie zuerſt an den hervorragenden Geiſtern ſichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerſt die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag ge-

worden. Man ist den Philosophen nur noch Dank schuldig, denn an ihnen ist das Licht allmälig in das Thal hinab gegleitet, wo die leicht geblendete Menge wohnt; ohne sie wären die Kämpfe unserer Zeit noch blutiger geworden als sie waren. Deutschland hat seinen innern Frieden seinen Philosophen zu verdanken, die das Volk, Stufe nach Stufe, in den Tempel der Wahrheit führten. Seit Luther steigen wir und härten uns gegen französischen Schwindel gehörig ab. Auch bei uns haben seit dreißig Jahren viele unschuldige Leute den Kopf verloren, aber unter keiner Guillotine. Die Glaubensfreiheit und die Lehrfreiheit der Universitäten haben in Deutschland der Revolution die Thore geöffnet, welche in Frankreich, Spanien und Italien gewaltsam erbrochen werden mußten, wobei es, wie bei jeder Gewalt, ohne Blut nicht ausgehen konnte. Weil nun die Philosophen die Thürsteher der Wahrheit sind (das Haus gehört dem Volke), darum haßt sie Frau von Genlis. Seit 46 Jahren, bemerkt sie, habe sie die Philosophen bekämpft, und sie werde es thun bis zu ihrem Tode. Und neulich sei sie sehr krank und dem Grabe nahe gewesen, und in den schleichenden Tagen einer mühsamen Wiedergenesung habe sie ihr gegenwärtiges Buch verfertigt. Man sieht dem Buche die Krankheit der Verfasserin, aber nicht ihre Genesung an. Sie geht sehr unverständig und sehr unredlich zu Werke. Aus den mündlichen Aeußerungen, Schriften und Briefen der sogenannten Encyclopädisten reißt sie unzusammenhängende Stellen, bringt sie in Gesprächform und legt diese Gespräche der Tischgesellschaft des Barons Holbach in den Mund. Da treten Helvetius, Duclos, Raynal, Diderot, d'Alembert, Morellet und andere berühmte Männer jener Zeit auf und halten so gottlose, abgeschmackte Reden, wie man sie nie von dummen verwilderten Schulbuben gehört hat. Diese Herren kommen zusammen und überlegen ganz ernsthaft und gelassen, wie sie alle Sittlichkeit, alles Recht, alle Treue zerstören, wie sie Gott absetzen wollen, und gehen dabei so trocken und diplomatisch zu Werke, als sei der himmlische Vater ein König Stanislaus und sein Reich ein Königreich Polen. Um den Giftmischereien genannter Philosophen entgegen zu wirken, führte Frau von Genlis einen Engel als Gast in die höllische Tischgesellschaft ein — einen Mann, welcher Sittlich-

keit, Religion, Treue, Recht, Keuſchheit, jede Tugend in Schutz nimmt und warm vertheidigt. Wer iſt dieſer himmliſche Menſch? Es iſt ein Marquis! Dagegen ließe ſich nichts ſagen, die Tugend iſt keines Standes Eigenthum, auch ein Marquis kann tugendhaft ſein; — aber nein: Frau von Genlis, indem ſie die hölliſchen Geiſter alle namentlich aufgeführt, verfuhr nicht auf gleiche Weiſe mit ihrem himmliſchen Marquis. Es iſt kein namhafter hiſtoriſcher Marquis, den ſie reden läßt, es iſt ein Marquis ohne Namen, ein Marquis mit drei Sternen, es iſt die reine Marquis-Natur, die ſie als Inbegriff alles Schönen und Guten der Verehrung entgegenführt. Darüber lache Einer nicht, der das Jahrhundert der tugendhaften Marquis kennt! Daß dieſer herrliche Marquis ſeine Philoſophen immer ſchlägt, das war leicht zu machen. Es iſt wie in den Schachbüchern, worin Spielmuſter aufgeſtellt werden; die weißen Steine gewinnen immer, oder vielmehr zur Partie, welche verlieren ſoll, pflegt man die Schwarzen zu nehmen. Daß in den Geſprächsſpielen der Frau von Genlis der König der Schwarzen — Voltaire, grauſam verfolgt und endlich eingeſchloſſen wird, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſer Mann iſt der geiſtige Vater Napoleons, er war der Majorats-Stifter und Napoleon der Majorats-Erbe der Revolution. Der ungerathene Sohn hat ſein Erbe verſchwendet zum Schaden ſeiner Familie und zum Vortheile der Welt — er hat das Geld unter die Leute gebracht. Fouqué hat Voltaire einen Satan genannt, den Erbfeind der Menſchheit. Fouqué iſt ein verdienſtvoller Mann, ob er zwar die Schwachheit hat zu glauben, er habe die Quadratur des Cirkels gefunden, und ſeitdem habe das runde Univerſum vier gerade Seiten, nämlich eine königliche, eine ritterliche, eine bürgerliche und eine bäuerliche. Aber Fouqué hat den Voltaire keinen Dummkopf geſcholten, wie Frau von Genlis thut, Sie nennt ihn einfältig, abgeſchmackt, unwiſſend. Sie ſagt, ſeine Schriften wären ohne Werth, kaum zu leſen, und das wenige Gute, was darin enthalten, habe er von andern Schriftſtellern geſtohlen. Um dieſes zu beweiſen, führt ſie Verſe an, die er dem Apoſtel Paulus abgeſchrieben. . . Der Himmel in ſeinem Zorne läßt nicht mehr, wie ehemals auf Sodom und

Gomorah, brennenden Schwefel herabregnen — er schickt uns kritische Weiber!

Nachdem Frau von Genlis auf solche Weise die Abgänge der Holbach'schen Mahlzeiten chemisch untersucht und, in der Absicht zu verleumden, aus den gesündesten geistigen Flüssigkeiten einen fressenden Branntwein destillirt hat, führt sie des Gegensatzes wegen mehrere Standespersonen zusammen und läßt sie ein gottesfürchtiges Essen halten. In dieser Gesellschaft befinden sich: der Marschall von Richelieu, der Marschall von Biron, der Chevalier de Boufflers und andere Männer und Frauen, die, wie aus den französischen Memoiren hinlänglich bekannt ist, Muster der Tugend für alle Zeiten waren. Sie reden wie Heilige, sowohl von irdischen als überirdischen Dingen. Sie decken die Laster der gemeinen Bürgersleute auf, und entschleiern die verschämte Sittlichkeit des hohen Adels. Einer sagt: „Man muß es dem Adel zum Lobe nachsagen, daß in diesem Stande Impertinenz sich seltner findet, als in den untern Ständen." „Wohl gesprochen!" sagen die Andern... Eine Herzogin sagt: „Die schon sehr sichtbare Veränderung in den Sitten der Bürger und Handwerker hat mich in Nachdenken versetzt; die Weiber der Kaufleute fangen an, Federn und Blumen zu tragen, und nach meinen politischen Einsichten ist dies ein sehr böses Zeichen...." „Der Chevalier: Was sagen Sie, Madame, zu einer Oper-Tänzerin, die sich einen Kammerdiener angenommen, der anders gekleidet ist, wie ihre übrigen Bedienten und der bei ihr die Besuche meldet? Madame du Deffant: Eine Oper-Tänzerin! Der Chevalier: Ja, Madame, es ist Mademoiselle Dervieux. Die Frau Marschall: Ganz gewiß, das sind sehr schlimme Vorbedeutungen...." Da die Rede auf die Bartholomäus-Nacht fällt, wird bemerkt: „Karl der IX., aufgereizt durch die Grausamkeit und Gotteslästerlichkeit der Calvinisten, war so schwach, das Gemetzel der Bartholomäus-Nacht zuzugeben. Aber von Charakter war er nicht grausam!... Der andere Monarch, unwürdig über ein hochherziges Volk zu herrschen, Ludwig der IX., hat einen verabscheuten Namen hinterlassen. Er hatte nichts Französisches; er war ein populärer König, wenn man einen Schmeichler des Volks so nennen kann; er suchte einen Ruhm

darin, den Luxus, die Repräsentation zu verschmähen und den Adel zu verachten; er kehrte oft ohne alles Gefolge in den Häusern gemeiner Handwerker ein und unterhielt sich vertraut mit ihnen: er ließ oft Handelsleute, ja sogar Krämer an seiner Tafel essen." („Ludwig IX. war ein liberaler König nach der heutigen Bedeutung des Wortes" — setzt Frau von Genlis hinzu.)

Das Völkerrecht heiligt die Abgesandten der Fürsten, auch wenn sie beleidigende Botschaft bringen. Mit den Abgesandten Gottes wird nicht so gütig verfahren. Schickt der Himmel in seiner Liebe oder in seinem Zorne einen Christus, einen Attila, einen Voltaire, einen Napoleon, so wird er von Denen gemißhandelt, welchen er gesendet ist. Frau von Genlis gibt uns in ihrem Buche einen getreuen Abdruck von der Erbärmlichkeit gewisser Menschen unserer Tage. Sie frömmelt bis zum Wahnwitze, und die Religion ist ihr nur eine himmlische Gensdarmerie, welche das Volk im Gehorsam hält. Sie findet die hebräische Sprache die schönste unter allen, und erklärt die alten Hebräer für das liebenswürdigste aller Völker auf der Erde — wahrscheinlich, weil eilf Zwölftheile des Volkes so dumm gewesen, für die privilegirten Leviten zu arbeiten. Sie findet die Sitten unserer Zeit verderbt; behauptet, es gäbe keine Tugend, keine Freundschaft, keine Eltern- und Kindesliebe mehr. Heute zu Tage endige eine Tochter den Brief an ihre Mutter mit den Worten: „adieu mon amie, je t'embrasse." Sonst sei dieses anders gewesen. Der Sohn der Frau von Sevigné habe von der Armee, wo er sich sehr brillant gezeigt, seiner Mutter geschrieben: „quel sera mon bonheur de me jeter à vos pieds, de baiser votre main et d'oser aspirer à votre joue." Diese nobeln Gesinnungen, so delikat ausgedrückt, seien höchst rührend. Wir Andern, denke ich, finden diese Scala der Pietät, die von den Füßen über die Hände bis zu den Wangen steigt, höchst mißtönend und abgeschmackt.

Das ist die Weise der Frau von Genlis! Daß sie geirrt, mag ihr verziehen sein, ein Weib braucht nichts zu verstehen von solchen Dingen — ihre Häuslichkeit ist ihre Weltgeschichte. Diese überschritten zu haben, darin allein ist ihr Vergehen, und um sich die Unerschrockenheit zu erklären, mit welcher sie gleich einem alten

Feuerwerker das grobe Geſchütz der Polemik bedient, muß man ſich erinnern, daß ſie unter Napoleons Regierung eine freie Wohnung im Pariſer Arſenal gehabt.

XXXVII.

Truthähnchen.

Ein ſatyriſch-komiſcher Roman von Hartwig von Hundt-Radowsky.

Merſeburg, 1820. Mit einem ſchönen Titelkupfer und einer ſauber illuminirten Vignette.

Als am 11. October 1492 Colombo, ſtill begeiſtert, und ſeine Fahrtgenoſſen mit Jauchzen das Land der neuen Welt erblickten, da dachte wohl Keiner in ſeiner Freude daran, das in dem nämlichen Augenblicke das literariſche Schickſal die Geburt eines ſchlechten Buches in den Büchertauſkatalog für 1820 eingetragen habe. Der Truthahn nämlich kam aus Amerika nach Europa, und ohne dieſe Vögelwanderung wäre beſagter ſatyriſch-komiſcher Roman nicht geſchrieben worden. Das heißt nun freilich zu einer Kritik etwas weit ausholen, aber wenn ein Recenſent nicht theologiſch geſinnt iſt und ſteif und feſt an eine beſte Welt glaubt, ſo lernt er an Gott verzweifeln ob der unzähligen Uebelthaten, die ohne Ahndung und anſcheinend ohne Nutzen ſich im Reiche der Wiſſenſchaft begeben. Wer dieſes Büchelchen kennt, wird es unverzeihlich oder unbegreiflich finden, daß ich der Mühe werth geachtet, davon zu ſprechen. Doch wollte ich einen Beweis, wie hinfällig oder kindiſch unſere ſchöne Literatur iſt, der ſich mir ungeſucht in die Hände lieferte, nicht ungebraucht von mir weiſen. Alſo nicht einmal Geiſt haben wir? was haben wir denn? etwa Charakter? Alſo nicht einmal Witz haben wir? was haben wir denn? etwa Verſtand? Keine Literatur haben wir; nicht wahr, die Staatsgeſchäfte rauben uns die Zeit! Und daß wir keinen einzigen ſatyriſchen Bildhauer zählen, der erträglich wäre, da doch die herrlichſten Kunſtſchätze in hundert Paläſten der Großen gar vortreffliche Studien dar-

bieten und der schönste Marmor auf allen Wegen liegt, das beweist doch gewiß, wie unvermögend und armselig wir sind. Als die Sonne der römischen Freiheit unterging, da wenigstens schmückten Horaz und Virgil, Properz, Ovid und Andere den Himmel mit goldblumigem Abendrothe, und leise, freundlich und schonend ward die düstere Nacht herbeigeführt.

Herr Hartwig von Hundt-Radowsky nennt seinen Roman satyrisch-komisch; er ist aber in der That komisch-satyrisch. Die „sauber illuminirte Vignette" stellt einen Truthahn vor, der mit geschwollenem Kamme erbost sein Kuller Kuller Kuller schreit. Er führt die Unterschrift: Der starke Geist. Das sollte nun das Bildniß von dem Widersacher des Satyrikers sein, eigentlich aber stellt es den Maler selbst vor. Wir wollen sehen, was das für ein rother Lappen war, der den komisch-satyrischen Herrn Hartwig von Hundt-Radowsky so sehr in Zorn gejagt.

Er war Mitarbeiter am Freimüthigen, entzweite sich mit dem Herausgeber desselben und wurde dann öffentlich aus der Liste der Mitarbeiter gestrichen, „worüber Jener (Herr v. Hundt) freilich sich ganz grimmig anstellte, und sogar klagte, im Herzen aber sich gar sehr freute, weil ihm, bei Lichte besehen, die größte Ehre widerfahren war. Uebrigens mußte der Herr Freimüthige ihn nochmals förmlich bei seinen Lesern introduciren, und vor dem ganzen deutschen Publikum ein: Pater peccavi anstimmen, wofür Hundt-Radowsky den Reuevollen wiederum öffentlich mit einem Truthahn traktirt hat." Die Leser werden nach der Ursache des Streichens fragen — ich selbst als Journalist frage so etwas nie mehr, ich bin abgehärtet dagegen; — da ist sie. Der Herausgeber des Freimüthigen hatte es in seiner Art, manchen seiner Mitarbeiter unter zwanzig verschiedenen Namen auftreten zu lassen. So lieferte ein gewisser Herr Friedrichsen, unter dem Namen Wilhelm, Solly, Reiffendrich, Wattmann, Raloft ꝛc. seine Beiträge. Das nennt man in der Handwerkssprache der Journalisten: Ableger machen. „Das Publikum bildet sich dann ein, daß eine ganze Hetze großer Männer an dem Werke mitarbeitet, und um so begieriger wird es darauf." ... „Blos ein gewisser Hartwig von Hundt-Radowsky war so albern, keine Ableger aus sich machen

lassen zu wollen" — und daher das Ausstreichen, und daher Truthähnchen. Truthähnchen ist nichts Anderes als der Dr. August Kuhn, Herausgeber des Freimüthigen. Gegen diesen und den Buchhändler Schlesinger, Verleger des Blattes, ist die Satyre gerichtet. Beide sind Juden, und wie hungrig und emsig daher auf diesem Stoppelfelde des deutschen Witzes gelesen wird, das kann sich Jeder vorstellen, der die Armuth des Verfassers kennt. Den Herrn Schlesinger redet er an: „herrlicher, vortrefflicher Aaron, Marcus Schleswicher, du Zwiebel in Israel, du Knoblauch im Stamme Juda, du einäugiger, weichselzöpfiger Stolz der Hebräer!" Auf diese Weise wird das Buch, das anfänglich leidlich unsauber ist, zuletzt ein wahrer Schweinestall.

Am 25. des ungesunden Monats, in dem schon so manches hoffnungsvolle Leben zu Grabe gebracht wurde, am 25. des Septembers nämlich, starb Truthähnchens Papa an Schlägen, die er von der turnlustigen Dorfjugend zu Kuckuksau erhielt. Damit beginnt der Roman, Truthähnchens Wanderung, und der Ueberdruß des Lesers. Nachdem auf einigen Seiten nicht ganz ohne Witz über das Turnwesen — über, nicht gegen, sondern gegen das Gegen — gesprochen und gespottet worden, nehmen die Albernheiten und schmutzigen Geschichten ihren Anfang, und dauern durch das ganze Buch, welches mit den Worten schließt:

O du lieber Augustin,
Alles ist hin.

Alles wohl nicht, obzwar Herr v. Hundt-Radowsky für uns hin ist; denn wie man in der Zeitung gelesen, hat er sich nach Straßburg zurückgezogen. Möge das feine Frankreich auf seinen Geschmack, und das vorurtheilsfreie auf seine Gesinnung nicht ohne Einfluß bleiben.

XXXVIII.

Satyrisch-humoristische Gedichte.

Vorzüglich in Bezug auf neuere Zeitereignisse. Von Heinrich Döring.

Leipzig 1820. In Ernst Kleins literar. Comptoir.

Das kleine literarische Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt. Vom Humor haben diese Gedichte nichts als die Wässerigkeit. Wie sie getrunken sein wollen, sagt die Vorrede. „Eben derselbe Charakter, der sich neuerlich in den Werken der Kunst, und namentlich der Poesie, ausspricht — man mag an die schuld- und verhängnißvollen Tragödien, an die tobenden Kriegslieder, an die klingenden Sonette denken — eben dieser Charakter tritt auch im öffentlichen wie im Privatleben auf's deutlichste hervor. Es ist eine gewisse phantastische Schwärmerei, ein falsches Streben nach Genialität, das in dem einen Fall sich muthwillig über die gegebenen Regeln der Kunst hinwegsetzt, in dem andern, in Gedanken versteht sich, Staaten umstürzt und neue gründet. Das ekelhafte Hin- und Wiederreden, Schreiben und Beweisen: wer denn so eigentlich ein Deutscher sei oder nicht, das sich sehr verständig mit der Nothwendigkeit einer deutschen Tracht anfing, was hat es geholfen, was konnte es helfen?“ Das wäre also der Standpunkt, aus dem die Gedichte zu betrachten sind. „Sie schildern den Conflict eines unbefangenen Gemüths mit den Erscheinungen einer auf vielfache Weise bewegten Zeit.“ Daß des Verfassers Gemüth nicht befangen ist, kann ihm geglaubt werden, er besitzt keines. Er fuchsschwänzelt auf seinem poetischen Harzkuchen aus Leibeskräften, nicht um das deutsche Volk zu elektrisiren, sondern um es seiner Elektrizität zu entladen. Er temporisirt, doch sieht er wenig auf eilf Zwölf-Theile der Zeit, er hält es mit der Minorität, er — septembrisirt. Ich will den Lesern einige Steugel dieses satyrisch-humoristischen Unkrautes in die Hände geben, sie würden sich doch nicht darnach bücken.

Deutſcher Freiheitsgeſang.

Fort! hinweg mit dieſem Alten!
Neu muß ſich die Welt geſtalten,
Throne müſſen wanken, ſchüttern,
Fürſten wie die Lämmer zittern —
Das verlangt, voll Sitt' und Tugend,
Deutſchlands kühne Heldenjugend.

Muſenſöhne, nie bezwungen,
Eine Schaar von Handwerksjungen,
Ladendiener, Gymnaſiaſten,
Können nimmer ruh'n noch raſten,
Bis das Größte iſt geſchehen,
Was die Welt annoch geſehen.

Einen ſcharfen Dolch in Ehren
Kann uns Niemand wohl verwehren,
Um ſo mehr, da wir in Röcken
Sehr geſchicklich ihn verſtecken,
Nur im Nothfall dazu brauchen,
Ihn in Schurkenblut zu tauchen.

Darum muthig, lieben Brüder!
Wer euch hindert, den — ſtoßt nieder!
Ihr bleibt rein und unbetheiligt,
Da der Zweck die Mittel heiligt;
Ging's auch über tauſend Leichen,
Gleichviel, wenn wir ihn erreichen.

Blickt auf unſer Vorbild! reiner
War im deutſchen Volk wohl Keiner!
Strebt wie er — wollt ihr mit Kränzen
In der fernſten Nachwelt glänzen —
Nach Gemeinſinn und — Gemeinheit,
Und erkämpfet Deutſchlands Einheit.

In einem Gedichte, genannt: Apologie der deutſchen Jugend, kömmt Folgendes vor:

— — — Doch welch' ein dreifach jammernd Weh
Vernimmt mein Ohr? Es ſchallt vom Ufersrand der Spree!
Ihr edle Turner ſeid's! was iſt geſchehen, redet! —
„O fragt uns nicht! ihr ſeht's, der Turnplatz ſteht verödet,
Wo ſonſt das Leben ach! ſo friſch und fröhlich war!“ —
So jammert tief betrübt die kindlich fromme Schaar. —
Welch' neuer Unglücksſchlag! Nein, das muß Steine rühren,
Den theuren Meiſter gar nach Spandau abzuführen?
Du großer, edler, nie genug geprieſ'ner Mann,
Wer hat ſo viel, wie du, für's Vaterland gethan!
„Gethan? ich bitt' euch, was?“ — So fragt ein Einfaltspinſel!
Der Korſe ſäß fürwahr, anſtatt auf ſeiner Inſel,
Noch jetzt auf Frankreich's Thron — doch mächtig fachte Jahn
Den letzten Funken faſt erloſch'ner Deutſchheit an!
Wer das nicht fühlen will, — doch gönnt mir abzubrechen,
Es läßt mich mein empört Gefühl nicht weiter ſprechen.

Es iſt ſchändlich, eines gefangenen unglücklichen Mannes ſo zu ſpotten — unglücklich, wenn er ſchuldlos, unglücklicher, wenn er ſchuldig iſt. Das hätte Hr. Döring dem freien Jahn nicht geſagt; aber es iſt die Art feiger Nachzügler, daß ſie die Todten auf dem Schlachtfelde ausplündern. So ferner befleckt der Dichter mit ſeiner ſatyriſch-humoriſtiſchen Feder die Frauen-Vereine und Mehreres. Man ſieht es ſeinem Eifer an, daß er ein Recrut iſt. Er droht mit einem ſtärkeren Bändchen humoriſtiſcher Gedichte. Er ſollte ſie in Friedrich Schlegel's Concordia einrücken laſſen; man würde ihn gewiß damit nicht abweiſen, auch wenn er Proteſtant wäre.

XXXIX.

Die Staats-National-Bildung.

Verſuch über die Geſetze zur ſittlichen und geiſtigen Vervollkommnung des Volks. Nach den Grundſätzen der National-Oekonomie von Julius Graf von Soden.

Aarau, 1821. Sauerländer. VI. und 244 S. in 8.

Wenn ein Buch in Paragraphen geſchrieben iſt und ſeine Sätze in Schlacht-Ordnung anrücken, dann mag dieſes oft als Zeichen gelten, daß der Verfaſſer mehr von der kriegeriſchen Unterordnung, als von der männiglichen Einſicht und Tapferkeit ſeiner Gedanken den Sieg erwartete. Auch ſchwache Gründe können, in Reihe und Glied geſtellt, langen und guten Widerſtand leiſten. Ich ſage, dieſes kann oft ein Zeichen ſein, aber nicht immer; wie es auch bei dem vortrefflichen Werke, das hier beſprochen werden ſoll, keines iſt. Wenn ſelbſtkräftige, erfinderiſche Meinungen das freie Plänkeln lieben und unwillig ein geſchloſſenes logiſches Regiment bilden, ſo bringt ihnen das zwar Ruhm, aber auch Gefahr; einzeln wie ſie ſind, können ſie von einer Zahl-Uebermacht umzingelt, oder ſelbſt von ſchwachen Feinden umgangen und rücklings niedergeſchlagen werden. Darum hat die Schrift des Grafen von Soden einen Vorzug mehr, weil ſie edle, kampfluſtige Grundſätze in eine Ordnung brachte, wie die Regeln der Denkkunſt ſie vorſchreiben. Bei der Form eines Lehrbuches für Anfänger iſt ſie unterrichtend für weit vorgeſchrittene Denker. Sie lehnt ſich ſieben früheren Bänden des Verfaſſers: über die National-Oekonomie, als deren Fortſetzung an. Die Widerſacher können nicht ſagen: das ſind Schwärmereien, das ſind Träume, das ſind die kranken Gelüſte der Neuerungsſucht! nein — was der Verfaſſer behauptet, beweiſt er, und was er beweiſt, das war ſchon bewieſen in einem früheren Satze, und ſo immer höher hinauf. Seine Grundſätze haben keinen erworbenen, ſie haben einen Geſchlechts-Adel, und können der Ahnen-Probe genug thun. Alle ſeine Reden, ſeine Wünſche, ſeine Beſorgniſſe, ſind die eines Menſchenfreundes, nicht eines bequemen Freundes des, ſondern eines arbeitſamen Freundes

der Menſchen. In den Lehren des Verfaſſers ſpricht nicht blos ein wiſſenſchaftlicher Trieb, der nichts fordert, als daß man ihm nachrede, ſondern ein frommer Trieb des Herzens, welcher verlangt, daß man ihm nachthue. Er iſt der Freiheit aus ganzer Seele zugethan und vertheidigt ſie, wie mit feſter Beſonnenheit, ſo mit liebenswürdiger Begeiſterung. Nicht zu viel kann das Buch gelobt werden, denn es iſt ein Markt des Ueberfluſſes, wo Jeder, reich oder arm, finden kann, was der Hausbedarf und was die Prachtliebe wünſcht.

Das Werk zerfällt in vier Bücher. In dem erſten Buche wird das Recht und die Pflicht der Regierung, die Staats-National-Bildung zu leiten, dargethan, und die Volks-Erziehung in ihre Beſtandtheile geſondert. Das zweite Buch handelt von der körperlichen, das dritte von der ſittlichen, und das vierte von der intellectuellen Bildung. Der Verfaſſer geht in der Einleitung von einem Standpunkte aus, den wohl nicht Jeder gewählt hätte, nicht weil er falſch wäre und irre führte, ſondern weil er ſteil und gefährlich iſt und nur über Felſen und Tiefen in das Thal hinableitet, wo der gebahnte Weg beginnt. Der Grundſatz des Britten Goodwin: „die einzige richtige Tendenz der Regierung ſei und müſſe ſein: Sich entbehrlich zu machen“ wird angenommen und den Leſern dargereicht. Es wird geſagt: der Menſch, deſſen ſittliche Gefühle und intellectuelle Kräfte vollſtändig ausgebildet ſind, bedarf kaum mehr einer Regierung. Kaum mehr — alſo doch etwas, nur vielleicht keiner ſtrengen. Man kann alſo nur behaupten, eine gewiſſe Regierungs-Form müſſe ſuchen, ſich entbehrlich zu machen, aber nicht die Regierung im Allgemeinen, denn ſie iſt: wirkend — das Band, welches die Glieder des Staats zu einem Körper vereinigt, und leidend — das Gemein-Gefühl, das Gefühl der Einheit dieſes Körpers. Auch wenn alle Bürger im höchſten Grade ſittlich und geiſtig ausgebildet wären, würde doch eine Regierung nicht entbehrlich werden, denn in der bürgerlichen Geſellſchaft kann es kein unbeſchränktes Recht ſelbſt auf Tugend geben, und die Freiheit im Gebrauche der Geiſteskräfte wird nicht weniger, als die im Gebrauche der Körperkräfte, einer geſetzlichen Grenze bedürfen. Nimmt man aber an (und wer kann es abſchlagen?)

was der Verfaſſer ferner ſagt: die Weiſeren der Menſchheit, die auf der höchſten Stufe der Bildung ſtehenden Individuen, wären die von der Natur gekrönten Herrſcher der Uebrigen, dann braucht eine Regierung, die auf einer andern Ariſtokratie als der des Geiſtes ruht, nicht erſt entbehrlich zu werden, ſie war es immer geweſen.

Von jener alten, ſchönen Zeit, „wo der Staat nicht einzig aus Bürgern, ſondern auch in jedem Bürger beſtand; wo das Ganze im Einzelnen, und das Einzelne im Ganzen lebte; wo alſo die vollſtändige Erziehung und Bildung öffentlich war" — von jener Zeit ſagt der Verfaſſer: ſie ſei verwelkt und werde nie wieder erblühen. Man kann dieſe Troſtloſigkeit nicht theilen, aber um ſo mehr eine andere Klage: daß es an jenem allgemeinen Unterricht fehle, welchen der Staat doch jedem Staatsbürger ſchuldig iſt; nämlich dem Unterrichte in der Verfaſſung des Staats und den Geſetzen. „Indeß die Lehrer aller Religionen die Jugend in den abſtracteſten religiöſen Dogmen unterrichten, hat man nirgends an einen gemeinfaßlichen Katechismus über die rechtlichen Verhältniſſe des Bürgers in der Geſellſchaft gedacht." (Hier, wie auch an andern Stellen, hätte man ſich von dem Verfaſſer gern erklären laſſen, wie fehlerhafte Staats-Einrichtungen nothwendig zuſammenhängen; denn auch das Schlechte hat ſeine Regeln.) Mit Recht wird die Heiligkeit des Stiftungs-Vermögens, das für Schulen und öffentliche Erziehung beſtimmt iſt, in Schutz genommen und der Grundſatz verworfen, daß Stiftungs-Vermögen Staats-Vermögen ſei. Wenn aber der Verfaſſer ſeinen Tadel auch auf die Einziehung der geiſtlichen Güter ausdehnt, ſo kann man ihm nur inſofern beiſtimmen, als dieſe Güter großen Theils „zu den Planen der Ehrſucht und Eitelkeit" verwendet wurden, denn im Uebrigen kömmt es keiner geiſtlichen Körperſchaft zu, ein ſelbſtſtändiges, vom Staate unabhängiges Vermögen zu haben. Es iſt nicht nöthig, hier an die Erfahrungen des Mißbrauches zu erinnern, der damit zu allen Zeiten geſchah, denn der Verfaſſer verlangt, daß die Regierung, um ſolchen Mißbräuchen vorzubeugen, eine Art Ober-Aufſicht führe. Aber die Religion kann erſt dann ein Gegenſtand der Geld-Wirthſchaft ſein, wo ſie als Gottesdienſt anfängt, äußerlich zu werden; doch wo ſie anfängt, äußerlich zu werden, da gehört ſie in das

Gebiet der weltlichen Herrschaft. Die Einziehung der geistlichen Güter in Spanien kann daher noch besser, als damit entschuldigt werden: daß dort die Freiheit zu jung ist, um ohne Leidenschaft zu sein.

Im Anfange des zweiten Buches, welches von der körperlichen Bildung handelt, wirft der Verfasser einen wehmüthigen Blick auf die Vorzeit und auf die Grundsätze zurück, welche die alten Völker in diesen Dingen befolgt haben. Doch ist die Erinnerung, die ich oben gegeben, zu wichtig, als daß ich sie nicht wiederholen sollte. Die fehlerhaften Einrichtungen eines Staates stehen alle in einer nothwendigen Verbindung, und ein gegebner Staat kann ohne gewisse Gebrechen gar nicht fortdauern. So kann ich mir eine vollkommene körperliche Ausbildung der Bürger, mit Monarchien, in der Art, wie sie jetzt bestehen, durchaus nicht vereinigt denken. Die Waffenlosigkeit der Bürger ist dort die Verfassung schützendes Gesetz, aber nicht das Eisen ist die Waffe, sondern der geübte Mannes-Arm, der das Eisen zu führen und zu entbehren gelernt hat. Man hat uns schlau und mit Erfolg weiß gemacht, körperliche Ausbildung schade der geistigen; und da freilich der Geist der schönere und bessere Theil des Menschen ist, haben wir eine Wahl getroffen, und unsere leibliche Erziehung vernachlässigt. So ist es dahin gekommen, daß körperliche Stärke und Gewandtheit eine Kunst geworden ist, die nur Wenige üben, und daß wir neugierig hingehen, einen starken Mann, einen guten Springer oder Fechter zu sehen, als wären sie nicht auch Menschen wie wir, sondern Thiere aus einer fremden Zone. Daher jene Gemüths-Schwäche, die aus Männern Kreisel macht, die sich drehen, sobald eine kindische Polizei sie peitscht; Binsen macht, die sich neigen vor dem Lüftchen eines Mundes, und Hasen, die nur in ihren Beinen Schutz gegen Hunde finden. Daher der Mangel jener Muskelkraft des Geistes, ohne welche der Geist ist, was ein Maler ohne Hand, was ein Pinsel ohne Farbe. Daher die Zerstörung der Brücke, die von dem Körper zu dem Geiste führt, und daher der abergläubische Magnetismus, und die Mystik, diese alberne Buhlerei, wo Seele und Leib, an getrennten Ufern stehend, sich verliebte Kußhändchen zuwerfen und gar sehr jammern, daß sie beide nicht schwimmen

können. Die Turn-Kunst ist an der Schulfuchserei ihrer Lehrer gescheitert, denn es ist der noch ungetilgte Fluch der Deutschen, daß sie, wagen sie sich ja einmal hinaus in ein freies Feld des Lebens, sie das Feld sogleich mit einer Mauer umgeben und es zum Schul-Garten bestimmen, wenn sie nicht gar ein Dach darauf setzen und es zum Schul-Gebäude machen. „Auch ist jener Soldatismus (sagt Graf von Soden), den man mit der Turnanstalt verknüpft hat, nachtheilig, wenn er nicht unter einer weisen Leitung steht.“ Sehr wahr! Sie haben die Vaterlandsliebe zünftig machen wollen! Vortrefflich ist, was der Verfasser über die Nothwendigkeit eines Institutes zur Bildung der Kinderwärterinnen und über deren Einfluß in der moralischen und physischen Bildung der Kinder sagt. Ich bitte das Morgenblatt, die Abend-Zeitung, die elegante Zeitung, den Freimüthigen, den Gesellschafter, und wie sonst die literarischen Zuckerbäcker alle heißen mögen, das erwähnte Capitel über Kinderwärterinnen ihren Leserinnen mitzutheilen, statt daß sie dieselben belehren, wie am 1. October Herr Hans in Prag, wie am 2. October Herr Kunz in Dresden den Hamlet gespielt, und wie am 3. October Frau Ursula in Braunschweig die Königin der Nacht gesungen hat.

Das dritte Buch, welches von der sittlichen Bildung handelt, beginnt der Verfasser mit Betrachtungen über den Einfluß, welchen die Gesetze auf die Sitten üben, und über die unglücklichen Folgen des Mangels bestimmter Gesetze. Die erste Folge ist, „daß die Richter ihre wahre Wesenheit verloren, nämlich aufgehört haben, Aussprecher der Anpassung des Gesetzes auf den einzelnen Fall zu sein, also willkürliche Dispensatoren des bürgerlichen Eigenthums geworden sind.“ Die zweite unglückliche Folge ist, daß der allergrößte Theil der Staatsbürger, mit den Rechten unbekannt, sich in die Arme der Advokaten werfen müsse. „Unverkennbar herrscht also in Absicht des Eigenthums und dessen Sicherheit, also in Absicht des ersten, ja Hauptzwecks der bürgerlichen Gesellschaft, auch bei dem größeren Theile der gebildeten Völkerschaften zur Zeit reine Despotie. Die Richter und Advokaten sind die eigentlichen Gewaltigen des National-Eigenthums, und was aus dieser Gewalt gerettet wird, wird von der Finanz in

Anſpruch genommen.“ Es gibt nur ein Mittel, jene Uebel zu heilen, nämlich das Leben des Rechtes muß im Volke allgemein gemacht werden. Dazu ſind zwei Wege. Erſtens: die Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Ausführlichkeit und Umſtändlichkeit der bürgerlichen Geſetzbücher, und zweitens: die Oeffentlichkeit der Juſtizpflege. Man hat das preußiſche Landrecht ſeiner Umſtändlichkeit wegen getadelt, aber gerade hierin beſteht ſein Vorzug. „Man hat nicht erwogen, daß dieſem Geſetzbuche nur ein Urfehler anklebt, nämlich derjenige der Art ſeiner Verfaſſung. Von wiſſenſchaftlich gebildeten Männern, von Gelehrten geprüft, hat Friedrich der Große nicht die Nation darüber zu Rathe gezogen, nicht die Volksſtimme darüber gehört, und das iſt es, was die Geſetzgebung unerläßlich bedarf.“ Nur durch die Oeffentlichkeit der Juſtiz kann dem ſonſt unvermeidlichen Deſpotismus der Richter und Advokaten Grenze geſetzt werden. Der Verfaſſer vertheidigt ſie mit der Wärme eines Mannes, der an ſich und Andern erfahren haben mag, wie Ungerechtigkeit ſchmerze. Ueber die Heimlichkeit der peinlichen Proceßform wird bemerkt: „Die ſpaniſche Inquiſition iſt der Gegenſtand des Abſcheues aller Nationen (geweſen), und in dem bei weitem größern Theile des gebildeten Europa wird über Leben, Ehre, Freiheit und Vermögen des Staatsbürgers beinahe ganz nach den Formen dieſer nämlichen Inquiſition geurtheilt. Der Staatsbürger wird verhaftet, ohne daß ſein Mitbürger davon oder von dem Grunde ſeiner Verhaftung Kenntniß erhalte. Er wird eines angeſchuldigten Verbrechens wegen in Verhaft behalten, in Unterſuchung genommen; ſeine Mitbürger erfahren nichts davon, als durch das Chamäleon des Gerüchts. . . . Es iſt ein erſtaunenswürdiger Beweis der Verirrung der menſchlichen Vernunft, daß Regierende ſich ſolch deſpotiſcher Gewalt über die Nationen bemächtigen konnten; es iſt ein eben ſo erſtaunenswürdiger Beweis der gemüthlichen Beſchränktheit der Nationen, daß ſie eine ſolche deſpotiſche Behandlung in Abſicht der wichtigſten und theuerſten Güter der Menſchheit, des Lebens, der Ehre und der Freiheit, ſeit Jahrhunderten ſich gefallen ließen.“

Von dem verderblichen Einfluſſe der Leih-Bibliotheken auf die Sitten des Volkes, die des weiblichen Geſchlechtes zumal,

wie sie den Leichtsinn ausbilden, wie alle Zucht und Häuslichkeit darüber zu Grunde geht, wie sie die Jünglinge entnerven und ausfasern, davon entwirft der Verfasser ein treues Bild in kräftigen Zügen. Er wundert sich und zürnt, daß man es geschehen lasse. Der Herr Verfasser war wohl zu ängstlich oder bescheiden, daran zu erinnern, daß jene Leih-Bibliotheken zur Leibwache der Gewalt gehören, daß sie die Jugend, indem sie ihr das Mark aus den Knochen saugen, zum Widerstande gegen feindliches Wollen, woher es auch komme, unfähig machen. Wenn der Verfasser verlangt, die Polizei solle den Unternehmern der Leih-Bibliotheken vorschreiben, welche Bücher sie halten müssen, und ihnen das Anschaffen der schädlichen Bücher verbieten, so hat er diesmal nur sein Herz zu Rathe gezogen. Keine Zwingherrschaft im Reiche des Geistes! Auch sollen wir die Gefälligkeit unserer lieben Freundin Polizei nicht mißbrauchen. Schon gar zu viele Sorgen hat sie freiwillig für uns übernommen, sie muß auch Zeit zum Schlafen haben. Es gibt noch andere Mittel, das schändliche Gewerbe der Romanenmischer zu Grunde zu richten. Man mache ihre Werke lächerlich, wenn sie nur abgeschmackt, man züchtige sie, wenn sie zugleich verführerisch und sittenverderblich sind. Einsichtsvolle und wohlwollende Männer mögen in jedem Orte, wo es Leih-Bibliotheken gibt, eine Gesellschaft bilden, die das mühsame aber edle Geschäft übernehme, sich mit allen in den Katalogen der Leih-Bibliothekare enthaltenen Büchern nach und nach bekannt zu machen und die guten öffentlich zu empfehlen, die schlechten aber zu widerrathen. Wenn jene Männer von Zeit zu Zeit in den Nachrichtsblättern ihrer Wohnorte ein Verzeichniß der sitten- oder geistverderblichen Bücher mit Bezeichnung der Nummer, die sie in den Katalogen der Leih-Bibliothekare einnehmen, abdrucken ließen und etwa dabei bemerkten: „kein sittsames Mädchen kann eines der genannten Bücher ohne zu erröthen auch nur in die Hände nehmen;“ oder: „kein verständiger Jüngling, und der einst ein Mann werden will, nicht blos dem Alter nach, wird seine gesunde Seele durch solche Lesereien verkrüppeln lassen;“ dann läßt sich erwarten, daß die Nachfrage nach schlechten Romanen sich vermindern wird. Aber ja kein Zwanggebot! Ohne Freiheit verliert selbst die Tugend ihren Werth. Daher war ich

ſehr überraſcht, daß der würdige Verfaſſer, der für Freiheit und Recht überall mit ſo großer Herzenswärme ſpricht, von der Geſetzgebung „Kleider-Ordnungen zu Bezeichnung der Stände“ fordert. Es iſt dieſes um ſo überraſchender, da er eine Zwangsbeſchränkung des Luxus überhaupt mit Recht verdammt. Er ſagt, die Sitten können unmöglich bewahrt werden, „ſo lange es den untern Claſſen frei ſteht, ſich den höheren im Aeußerlichen gleich zu ſtellen.“ Aber, guter Gott, hat denn ein Stand, weil er ſeine beſonderen Sitten hat, auch ſeine beſondere Sittlichkeit; iſt nicht dieſe eine gemeinſchaftliche für alle Stände? dürfen die höhern Stände die Folgen ihrer Sittenverderbniß auf die niedern wälzen? Wenn ſich die untern Claſſen den höhern äußerlich gleichſtellen, dann iſt eine innere durch Entgegenkommen von oben bewirkte Gleichſtellung vorhergegangen, und mit der Frucht des Uebels vertilgt man ſeine Wurzel nicht. Zu Kleiderordnungen iſt daher weder Noth, noch Recht, noch guter Grund vorhanden. Keine Noth — denn der Kleideraufwand der dienenden Claſſe iſt nicht Urſache, ſondern Folge der Sittenverderbniß, und nicht die ihrer eigenen, ſondern die der allgemeinen. Kein Recht — denn unſere Diener ſind nicht unſere Sclaven, und wenn ſie mündig ſind, muß ihnen verſtattet bleiben, das Erworbene nach Neigung zu verwenden. Kein guter Grund — denn es iſt beſſer, daß unſer Dienſtvolk die Zeichen ſeines übeln Lebenswandels oder ſeines Betrugs offen an ſich trage, als verſteckt, und wenn man ihnen die koſtbaren Kleider verbietet, wird ihre Eitelkeit ſich auf eine mehr verborgene Weiſe, die den Geſetzen unerreichbar iſt, befriedigen. Wozu noch weitere Einreden! Kann ich etwas Beſſeres ſagen als: Wie der Herr, ſo der Diener?

Ueber Schauſpiele und deren Einfluß auf die öffentlichen Sitten macht der Verfaſſer vortreffliche, zum Theil neue Bemerkungen. Man leſe ſie und verſuche es anderer Meinung zu ſein. Er tadelt mit verzeihlicher Heftigkeit, daß die Regierungen die Bühne überall ſich ſelbſt überließen. „Sie gewöhnten ſich ſie als eine geſellſchaftliche Unterhaltung zu betrachten, deren Geiſt ſie dem Geſchmacke hingeben könnten. Sie bewachten ſie zwar ängſtlich in politiſcher Hinſicht, damit nichts dem Geiſte der Regierung

Abholdes, die bürgerliche Freiheit oder Beschränkung der Willkür Betreffendes öffentlich dort verkündet werde; . . . aber die sittliche, so wie die intellectuelle Tendenz blieb ihnen allergrößtentheils fremd. Mag nur der Grund darin liegen, daß die Machthaber bei der, als einer Erbkrankheit der Macht, steigenden Tendenz zur unbeschränkten Herrschaft und Allgewalt, den Völkern hierdurch Freiheit des Spielraums, den Trank der Vergessenheit ihrer Leiden reichen wollten, oder daß die Organe der Macht allmälig selbst vom Sittenverderbniß ergriffen wurden — der sittliche und intellectuelle Zweck der Bühne blieb allergrößtentheils ohne Aufsicht; und dies nannte man dann — liberale Gesinnungen" Die Abnahme des Geschmackes für Trauerspiele, die man in neuern Zeiten bemerkt, schreibt der Verfasser der Sittenverderbniß zu, welche das Herz schlaff gemacht und die Empfänglichkeit für große Tugenden abgestumpft habe. „Bei dem weiblichen Theile des höhern Publikums hat diese Abneigung gegen die Tragödie ihren Grund in der verkehrten Erziehung und Bildung. . . . Ermattet wie sie sind, also unempfänglich für die Wohlthätigkeit eines durch moralische Veredlung lohnenden Schmerzes, wollen sie nur glückliche Liebende sehen, da ihr ganzes Leben nur ein Roman der Liebe ist." Auch den neuern tragischen Dichtern wird die Schuld jener Abneigung gegen Trauerspiele zugeschrieben. Sie haben den wahren Geist der Tragödie verlassen. Ihre Helden und Heldinnen sind oft nicht mit dem Schicksale ringende Menschen, sondern Schwächlinge, Opfer ungeregelter Leidenschaften, die als Opfer derselben muthlos untergehen, oder Verbrecher, die sich ihren verdienten Untergang bereiten. So haben die Dichter, ihres hohen und heiligen Berufes uneingedenk, indem sie der Verweichlichung der Menschheit fröhnten, zu ihrer Verschlechterung beigetragen. Statt Ehrfurcht für Tugend und Seelengröße, haben sie Nachsicht für das Laster durch Theilnahme an verschuldetem Unglücke gepredigt, für eine Maria Stuart, die Gattenmörderin, für einen Hugo, den Ehebrecher und Meuchler seines Freundes, Interesse aufgeregt. — Den Harlekin wünscht der Verfasser mit Unrecht zurück; auf unseren Bühnen ist der Ernst abgeschmackt, wie unerträglich wäre erst der Spaß.

Alles, was über Religion und Gottesverehrung gesagt wird, zeigt eben so große Helle des Kopfes als Wärme des Herzens. Man nehme es darum mit Herz und Kopf dankbar auf, denn hierin am meisten bedarf die irrende Welt Zurechtweisung, da in Dingen der Religion, wo der Irrthum der Uebelwollenden aufhört, der Irrthum der Gutmeinenden beginnt, Wahnsinn aber auf beiden Seiten herrscht. „Wie weit mußte die menschliche Vernunft nicht verkrüppelt sein, um sich bis zu den Begriffen einer herrschenden Religion, einer herrschenden Kirche zu verirren! Wie war es möglich, mit den Ansprüchen der Vernunft die Idee zu vereinigen: daß die Empfindungen oder Ansichten eines Theils der Staatsbürger über die Art der Verehrung des höchsten, unsichtbaren Wesens, diesen berechtigten, die physische Uebermacht zu gebrauchen, um den andern Theil einzig um der Verschiedenheit der Ansichten von der Art dieser Verehrung willen zu verfolgen, zu unterdrücken oder mindestens Vorzüge vor ihm zu behaupten? Selbst das Wort Toleranz ist ein Vergehen gegen die menschliche Vernunft. Wie? indeß der Allvater jede Art seiner Verehrung ruhig annimmt, will ein Theil seiner Kinder sich's zum Verdienst rechnen, wenn er dem andern erlaubt, ihn nach seiner Weise zu verehren? ... Die Religionskriege haben unter allen das Ungeheure der entarteten menschlichen Natur in seiner größten Scheußlichkeit dargestellt." (Und um wie viel ist es jetzt etwa besser geworden? die Religionskriege dauern fort, nur schlachtet man die Gefangenen nicht mehr und bratet sie nicht zur Ehre Gottes auf einem Scheiterhaufen; man begnügt sich, sie verwundet zu haben, und macht sie zu Sclaven. Die verlorne Kunst des Alterthums beweint man, aber um die verlorne Weisheit der alten Welt, die von der Raserei des Religionshasses stets frei geblieben, um diese weint man nicht. Für Einen, den das Christenthum seit je getröstet, haben die Christen Tausende trostlos gemacht!) —

Die Bibelgesellschaften habe ich immer als einen Beweis mehr angesehen, daß die waltende Vorsehung, um ihre Zwecke zu erreichen, sich solcher Mittel bedient, die dem Menschen mit der Erfüllung seiner Wünsche schmeicheln. Wie wäre sonst die Verblendung der protestantischen Eiferer zu erklären, die durch die

Verbreitung der Bibel, durch dieſes unfehlbare Mittel die Demokratie im Religionsſtaate herbeizuführen, eine allgemeine Monarchie des Glaubens zu erreichen hoffen? Auch der Verfaſſer bezweifelt, daß die Verbreitung der Bibel (der ganzen ohne Auswahl) geeignet wäre, das reine Chriſtenthum, die wahre Sittlichkeit, zu befördern.

Die Juden. Der Verfaſſer hat, indem er, abweichend von der Form ſeines Buches, dieſer Unterſuchung eine eigene Ueberſchrift gab, die Wichtigkeit bezeichnen wollen, welche die Welt und er ſelbſt dem Gegenſtande gibt. Aber es iſt ein ſchlimmes Zeichen, wenn man eine Sache wichtig findet, die, weil ſie einen unendlichen Werth hat, zu ihrer Preisbeſtimmung gar nicht gewogen zu werden brauchte. Es gibt Grundwahrheiten, die zum Wahnſinne führen, wenn man ſie zum Gegenſtande der Unterſuchung macht; denn ſie ſind der Boden des Verſtandes, und wenn dieſer wankt, wankt auch alles Uebrige. Aber die Menſchen ſind unbedacht; ſie wollen das Sehen ſehen und reißen das Auge aus ſeiner Höhle, es bequem in die Hand zu nehmen. So lange die Juden ein Gegenſtand des Haſſes, des Abſcheues, der Verfolgung waren, und wo ſie es noch ſind, da möchten oder mögen die Beſſerdenkenden für jene Unglücklichen handeln, aber für ſie zu ſprechen wäre Thorheit; denn die Leidenſchaft hat keine Regel und kann daher nicht irren, und die Empfindung verrechnet ſich nicht, weil ſie gar nicht rechnet. Wo man aber über die Juden ruhig und wiſſenſchaftlich ſpricht, da iſt es Zeit, dem Irrthume zu begegnen. Ich will es offen bekennen, daß, den Zorn abgeſehen, den jede Ungerechtigkeit in meiner Bruſt erregt, ſie mag treffen wen, ſie mag verübt werden von wem ſie wolle, alles das, was ich je gegen oder auch nur über die Juden geleſen habe, mich immer lachen gemacht hat. Die Herren überlegten, ob die Juden in das Staatsbürgerverhältniß paßten, und die Wohlwollenden meinten, ſie wären tauglich dazu oder könnten es gemacht werden. Aber die Hauptſache vergeſſend, haben ſie ſich eine unnöthige Mühe gegeben. Das Staatsbürgerrecht braucht nicht erſt erworben zu werden, man wird damit geboren, man iſt ſchon Bürger in der Wiege. Wenn Keiner, der räumlich im Staate geboren wird, das Recht hat, an der bürgerlichen Geſellſchaft nicht

Theil zu nehmen, wie kann dieſe das Recht haben, einen in ihr Gebornen auszuſchließen, als nur im Falle eines Verbrechens zur Strafe? Soll das Bürgerrecht ein Lohn der Tugend ſein, und darf es dem Verdienſtloſen verweigert werden, dann müßte man auch die Chriſten in die Claſſen der Guten und Schlechten eintheilen; denn wären die Juden auch noch laſterhafter, als man je behauptet, ſo ſind doch ihre Laſter menſchlicher Natur, von welchen nothwendig auch viele Chriſten behaftet ſein müſſen. Ich glaube an Alles eher, als an die Bosheit der Menſchen; ich glaube alſo nicht, daß ſie die Quelle der Verfolgung ſei, welche die deutſchen Schriftſteller gegen die Juden üben. Es iſt nichts, als ein garſtiges Muttermaal, welches die Deutſchen nicht abwaſchen, nichts, als eine Schulfuchſerei, die ſie nicht los werden können. Man muß Geduld mit ihnen haben, es wird ſchon beſſer werden; freilich große Geduld. Denn es iſt zu wetten, daß die Spanier, wenn ſie nicht durch äußere Gewalt verhindert werden, ihre Freiheit vollkommen auszubilden, in Zeit von acht Jahren — ich ſage acht Jahre und bewillige keinen Tag länger — ſelbſt den Juden das Staatsbürgerrecht geben werden. Es wird ſich dann 1828 drollig genug ausnehmen, wenn im Lande der Inquiſition Juden Mitglieder der Cortes ſind, während man im Lande Luther's noch angſtvoll überlegt, ob wohl ein Jude Schneidermeiſter oder Advokat werden könne, ohne daß die Achſe der Welt breche.

Auch der Verfaſſer geht in ſeinen Betrachtungen von einem Standpunkt aus, den ich nicht gewählt hätte, obzwar die übrigen Anſichten, die er aufſtellt, höchſt weiſe, und die Mittel, die er zur Vervollkommnung des bürgerlichen Zuſtandes der Juden anrathet, ebenſo zweckmäßig als menſchenfreundlich ſind. Er ſagt: die ganze Geſetzgebung chriſtlicher Staaten wäre offenbar auf die Lehren des Chriſtenthums gegründet, man könne alſo die Glieder eines Volks, deſſen Religions-Grundſätze jenen Lehren entgegenſtehen, mit ſolchen Staaten nicht amalgamiren. Aber erſtens, bekennt der Verfaſſer ſpäter ſelbſt, daß die wahren, nicht erlogenen Grundſätze des Judenthums mit den wahren, nicht erlogenen Grundſätzen des Chriſtenthums ganz zuſammentreffen; und zweitens, iſt die Anſicht von der Grundlage der Staaten, worin die chriſt-

liche Religion herrscht (der Ausdruck: christliche Staaten setzt schon als bewiesen voraus, was erst bewiesen werden soll) nur bedingt war. Die europäischen Staaten, ausgenommen die Türkei, ruhen allerdings auf dem Christenthume, aber doch nur factisch und zufällig, nicht rechtlich und nothwendig. Sie ruhen auf dem Christenthume wie ein Haus auf seinem geometrisch eingeschränkten Grunde, wobei es aber auf die mineralische Beschaffenheit des Bodens nicht ankömmt; das Gebäude hätte auch an einer andern Stelle errichtet werden können. Von hier an weiter begleitet man den edlen Verfasser gern auf seinem ganzen Wege. Er sagt: „Jesus als Israelit geboren, von seiner Kindheit an den israelitischen Religionsgebräuchen unterworfen, und im spätern Alter sich ihnen freiwillig unterwerfend, starb als Israelit. Nirgend verwarf er die mosaischen Gesetze; er selbst verwies das Volk auf Moses und die Propheten. Nirgend kündete er sich als den Stifter einer neuen Religion an; und so wie wir unmittelbar von ihm durchaus nichts besitzen, so haben uns auch selbst seine Biographen, die Evangelisten, nichts aufbehalten, das eine Absicht verkündete, Stifter eines neuen Glaubens zu werden.... Die Eitelkeit der Menschen, der Haß und die Verachtung gegen ein ausgeartetes und unterdrücktes Volk waren es, welche, des reinen Glanzes der göttlichen und ursprünglichen Christus-Lehre sich bemächtigend, aus ihr eine neue uud zwar, gerade jenes Hasses wegen, der mosaischen, also altjüdischen Religion entgegengesetzte Religionspartei — — geschaffen hat.... Wenn also der Christ die mosaische Gesetzgebung, mit Ausschluß der lokalen und temporellen politischen Anordnungen, verehrt, so zeigt sich, daß beide Religionen, die christliche und die jüdische, an sich zusammentreffen. ... Zieht man von der Christus-Religion das Geheimnißvolle und Wunderbare ab, an dessen Unfehlbarkeit um deswillen doch andern Religionsverwandten zu zweifeln erlaubt sein mag, weil die christlichen Religionsparteien unter sich darüber nicht einig sind, so wird eine göttliche Religion übrig bleiben, gegen deren erhabene Lehrsätze sich auch jetzt noch die Vernunft des nur etwas aufgeklärten Juden unmöglich sträuben kann.“ Zu dieser alleinseligmachenden, göttlichen, oder wie der Verfasser

sie nennt, altmosaischen Religion, solle man die Juden zurücknöthigen, nicht durch die Gewalt der Strafe, sondern die des Lohns. Keinem werde verwehrt, den Talmudischen Vorschriften ferner anzuhängen, diejenigen Juden aber, welche den Menschen-Satzungen entsagten, die in der jüdischen, wie in jeder andern Religion albern sind, wo sie nicht ruchlos sind, solle man zu Staatsbürgern machen, sie den Christen völlig gleich achten, und dann auch die Ehen zwischen beiden sich so verschwisterten Religionsparteien nicht länger verhindern. Wer könnte die edle Friedenstiftung, die der Verfasser versucht, verdammen? O! gar Viele werden es; denn der Verfolgungstrieb liegt in dem Hochmuthe aller Menschen, die, weil sie keinen innern Werth haben, nach den Zeichen eines Werthes geizen. Wer nicht von Adel sein kann, um auf Bürger herabzusehen, will wenigstens ein Christ sein, um die Juden unter sich zu haben. „Mögen diese Wahrheiten noch so lange unbeachtet bleiben: es erscheint eine Zeit, wo die Vernunft ihre Rechte reclamiren wird.“ Mit diesen Worten schließt der Verfasser seine Betrachtung über die Juden. Ja gewiß, diese Zeit wird kommen; da wird der Mensch aus seinem Fiebertraume erwachen und gerührt den Bruder erkennen, der weinend an seinem Bette sitzt.

Auch das vierte Buch: von der intellectuellen Bildung, ist reich an scharfsinnigen Bemerkungen und Ergießungen eines menschenfreundlichen Herzens. Die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts, gegen den Privat-Unterricht, werden auseinander gesetzt. Nur auf öffentlichen Schulen würde eine Verschmelzung unter den Ständen und Volksclassen möglich über die Begriffe des Wahren, des Rechten und Schicklichen, welche alle Selbstsucht, allen Kastengeist ausschließt. „Nur in öffentlichen Unterrichts-Anstalten kann jener Staatsbürgersinn sich bilden, der für alle Staaten so wichtig ist, weil mit dem Fortschritte der Ausbildung der menschlichen Vernunft alle Staatsverfassungen republikanisch im reinen Sinne dieses Wortes werden müssen.“ — Ueber den ersten Religions-Unterricht bemerkt der Verfasser: für die Kindheit gehöre eigentlich nur der reine Deismus, aber keine Dogmenlehre. Das Herz müsse zur Religion gebildet werden. Man solle den Kindern (wie die verderbliche Uebung herrscht) keine Mythen des

Glaubens vortragen „für die sie keinen Sinn haben, noch haben können, da selbst die Bezwingung der Vernunft diesen Glauben erst zu erpressen vermag. Man verfinstert die ersten Keime dieser Vernunft durch das Memoriren der Katechismuslehren.“ Beim ersten Sprachunterricht solle auf die Reinheit der allgemeinen Nationalsprache und auf Vertilgung der Provinzialität gewirkt werden. (Zwar ist Sprache das Gefäß des Geistes; der Reichere an Geist wird daher immer eine schönere Sprache haben, als der Aermere; aber die irdene Schüssel kann so rein gehalten werden als die goldne Schale und darauf kömmt es an.) — Es wird als wichtig anempfohlen, daß die Kinder leserlich schreiben lernen, weil man ja nur schreibe, um gelesen zu werden. (Dieses würde wenig helfen; denn im 25. Jahre haben sehr viele Menschen das Schreiben wieder verlernt, und es wäre sehr nöthig, eine hohe Schreibschule für Erwachsene zu errichten. Die meisten Männer von wissenschaftlicher Bildung, Gelehrte und Beamten, schreiben so erbärmlich, daß man den Herren auf die Finger klopfen möchte; man weiß oft so wenig, was sie mit ihrem Geschriebenen, als was sie mit ihrem Gedruckten haben sagen wollen. Die Gewerbsleute haben einen andern Fehler, sie schreiben zu deutlich, so daß man ein Verkleinerungsglas brauchen könnte, um sie zu lesen. Wozu, um des Himmels Willen, alle die langen Schnörkel, Striche, Züge, Spieße und Zweige, die über und unter der Linie heraustreten und nur zu verwirren dienen? Buchstaben und Zeilen verstricken sich und sind gar nicht mehr von einander zu bringen, so daß jede Blattseite eine dichte Hecke bildet, durch welche das weiße Tageslicht nur mühsam fällt.)

Dem primären Unterrichte reiht sich der secundäre an. Jener ist Lebensbedürfniß für alle, dieser nur für gewisse Stände des Volkes, oder für alle Classen, aber nur in gewissen Verhältnissen. Im Allgemeinen gibt die Natur jedem einzelnen Menschen mit der Fähigkeit zur höheren Ausbildung seines Geistes auch das Gebot dazu. Aber der Verfasser nimmt außerdem für gewisse bürgerliche Verhältnisse auch einen Zwang der Gesetze zu jener höhern Ausbildung an. Dieser Zwang trete unter andern Fällen auch beim Erbadel ein. Ueber diesen Gegenstand wäre, theils zur

Ergänzung, theils zur Widerlegung der Aussprüche des Verfassers mehr zu sagen, als der Raum hier aufnähme. Zwar geschieht die Aeußerung: „Ob nach national-ökonomistischen Grundsätzen der Erbadel in Monarchien als Staatsmaschine nothwendig sei, ist eine diesem Werke fremde Untersuchung;“ doch ergibt sich klar genug, daß der Verfasser die Frage bejahend beantworten würde. Ich meine aber, daß man nicht fragen sollte, ob der Adel in Monarchien unentbehrlich ist, sondern ob der Menschheit Monarchien solcher Art unentbehrlich sind, die des Adels nicht entbehren können. Jetzt freilich ist der Adel eine Stütze der Monarchie, aber man vergesse nicht, daß jede Stütze eine Höhlung, einen leeren Raum bildet, den die Körper zu ihrem Falle brauchen. Wo die Regierung Eins ist mit der Masse des Volks, nicht durch ein räumliches Band, sondern chemisch verbunden, da bedarf sie keiner Stütze. Monarchien bedürfen des Adels nicht, der Adel bedarf der Monarchien. Da wo der Adel besteht (fährt der Verfasser fort), ist er „als eine zur höhern geistigen Ausbildung verpflichtete Volks-Classe zu betrachten“, und der Staat solle, ehe er den adelgebornen Söhnen den Genuß der Vorzüge ihrer Geburt einräumte, sie über ihre geistige Ausbildung prüfen lassen. Allein dieser gesetzliche Zwang wäre nicht eine Gewalt gegen den Adel, sondern eine Gewalt gegen den Bürgerstand ausgeübt. Denn während die im letztern Gebornen rücksichtlich ihrer geistigen Ausbildung ganz allein der Willkür und oft der Kurzsichtigkeit, dem Unverstande, den Leidenschaften oder der Laune ihrer Eltern und Erzieher preisgegeben sind, würde das unwandelbare und stets als weise anzusehende Gesetz für die gute Erziehung der adeligen Jugend vormundschaftlich Sorge tragen. Wäre dieses nicht eine große Ungerechtigkeit gegen die übrigen Volksclassen? Auch eine verdiente möchte ich sagen. Denn die Bürgerstände waren oft blödsinnig genug, über den Mangel an persönlichen Verdiensten des Adels zu spotten, vergessend, daß gerade durch diesen Mangel ihre Verderblichkeit vermindert werde, und daß es trostlos wäre, wenn der Adel zu den Vorzügen der Geburt auch noch die des Geistes gesellte.

Ueber Akademien, über die Verbindung der Zucht mit Freiheit bei den Studirenden, über die Methode des akademischen Un-

terrichts, besonders über die Sinnlosigkeit, mit welcher das Studium der Theologie betrieben wird, über den Buchhandel, Nachdruck, und mehrere hierher gehörige Gegenstände macht der Verfasser viele treffliche Bemerkungen. Es ist Etwas in allen seinen Aussprüchen, das sie gegen jede Beleidigung übelwollender Menschen schützt — sie sind ganz freimüthig; und offen wie sie sind von allen Seiten, kann weder der Unverstand fürchten, noch die Bosheit zu fürchten sich anstellen, als lauere hinter jenen Grundsätzen etwas Gefährliches. Darin unterscheidet sich der Verfasser von manchen andern freisinnigen Schriftstellern, daß er die Gefahr nicht flieht, und nicht mit dem Ruhme, den der Muth der kühnen Rede erwirbt, auch die Sicherheit verbinden will, welche die feige Rede in ihrem Schlupfwinkel genießt.

XL.

Ueber Herrn von Villele und dessen politische Stellung. Paris 1822.

Aus dem Französischen.

Mit Anmerkungen von Börne.*)

[1]) Die Journale einer gewissen Partei haben Herrn v. Villele wegen einer Privat-Correspondenz angegriffen, die sie ihm zuzuschreiben für gut gefunden. Ohne zu untersuchen, ob jene Privat-Correspondenz wirklich von diesem Minister herrühre, was wir nicht glauben, oder von irgend einem, vielleicht unbesonnenen Freunde,

---

*) „Politische Annalen" 8. Band, ergänzt aus der Handschrift des Verfassers.

[1]) Frankreich ist das Zifferblatt Europas; hier sieht man, welche Zeit es ist, in andern Ländern muß man die Uhr erst schlagen hören, um die Stunde zu erfahren, — man verhört sich aber leichter, als man sich versieht. Ich habe mir daher vorgenommen, meinen Aufenthalt in Paris zu benutzen, um das Wesen unserer Zeit aus ihren Zeichen zu erforschen und meine Beobachtungen in den allgemeinen politischen Annalen niederzulegen. Die kleine Schrift über Herrn v. Villele kam mir sehr willkommen in den Weg, meine Betrachtungen daran zu knüpfen; denn wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich ist, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das

dünkt es uns ersprießlich, uns mit den Ansichten zu beschäftigen, welche die Feinde des Herrn v. Villele als die Grundlage jener Correspondenz betrachten und die wir, für den Augenblick, als die jenigen des genannten Ministers annehmen wollen. [2])

---

der Feind anbietet, ist es in Meinungsstreitigkeiten immer räthlich, sich auf den Standpunkt zu stellen, den sich der Gegner gewählt. Die Leser der genannten Schrift, von welcher Partei sie auch sein mögen, Aristokraten oder Demokraten, werden über die Naivität lächeln, mit welcher man darin gewisse Grundsätze, Ansichten und Zwecke öffentlich bekennt und über Mittel und Wege unverholen spricht. Des Königs geschieht zwei- oder dreimalige Erwähnung, der Aristokratie wird oft gedacht, unaufhörlich aber ist davon die Rede, was Herr v. Villele oder jeder andere Minister jetzt nothwendig thun muß, um *seine Stelle zu behalten*. Von den Forderungen der Franzosen aber, von den Bedürfnissen und dem Wohle Frankreichs wird auch nicht das kleinste Wörtchen gesprochen. Eine jener Ungeschicklichkeiten, die unvermeidlich zum Vorschein kommen, sobald die Gewalt — *spricht*! Die Freiheit kann reden, denn ihr ist das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber ist verloren, sobald sie anfängt, sich zu rechtfertigen. Noch eine andere Wahrheit wird aus nachfolgenden Blättern hervorgehen: die heutigen französischen Minister sind viel zu klug, als daß sie hoffen dürften, ihre Absichten durchzusetzen. Zu gewissen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es ist nicht jeder dumm, der will. Gibt es eine Eigenschaft der menschlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren sein muß, so ist es die Dummheit. Es gibt für jeden französischen Minister nur ein Mittel, sich durch die Gefahren zu schlagen, welchen er begegnet, wenn er den Staat nach den Wünschen der Aristokratie beherrschen will — er darf diese Gefahren nicht *sehen*. Ueber enge, felsige Wege, an tiefen Abgründen vorüber, ohne Schwindel und Sturz zu schreiten, das vermag nur ein Packesel.

[2]) Die Privat-Correspondenz, auf welche hier angespielt wird, hat sich den englischen ministeriellen Courier zur Schaubühne gewählt. Ich sage *Schaubühne*, denn der Ursprung wie der Zweck jener Correspondenz ist das Geheimniß der Komödie. Herr Decazes hatte zur Zeit seiner Herrschaft auch seine maskirte Correspondenz; er ist aber doch vorübergegangen. Möchten sich die Herren Minister doch endlich einmal des Diplomatisirens und Intriguirens entwöhnen! Aber der Markt ist ihnen nur ein größeres Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer Hof und die öffentliche Meinung das alte Violin-Solo, nur ohne Sordine gespielt. Sie zischen hier wie dort, sind schlau jetzt wie damals und schlagen immerfort den herkömmlichen Tact. Sie meinen, wenn sie nur immerfort einheizten, damit könnten sie den Frühling abhalten.

Diese Grundsätze sind: daß, um die Monarchie mit durch den Einfluß der socialen Suprematien (Suprématies sociales), die in gegenwärtigem Augenblicke sehr bedroht sind, zu befestigen, es wenigstens eben so vieler Mäßigung als Energie bedarf.[3]) Bei diesem Worte Mäßigung haben sich die Feinde des Herrn v. Villele sehr ereifert. Sie haben sehr redneriſch von der Nothwendigkeit gesprochen, den Eifer, die Ergebenheit, die Treue zu belohnen; und gewiß verlangt Herr v. Villele nichts mehr, als alle diese Dinge zu vergelten. In dieser Beziehung könnte er selbst seinen Theil vom Lohne fordern.

Allein mit den Worten Treue, Ergebenheit, Eifer, ist noch nicht Alles gesagt; diese Worte, so achtungswerth sie auch sind, gewähren keinen Talisman, der die, während einer fünf und zwanzigjährigen Revolution entstandenen Interessen und aufgekommenen, feierlich anerkannten, Meinungen plötzlich verschwinden mache.[4])

---

[3]) Unter Mäßigung wird hier verstanden: die Einen wollen Tag, die Andern wollen Nacht, der Minister aber will Mondschein, um beide Parteien zu befriedigen. Er betrachtet sich als die Zunge der Wage, die nur so lange aufrecht steht, als gleiches Gewicht in beiden Schalen liegt. Das ist das alte Schaukelsystem, gegen welches die Liberalen wie die Aristokraten mit gleichem Rechte eifern. Der Minister bleibe entweder auf dem festen Lande; oder suche die offene See; nahe am Ufer hinzufahren ist das Gefährlichste. Und was heißt Energie? Dem Wortverstande nach ist Energie diejenige Beharrlichkeit, mit welcher eine Kraft immer nach gleicher Richtung wirkt. Wie kann man aber ein Verfahren als energisch bezeichnen, wobei man nach dem unsichern Augenmaße ab- oder zugibt, und sich mit seinem Gewichte bald herüber, bald hinüber neigt? Das ist gerade das Gegentheil von Energie, das ist Wankelmuthigkeit. Der Sinn des Ausdruckes suprématies sociales wurde hier wohl vorsätzlich im Zwielichte gezeigt. Die Ultras haben allen Grund zu denken, daß man damit die Erb-Aristokratie habe bezeichnen wollen, die Liberalen aber können mit gleichem Rechte annehmen, daß man auch die Macht der liberalen Ideen unter die suprématies sociales gerechnet habe.

[4]) „plötzlich verschwinden machen" — also mit dem Verschwindenmachen wäre man einverstanden, nur daß es allmälig geschehe und man hierbei mit Frankreich verfahre, wie jener gutherzige Lakai mit dem Pudel seines Herrn gethan, dem er die Ohren abschneiden sollte, ihm aber nur ein Endchen davon abgeschnitten, um dem armen Thiere nicht auf einmal so wehe zu

Herr von Villele, wie kein Mann von Geist, kann sich über den Boden, auf dem er wandelt und über die Luft, die ihn umgibt, Etwas vortäuschen. Es ist sein Fehler nicht, wenn so höchst achtungswerthe Diener der Monarchie unglücklicher Weise in zu kleiner Zahl in ein Land zurückgekommen, dessen Lage und Sitten sie seit dreißig Jahren nicht kennen — sich nicht auch einmal über jene Lage und jene Sitten hinreichend belehrt finden, um für sich Frankreich zu regieren. [5])

So lange Herr v. Villele nur das Haupt einer Partei war, die er durch seine Einsichten und seine Erfahrungen leitete, konnte und durfte er dieser Partei Vieles nachgeben; jetzt aber, da er für das Wohl der Monarchie verantwortlich geworden; jetzt, nachdem

---

thun. Die Ansicht, daß die plebejischen Interessen in der französischen Revolution entstanden wären, verdient keine Widerlegung, da sie nicht einmal ernstlich gemeint ist. Sie wird nur zum Scheine aufgestellt, um jene Interessen revolutionär schelten zu können. Die Revolution hat die Volks-Interessen, die ewig bestanden und seit Jahrhunderten gefühlt wurden, nur geltend gemacht, sie hat zum Rechte die Macht gefügt. Sie war gegen die Aristokratie gerichtet. Der Glaube des Volks hatte dem Adel seine Macht gegeben, der Unglaube des Volks nahm sie ihm. Dem Gott Jupiter ist es nicht besser ergangen und kein Wunder könnte ihm sein altes Ansehen wieder verschaffen.

[5]) Dieses Compliment ist nicht sehr fein gedrechselt, aber desto besser; das Geständniß gewinnt so viel an Umfang, als ihm an Zierlichkeit abgeht. Herr v. Villele gesteht, daß die achtungswerthen Diener der Monarchie in kleiner Anzahl nach Frankreich zurückgekehrt sind, woraus also folgt, daß man sie dort nur noch in kleiner Anzahl findet. Die Ausdrücke treue Diener der Monarchie sollten wohl hier in ihrem reinen Wortverstande gebraucht werden; denn nach dem Wörterbuche der Aristokratie bedeutet ein treuer Diener des Fürsten eigentlich ein treuer Diener seiner selbst. Wenn die rückgekehrten Emigranten Frankreich regieren wollen, ohne dessen Lage und Sitten zu kennen, so verdienen sie nur die Hälfte des Vorwurfes, den sich Herr v. Villele ganz zugezogen. Dieser kennt den Boden, auf dem er wandelt und die Luft, die ihn umgibt und dennoch glaubt er Frankreich in die alte Lage zurückregieren zu können, woraus es sich durch die Revolution gerissen. Er verfolgt das nämliche Ziel wie die Ultras, und auf dem nämlichen Wege; nur will er langsamer gehen. Das ist dieselbe Barmherzigkeit, die man gegen einen Verurtheilten ausübte, wenn man ihn mit kleinen Schritten zum Schaffot führte.

er es nicht ohne Anstrengung dahin gebracht, die Monarchie vor den Gefahren zu schützen, mit welchen ihre öffentlichen und geheimen Feinde sie umgeben halten, wäre es weder einem treuen Unterthanen, noch einem rechtlichen, noch einem verständigen Manne angemessen, auf gehässige Erinnerungen oder bloße Parteifeindschaften Rücksicht zu nehmen. [6])

Die Royalisten, welche Herrn v. Villele bis jetzt unterstützt, und die ihm den Weg zum Ministerium gebahnt haben, sollten die Lehren nicht vergessen, die ihnen das Beispiel des Herrn Decazes in einem andern Sinne gibt. Was war Herr Decazes? Ein ganz in den plebejischen Interessen befangener Mann und dem es gelungen war, der Regierung eine jenen plebejischen Interessen angemessene, das heißt eine mehr oder minder revolutionäre Richtung zu geben, ohne das Wort „revolutionär" in der gehässigen Bedeutung zu nehmen, die man gewöhnlich damit verbindet. Es ist also klar, daß die Anhänger der Grundsätze und Interessen der Revolution, so wie sie die Charte gesetzlich aufgenommen, [7]) das

---

[6]) Dieser krummen Rede gerader Sinn: So lange Herr v. Villele die Ultra-Partei gebraucht hat, schmeichelte er ihren Leidenschaften unbedingt; jetzt da er erster Minister geworden, wendet er, wie üblich, der Leiter den Rücken zu. Er thut, was jeder seiner Collegen im Ministerium auch thun würde, sobald er Premier-Minister geworden wäre. Als solcher würde es selbst Herr v. Peyronet nicht besser, das heißt hier, nicht schlimmer machen als Herr v. Villele. Denn einmal auf den Gipfel der Verwaltung gekommen, von wo man alle Verhältnisse überschaut, einmal diejenige Macht und dasjenige Ansehen erlangt, welche den höchsten Ehrgeiz befriedigen — lernte jeder französische Staatsmann einsehen, daß Frankreich im rein aristokratischen oder, in der Kanzlei-Sprache der Heuchelei zu reden, im rein royalistischen Sinne nicht mehr regiert werden könne und daß, würde es versucht, nicht blos Frankreich, welches eine Nebensache ist, sondern auch der Waghals, der es versuchte, darüber zu Grunde gehen müsse.

[7]) „so wie sie die Charte gesetzlich aufgenommen" — diese Ausdrücke wollen wir zu Protokoll nehmen. Es wird hier von der unliberalen Partei eingestanden, daß die Charte die Grundsätze und Interessen der Revolution gesetzlich angenommen habe, woraus also folgt, daß Diejenigen, welche g e g e n jene Grundsätze und Interessen kämpfen, nothwendig darauf denken müssen, die Charte zu vernichten.

Ministerium und den Einfluß des Herrn Decazes als etwas Vortheilhaftes für sich betrachten mußten. Hätten sie, statt leere Händel mit ihm zu suchen, ihm beigestanden, nach und nach zu erlangen, was das plebejische oder demokratische Princip begünstigen könnte, so würden sie die Charte auf eine solche Art demokratisirt haben, daß die Hoffnungen Derjenigen, die sie aristokratischer wünschen, wenn nicht gänzlich aufgelöst, doch auf lange hinaus vertagt worden wären.

Eine entgegengesetzte Strömung als die, welche Herrn Decazes getrieben, hat Herrn v. Villele zur Macht geführt; es ist also offenbar sein Interesse,[8]) die aristokratischen Principien der Charte

---

[8]) Es kann Frankreich, wie ganz Europa, sehr gleichgültig sein, was Herr von Villele für sein Interesse ansieht. Ueber das kindische Wesen der großen Leute, welche fest daran glauben, der liebe Gott habe um des beliebten Caviars willen den Ocean geschaffen, wird sich ein vernünftiger Mensch nimmer und nimmer satt lachen. Wir haben hier von viel nöthigern Dingen zu sprechen als von dem Interesse des Herrn v. Villele und dem Caviar der großen Leute. Die Weltgeschichte hat seit einigen Wochen Riesenschritte gemacht. Diplomatische Gedächtnisse würden sich vergebens besinnen, was sich denn eigentlich in der jüngsten Zeit Großes ereignet habe; nicht in den Cabinetten, in den Sälen der Menschheit ist Vieles geschehen. Das Tohuwabohu der Politik hat aufgehört, der Tag hat sich rein und scharf von der Nacht gesondert. Das haben wir dem königlichen Procurator Herrn von Marchangy zu verdanken. Berton und seine Mitschuldigen haben ausgesagt: nicht gegen den König, gegen die Aristokratie hätten sie sich verschworen. Herr v. Marchangy hat dieses Wort nicht fallen lassen, wie es das Interesse seiner Clienten erfordert hätte, er hat es hoch emporgehalten und die aristokratischen Blätter von ganz Europa haben es überall herumgezeigt. Wundert sich Einer über diese Ungeschicklichkeit? Die Geschicklichkeit der Vorsehung besteht in der Ungeschicklichkeit der Menschen. Die berühmte Klageschrift des Herrn v. Marchangy wird große Folgen haben, sie wird den Fürsten und den Völkern die Augen öffnen. Die Aristokratie, auf die Macht trotzend, welche ihr ihre Einigkeit gibt, lüftet die Maske immer mehr. Sie behauptet nicht länger, daß sie für den Thron, sie sagt frei heraus, daß sie für sich selbst streite. Sie spricht noch offener, sie sagt: und wenn alle Throne darüber einstürzten, würden sie dennoch auf Leben und Tod mit der Demokratie kämpfen — sie sagt dieses freilich nur erst in ihrer schwer abzustreifenden Hofsprache. Man lese und überdenke folgende Worte,

zu begünstigen, in so weit als diese Principien mit den herrschenden Meinungen und den Bedürfnissen der Zeit — um mich der üblichen Ausdrücke zu bedienen — vereinbar sind. Allein, so wie die Liberalen Herrn Decazes gestürzt haben, indem sie von ihm verlangten, was er nicht thun konnte; so könnte es dahin kommen, daß die Royalisten, indem sie von Herrn v. Villele das Unmögliche fordern, ihn außer Stand setzen, das Gute zu vollbringen, was wirklich von ihm abhängt.*) Was haben die Liberalen unter Herrn Decazes

---

die ein französisches Ultra-Blatt kürzlich enthielt: „quand tous les rois de la terre abandonneraient leur propre cause; quand même, désesperant tous de Dieu, de leur droit et de leur épée, ils seraient tour-à-tour frappés d'une terreur, à laquelle toute âme royale doit rester inaccessible; quand ils désavoueraient leur défenseurs, quand ils renieraient la royauté, quand il n'y aurait plus de Rois enfin, nous combatterons pour la royauté..... ils sont (die Liberalen) loin de compte, s'ils croient nous en imposer par la chûte d'un trône." Offenherziger kann man nicht reden, ohne allen Anstand aufzugeben — und möchten sie ihre Verblendung nie verlieren, möchten sie nie einsehen lernen, daß nicht die Preßfreiheit der liberalen Schriftsteller, sondern die, welche die Ultras in Frankreich genießen, die Sache der Aristokratie ohne Rettung zu Grunde richtet! ... Wie Geständnisse jener Art dazu dienen, den Fürsten die Augen zu öffnen, so sind sie auch geeignet, die Völker aufzuklären. Es gibt viele tausend redliche Menschen, welche die Freiheit lieben und auch den Muth hätten, für sie zu streiten, aber sie wissen nicht, wo sie sie zu suchen haben, oder kennen keinen unschuldigen Weg, zu ihr zu gelangen. Man sagt ihnen, die Liberalen gingen damit um, alle Throne zu stürzen; das Bedürfniß monarchischer Verfassungen für die europäischen Staaten ist aber so tief gewurzelt, daß es zum religiösen Gefühle geworden ist. Auch haben sie gesehen, daß die französische Revolution wirklich einen König gemordet, eine Handlung, die nicht blos ein Verbrechen, die auch eine Dummheit war. Das macht sie mit Recht schüchtern. Jetzt aber kömmt die Aristokratie und sagt: nicht gegen die Fürsten, gegen uns sind die Waffen der Liberalen gerichtet. Das ändert die Sache. Alle jene Tausende, welche früher gezaudert, werden jetzt mit freudigem Herzen der Demokratie zufallen und wie dieser Kampf zwischen den Plebejern und Patriziern enden werde, ist eben so unzweifelhaft, als es unbestimmbar ist, wann er enden wird. Aber die Insel des Friedens wird sich aus einem Meere von Blut erheben — das ist am gewissesten.

*) Das will sagen: es könnte dahin kommen, daß durch die Unnachgiebigkeit der Royalisten Herr v. Villele gestürzt würde,

gethan? Sie haben ihm keinen Dank gewußt, weder für ein popu-läres Wahlgesetz, dessen Verlust sie nachher bitter bereuten, noch für ein Rekrutirungsgesetz, das gleichfalls in ihrem Interesse war, noch für viele andere theilweise Bewilligungen, und allmälige Dienstentsetzungen, welche nach und nach die Macht ganz in ihre Hände gebracht hätten. Sie wollten, daß er vom Könige Dinge erlange, welche das königliche Zartgefühl nothwendig beleidigen mußten; sie wollten Absetzungen in Masse; kurz, eine vollständige und unverholene Veränderung des Systems. Herr Decazes gab schrittweise nach, so lange er konnte, fand sich aber endlich an den Grenzen der Möglichkeiten, und da er sich, durch seine Rücksichten für die Liberalen, die Feindschaft der entgegengesetzten Partei zu-gezogen hatte, und die Liberalen selbst von den Hindernissen, die ihm entgegen standen, Nichts hören mochten, mußte er nothwendig fallen. [10])

Herr v. Villele befindet sich in einer gewissen Beziehung in gleicher Lage. Hinter ihm stehen alle jene Edelleute aus der Pro-vinz, die ihm mit ihren Stimmen geholfen haben und die nun glauben, daß er aus Erkenntlichkeit für ihre Dienste aus Frankreich ein Monopol für sie und ihre Familie machen müsse. Sie sehen nicht ein, daß, so wie das Herz des Königs sich gekränkt fühlen mußte, da man die Rückberufung derjenigen Menschen von ihm verlangte, die seinen Bruder verurtheilt hatten, eben so der Geist

---

wie früher Herr Decazes durch die Unnachgiebigkeit der Liberalen gestürzt worden. Allerdings ist so etwas sehr möglich, ja wahr-scheinlich. Denn es läßt sich während der nächsten Kammersitzung erwarten, daß die linke Seite zum zweiten Male den Muth haben werde, sich mit der Rechten zu verbinden, um einen Prokrustes bei Seite zu schaffen, der bald die Demokratie verstümmelt, bald die Aristokratie ausdehnt, um diese und jene in das ministerielle Bett zu zwängen.

[10]) Die demokratische wie die aristokratische Partei haben beide gleich recht, daß sie nichts von Vergleichen hören wollen. Soll es eine unbewegliche oder eine bewegliche Aristokratie geben — das ist die Frage; es gibt kein Drittes. Die englische Adelsverfassung scheint zwar einen Mittelweg anzubieten, aber ist man auch gewiß, daß die englische Revolution vollendet sei? In diesem Zweifel thut Frankreich klug, die Sache mit einem Male abzumachen.

des Königs sich verletzt fühlen mußte, so oft man aus Frankreich ein nutzbares Gut für eine besondere Classe machen wollte.

Unbekannt, wie wir sind und unter dem Schleier der Anonymität verborgen, die uns erlaubt, jeden Verdacht der Schmeichelei abzuweisen, werden wir sagen, daß dem Charakter des Königs ein feiner Tact inwohnt, der ihm genau anzeigt, was auf der einen oder der andern Seite die Grenze überschreitet. Er hatte Herrn Decazes Alles bewilligt, was die königliche Würde nicht gefährdete; er hielt inne, als eine sein Herz kränkende Wahl ihm offenbarte, daß die Absicht persönlicher Beleidigung dabei im Spiele sei.[11])

Er gewährt Herrn v. Villele Alles, was die Sicherheit seines Thrones und die Ruhe seines Volkes nicht gefährdet. Sollte es aber eine leidenschaftliche Partei geben (und es gibt leidenschaftliche Menschen in allen Parteien), welche die Revolution vom 29. Juni 1820 für sich allein benutzen wollte (denn das Gesetz, welches der drohenden Demokratie einen Damm entgegengestellt, sehen wir als eine Revolution an), wie es leidenschaftliche Menschen gab, welche die Revolution vom 5. September 1817 für ihren ausschließlichen Vortheil zu verwenden gedachten; so ist nicht zu zweifeln, daß die Weisheit des Königs, welche den Folgen der Verordnung vom 5. September, da sie anfingen verderblich zu werden, Einhalt gethan,

---

[11]) Ich weiß nicht, wie man die gefälligen Redensarten dieses sogenannten Anonymen aufnehmen wird. Dem Uebersetzer aber ist es gewiß verstattet, die Persönlichkeit des Königs von Frankreich zu loben, ohne in den Verdacht der Schmeichelei zu fallen. Ludwig XVIII. verdient Bewunderung für alle Fehler, die er nicht begeht und vollkommene Entschuldigung für alle, die er geschehen läßt. Ein König ist auch ein Mensch, nur ein schwächerer, weil er tausend Täuschungen und Verführungen mehr ausgesetzt ist, als ein Bürger. Doch, um diese welke Predigt fahren zu lassen — ich will nur auf Eins aufmerksam machen. Wenn Ludwig XVIII. rein liberal regierte, würde er von den übrigen europäischen Mächten als viel gefährlicher angesehen werden, als Napoleon selbst war, der nur Länder, aber keine Völker zu erobern verstand. Der König muß, um Frankreichs Unabhängigkeit zu erhalten, eine Neigung, die er oft genug an den Tag gelegt, zum Opfer bringen. Er sieht die Ultra-Partei als eine Occupations-Armee an, die wenigstens wohlfeiler ist, als eine aus Russen, Preußen und Oestreichern zusammengesetzte.

gleichfalls die entgegengesetzten Folgen des Systems von 1820 wird aufzuhalten wissen.

Wir glauben, daß Herr von Villele, wie er es verdient, das Vertrauen seiner Majestät besitzt; aber wir sind gleichfalls überzeugt, daß, wenn, was wir für unmöglich halten, Herr v. Villele die Interessen des Thrones und Frankreichs den persönlichen Ansichten irgend einer Partei aufopferte, er das Schicksal des Herrn Decazes erfahren würde. Indem wir uns so ausdrücken, glauben wir keineswegs etwas vorherzusagen, was wirklich eintreffen könnte.

Ueber das kindische Bedürfniß, von einem Kränzchen guter Freunde gelobt zu werden, ist Herr v. Villele weit erhaben; und sollte er sich selbst die Mißbilligung einer gewissen Anzahl Menschen zuziehen, die nur fähig sind, die Monarchie in Gefahr zu bringen, so wird er dennoch, wir sind es überzeugt, seinem System der Mäßigung treu bleiben. Wir haben aber dieses Alles nur bemerken wollen, um zu beweisen, daß, wenn sich der Minister von der Mäßigung entfernte, ihn der König selbst dahin zurückführen würde. Es ist daher eben so ungerecht, ihn zu tadeln, daß er nur thut, was er für ersprießlich hält, als es abgeschmackt ist, ihm vorzuwerfen, daß er nicht thut, was gar nicht in seiner Macht steht zu vollbringen.

Herr Decazes hatte mit weniger Einsichten und daher mit geringerem Erfolge, die Demokratie mit dem Königthume zu vereinigen gesucht. Wenn diese Vereinigung nicht zu Stande kam, so lag dieses weniger an Mangel von Talenten des Herrn Decazes, die freilich sehr mittelmäßig waren, als an den übertriebenen Forderungen der Demokratie selbst. Herr v. Villele versucht seinerseits eine vernünftige Aristokratie mit dem Königthum zu verschmelzen und wenn es ihm nicht gelingt, wird es an dem Eigensinne jener Aristokratie liegen. Man darf sich nicht verhehlen, daß das Unternehmen des Herrn v. Villele schwieriger ist, als das des Herrn Decazes; denn, wie der beredsamste unserer Schriftsteller gesagt hat: die öffentliche Meinung ist republikanisch (les idées du siècle sont republicaines). [12]) Es bedarf also Geist und Klug-

---

[12]) Es läßt sich denken, daß der Wortführer des Herrn v. Villele nicht in den Reihen der Liberalen den beredsamsten franzö-

heit, dieser Neigung die Wage zu halten und wenn, während der Steuermann gegen Wind und Strömung kämpft, ein Theil der Mannschaft mit ihm zerfiele, so dürfte man den Steuermann nicht anklagen, wenn das Schiff auf der Ueberfahrt scheitern sollte. [13])

Uebrigens befürchten wir einen solchen Ausgang nicht. Man kann ein sehr treuer Unterthan, ein sehr ergebener Royalist sein, ja sogar auch für die Monarchie etliche Feldzüge gemacht haben und dennoch von Verhandlungen Nichts verstehen, die nothwendig gütlich betrieben werden müssen. Vielleicht macht sogar eine lange, freilich durch die edelsten Triebfedern verursachte und von der Gerechtigkeit der Regierung zu belohnende Abwesenheit weniger fähig, die Geschäfte des Landes zu verwalten, das man nicht kennt. [14]) Fern sei von uns der Gedanke, die Leitung dieser Geschäfte, selbst nur in den geringsten Einzelnheiten, in wenig sichere Hände zu geben; aber immerhin darf man sie nur geübten Händen anvertrauen. Das ist, wie uns scheint, der Grundsatz des Herrn v. Villele, ein Grundsatz, den ihm die Menschen, die ihn angreifen, schon vorgeworfen haben. Aber sie werden ihn nicht davon ab-

---

fischen Schriftsteller gefunden haben wird; also war hier Herr v. Chateaubriand gemeint. Nun wohl, dieser heftigste aller Aristokraten sagt es selbst, die öffentliche Meinung wäre demokratisch. Ihr stimmt dieser Ansicht bei und dennoch glaubt Ihr, die Welt ändern zu können? Man bekömmt den Schwindel, wenn man sieht, zu welchen Höhen menschlicher Hochmuth hinauf zu klettern wagt. Die öffentliche Meinung ist die See und man behandelt sie wie eine Suppe; Herr Decazes hat sie zu sehr gesalzen; Herr v. Villele will sie milder kochen. — Kinder werden darüber lachen!

[13]) Der Irrthum des Herrn v. Villele und vieler andern politischen Steuerleute unserer Zeit ist, daß sie die Demokratie für die Klippe und die Aristokratie für den Hafen ansehen, da doch umgekehrt die Aristokratie die Klippe und die Demokratie der Hafen ist. Wessen Schuld ist es nun, wenn das Schiff an der Klippe oder auch am Ufer scheitert, weil es dahin geworfen wurde? Es ist die Schuld Derer, die es nicht dahin *gelenkt*.

[14]) „*Zu belohnende Abwesenheit!*“ Man will den Emigranten mit Hoffnungen den Mund stopfen. Es heißt, die ehemaligen Eigenthümer der Nationalgüter sollten entschädigt werden und das Ministerium wolle in der nächsten Sitzung der Kammern ein desfallsiges Gesetz vorlegen, um die heißen Royalisten etwas abzukühlen.

bringen; denn wenn man es dahin gebracht hat, sein Land aus einer großen Gefahr zu retten, wenn man sich das Zeugniß geben darf, zur Bewahrung der Monarchie vor einem nahen Verderben [15]) etwas beigetragen zu haben, läßt man sich durch Salon-Gemurmel und die Mißbilligung einer kleinen Minorität nicht irre machen — einer Minorität, die niemals zufrieden ist und die, wenn sie es ja wäre, die Monarchie diesen vorübergehenden Triumph theuer bezahlen ließe.

Und man muß nicht glauben, daß Herr v. Villele nicht Mittel genug fände, jener Minorität zu widerstehen, wenn sie ihn nöthigte, mit ihr zu brechen, so geneigt auch die Kammer scheint, die Liberalen und ihre Grundsätze überall und zu jeder Zeit zu bekämpfen. Mehrere Abtheilungen der Kammer erschrecken schon im Stillen vor den Ausschweifungen, zu welchen man sie treiben möchte. Wir reden nicht von der äußersten Linken, die in der Unbedingtheit ihrer Ansprüche und der Strenge ihrer Theorien unverbesserlich ist; aber die große Masse der linken Seite, dem Herrn v. Villele so lange abgeneigt, als er es mit der äußersten Rechten zu halten scheint, würde jedem Ministerium zufallen, das sie der Macht ihrer erklärten Feinde entzöge. [16]) Die Menschen werden durch ihre eigenen Fehler klüger. Der besonnene Theil der linken Seite sieht den Fehler ein, den sie begangen, als sie ein Ministerium stürzen halfen, das sich den Ausschweifungen der rechten Seite entgegengesetzt

---

[15]) Aus welcher Gefahr, von welchem nahen Verderben Herr v. Villele die französische Monarchie glaubt gerettet zu haben, das wäre schwer zu errathen, wenn man nicht wüßte, was die Aristokratie unter einer verdorbenen Monarchie versteht. Alle Früchte, die nicht in ihren eigenen Mund fallen, sehen sie an, als wären sie am Baume verfault und zu Grunde gegangen.

[16]) Das ist eine leere Drohung, welche die rechte Seite nicht schrecken wird. Weder für diese noch für die linke ist eine Capitulation möglich. Es handelt sich zwischen beiden nicht um materielle Interessen, nicht um eine gewisse Summe, von der man abnimmt oder zu der man hinzufügt, bis sich beide Parteien verglichen haben; es handelt sich um moralische, nämlich um solche Interessen, aus welchen die materiellen fließen — es handelt sich um Grundsätze. Frankreich begnügt sich nicht mit der Nutznießung der Freiheit, es fordert sie als sein Eigenthum.

hatte. Dieser Umsturz hat ihnen nur die Wahl zwischen einer ungesetzlichen Revolution, oder einer geduldigen Unterwerfung unter ein System gelassen, das die Unterwerfung selbst nicht entwaffnet. [17]) Ferner, abgesehen davon, daß verständige und gewissenhafte Menschen gewaltsamen Mitteln nicht geneigt sind, hat auch die Erfahrung eine große Wahrheit verkündigt: die Revolutionen selbst gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung sie begünstigt. [18]) Der 14. Juli hat stattgefunden, weil Necker Minister gewesen, der 10. August, weil ihn das Girondistische Ministerium vorbereitet hatte; der 9. Thermidor, weil das Comité des öffentlichen Wohls getheilt war; der 18. Fructidor, weil sich drei Mitglieder des Directoriums gegen zwei verschworen; der 18. Brümaire, weil sich zwei Mitglieder der nämlichen Verwaltung mit Buonaparte gegen die drei Uebrigen verbunden; der 31. März, weil sich Herr v. Talleyrand und der Senat für die Thronentsetzung erklärt hatten; der 5. September, weil die Herren Decazes und Lainé ihn hervor-

---

[17]) Es gibt noch ein Drittes, das zu wählen ist — eine gesetzliche Revolution, welches das französische oder jedes andere Volk, mit Einverständniß und Hilfe seines Fürsten, zu Stande bringt.

[18]) Man braucht diese Herren nur ungestört reden zu lassen, sie fangen sich früher oder später in ihren eigenen Wortschlingen. Es ist nichts wahrer, als was hier behauptet wird. Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung sie begünstigt. Aber Leute, die selbst Theile der Regierung sind, sollten derlei Wahrheiten fein für sich behalten. Zu welchen Betrachtungen führen solche Plaudereien? Zu folgenden: die ewigen Declamationen gegen die Demokraten sind höchst lächerlich, denn nicht wer eine Revolution wünscht, sondern wer sie zu Stande bringt, ist der eigentliche Revolutionär. Ferner: Revolutionen entstehen nur, wenn eine Regierung mit sich selbst zerfallen ist .... Ich wollte nur zeigen, wie das unvorsichtige Wort unsers Schriftstellers gegen ihn gewendet werden könnte. Da es aber hier an der Wahrheit und nicht daran gelegen ist, einen Widersacher zu verwirren, so bemerke ich, daß sich der Vertheidiger des Herrn von Villele falsch ausgedrückt hat. Er hätte nicht sagen sollen: Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung sie begünstigt, sondern: es ist ein untrügliches Zeichen, daß eine Revolution gelungen, sobald ein Theil der Regierung sich ihr anschließt. Denn wenn sich die Beamten, Aristokraten und Hofleute auf die Seite der Demokratie schlagen, so kann man sich darauf verlassen, daß auf dieser Seite der Vortheil und die Macht ist.

gerufen; der 29. Juni, ein 5. September im umgekehrten Sinne, weil ihn das Miniſterium gewollt hat. Alſo in dem, was am volksthümlichſten, wie in dem, was es am wenigſten war, bedurfte es eines Stützpunktes im Kreiſe der Macht; ohne dieſen Stützpunkt geſchieht Nichts, und die Menſchen, welche glauben, daß ſie, ohne in der Regierung Verbündete und Gehülfen zu haben, blos indem ſie die Volksmenge in Aufruhr brächten, irgend ein Ergebniß herbeiführen können, ſind unruhige Köpfe oder geprellte Narren. Indeſſen hat ſeit dem Sturze des letzten Miniſteriums Herr v. Villele noch nicht das gehörige Uebergewicht erlangt, um das ganze jetzige Miniſterium an der Befolgung eines Syſtems zu verhindern, das einige Perſonen ängſtlich zu machen ſcheint. Auf der linken Seite ſelbſt gibt es viele Männer, die ihre Lage und die gegenwärtige Unmöglichkeit irgend eines verſtändigen Vergleichs zur Heftigkeit zwingt und die nach einem geordneteren Syſteme ſchmachten und ſich mit dem ganzen Gewicht ihrer Popularität und ihres Talents jeder Verwaltung anſchließen würden, die ſie aus ihrer peinlichen Lage befreite. Von dem linken Centrum, das weſentlich die Ruhe liebt, wäre dieſes noch mehr zu erwarten, wenn man ihm einen verhältnißmäßigen Antheil der Macht und des Einfluſſes im Hintergrunde zeigte. Herr Ternaux ſteht jedem Miniſter, der nur nicht Contre-Revolutionär iſt, viel näher, als er dem General Demarçay ſteht; und Herr Royer-Collard würde ſich beſſer mit einem Manne von Geiſt, der halbconſtitutionell wäre, verſtehen, als mit Herrn Tarayre.[19]) Es ſoll nicht geſagt ſein, daß nicht alle

---

[19]) Namen, nichts als Namen! Das iſt die ewige Verblendung der Ariſtokratie. Sie verſtehen ſich nur auf Menſchen, nicht auf die Menſchheit und verwechſeln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereigniſſe, meinen ſie, entſprängen aus kleinen Quellen, die man nur zu verſtopfen brauchte, um den Geſchichten ein Ende zu machen. Von den Schleußen des Himmels haben ſie keine Ahnung und käme zum zweiten Male eine Sündfluth, würden ſie ſagen: *das iſt eine Intrigue* und hingehen, ihrer Quelle nachzuſpüren. Ich glaube, wenn das gelbe Fieber über Paris käme und Benjamin Conſtant, Foy, Laffitte, Ternaux und die übrigen Häupter der liberalen Partei ſtürben daran — die Ariſtokraten würden ſich die Augen reiben und ſagen: Gott ſei Dank, es war Alles nur ein Traum; heute iſt Hirſchjagd im Walde von St. Germain!

genannten Mitglieder der Opposition reine Absichten hätten; aber es ist offenbar, daß, wegen der Art ihres Geistes, wegen der Reden, die sie führen und der Wirkung, die diese hervorbringen, das linke Centrum sich nicht mit ihnen befreunden kann.

Die Abneigung, welche das linke Centrum vor den Ausschweifungen einer Partei hat, mit welcher es zu stimmen genöthigt ist, dieselbe Abneigung hegt das rechte Centrum gegen die äußerste Rechte. Herr Lains ist eben so betrübt über die Declamationen des Herr Duplessis Granedan, Herr Maine de Biran seufzt eben so laut über die ausschweifenden Reden der Herrn Dudon, als Herr Benjamin-Delessert über die bittern und unüberlegten Ausdrücke gewisser Glieder der linken Seite. Allein so wie die Gemäßigten des linken Centrums, seitdem die Kammer in zwei entgegengesetzte Hälften getheilt ist, geneigt sind, mit Allen, die zu ihrer Partei gehören, gemeinschaftliche Sache zu machen, weil sie zur Rechten die Contre-Revolution sehen, so schließt sich das rechte Centrum Männern an, deren Heftigkeit es keineswegs billigt, weil es die Revolution und die Anarchie [20]) zur Linken sieht. Ein Minister, welcher die verständigen Parteien von diesen zwei Gespenstern befreite, würde von der Mehrzahl der Kammer als ein Erretter angesehen werden. Das ist die Rolle, die Herr v. Villele spielen kann. Die Kammer ist müde, sich für Hirngespinnste zu bewegen, und da das Wahre sich nur in der Mäßigung findet, so braucht die Mäßigung nur zu erscheinen und alle Welt schließt sich ihr an. Herr v. Villele ist tausendmal stärker, als es sich Diejenigen einbilden, die, weil sie ihm das Ministerium geschafft, glauben, er müsse es zu ihrem ausschließlichen Nutzen bewirthschaften. Wenn ein Mann nur durch eine Fraction gehoben wird, muß er sich von dieser Fraction leiten lassen und heftiger sein als sie selbst; mit

---

[20]) Nicht die Revolution, die Contre-Revolution führt die Anarchie herbei; das sah man ehemals in Frankreich, das sieht man gegenwärtig in Spanien. Uebrigens ist die grammatische List, Revolution und Mordbrennerei als gleichbedeutend darzustellen, von keiner Wirksamkeit mehr. „Unsere glorreiche Revolution", sagen die redlichsten Engländer; es wird eine Zeit kommen, wo die Franzosen die gleiche Sprache werden führen dürfen.

einem Manne aber, der durch einen gegründeten Ruf von Weisheit und Kenntniſſen zur Macht gelangt, iſt es etwas Anderes.[21]) Hätte der König bei der Bildung des gegenwärtigen Miniſteriums nur der ausgeſprochenen royaliſtiſchen Meinung einen Triumph verſchaffen wollen, ſo würde er auf der nämlichen Bank, aber gerade an dem dem Sitze des Herrn v. Villele entgegengeſetzten Ende eine Wahl haben treffen können, die jener Meinung einen vollkommenen Sieg verſchafft hätte. Er hat es nicht gethan und hiermit war die Linie gezeichnet, welche die königliche Weisheit nicht überſchreiten wird.

XLI.

Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde.*)

Ich dich ehren? wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſtigten?
Göthe's Prometheus.

Die mißtrauiſche Stimmung, mit der ich das Buch in die Hand nahm, ging ſogleich in eine freundliche über, als ich auf der zweiten Seite der Vorrede das Geſtändniß der Verfaſſerin las, daß ſie an orthographiſchen Fehlern leide und mit Comma und Punkt nicht umzugehen wiſſe. Bei einer gebildeten Frau iſt die Unorthographie die Blüthe weiblicher Liebenswürdigkeit.

Auch in jeder andern Sprache geſchrieben, ſelbſt in der gebildeten, feinen und vornehmen Literatur der Engländer und Franzoſen würden dieſe Briefe eines Kindes die höchſte Auszeichnung verdienen und erhalten; aber als ein deutſches Werk ſind ſie von noch größerer Bedeutung. Iſt es doch das erſtemal, daß wir deutſchen Geiſt, ein Schiff mit reicher Ladung, auf offner See bei

---

[21]) Dieſen Satz zu widerlegen iſt die Sache des Herrn v. Peyronnet.

*) Geſchrieben in Auteuil bei Paris im Sommer 1835.

günſtigem Winde mit geſchwellten Segeln ſtolz dahin fahren ſehen. Soll uns das nicht freudig überraſchen, uns, die wir die deutſchen Schiffe nur immer im Hafen ſahen, einladend oder ausladend, aber bewegungslos?

Und Göthe iſt der Anker dieſes Schiffes! Bettina würde ſagen: er iſt mein Polarſtern, mein Magnet und mein Steuermann. Geſchwätz eines Kindes, worauf wir nicht achten. Göthe iſt der Anker, und wie freuen wir uns darüber, wenn das kalte, harte, ſchwere und träge Eiſen, ſo oft das Schiff ausgeſchlafen, hinaufgezogen und mit fortgeführt wird, hin in das Ungewiſſe, getragen von dem Schwankenden, unter ſich den Abgrund, hinter ſich die Launen des Windes; und Alles ohne Rahmen, ohne Farbe, ohne Geſtaltung!

Betet dieſes Kind an, denn der Himmel iſt in ihm, und erkennt, daß es einen Gott gibt und eine gerechte Vergeltung! Bettina iſt nicht Göthe's Engel, ſie iſt ſeine Rachefurie.

Einſt vor vielen Jahren ſchmolz wieder einmal der Schnee in unſerem rauhen Lande, und die Herzen wurden wieder warm und Gedanken keimten wieder. Da ragte unter allen ſproſſenden Geiſtern einer hervor, mit tauſend Knospen prangend, er allein ein ganzer Frühling. Die Götter ſprachen: dieſen Dichter wollen wir ehren durch unſere Gunſt, denn er wird uns verherrlichen, uns und ſein Vaterland, und ſein armes Volk wird durch ihn erfahren, daß wir noch ſeiner gedenken in unſerer Höhe. Sie ſendeten dem Dichter einen ihrer vertrauteſten Geiſter herab, ein holdes, zauberiſches Weſen, das ſich in irdiſcher Geſtalt ihm näherte. Die ſchönſten Blumen, die ſüßeſten Früchte brachte ſie ihm dar. Sie war ihm Tochter, Freundin, Geliebte, und ſang ihm vor mit Harfenſtimme von ihrem Heimatlande, wohin ſie ihn zu führen verſprach. Göthe fühlte ſich gerührt und immer tiefer und tiefer, und da, aus Furcht zu lieben, haßte er; denn Göthe haßte die Liebe, die ihm Tod, Fäulniß war, und er fürchtete den Tod; den Haß aber liebte er, denn er liebte das Leben, und im trennenden Haſſe erkannte er allein das Leben.

Göthe ſchlug Mignon todt mit ſeiner Leyer und begrub ſie tief, und verherrlichte ihr Andenken mit den ſchönſten Liedern. Die Todte verſprach er ſich zu lieben, behaglich, nach Bequemlich-

keit, nach Zeit und Umständen, und so oft ihn die Optik, Karlsbad und seine gnädigste Herrschaft nicht in Anspruch nehmen.

Aber Mignon war keine Sterbliche. Noch einmal weinte sie, dann ließ sie ihre Hülle sinken und entschwebte. Oben aus einer Gewitterwolke rief sie herab: Wehe dem Undankbaren, der die Gunst der Götter verschmäht! Du hast mich nicht geliebt als Jüngling, so sollst du mich lieben als Greis; du hast mich nicht umarmt in den Tagen deiner Kraft, so sollst du mich umarmen in den Jahren deiner Ohnmacht; du hast mich von dir gestoßen, da ich deine Lust wollte sein, du sollst mich an deine Brust drücken, wenn ich deine Qual werde sein. Lebe nur fort in Hochmuth und Todesfurcht, einst erscheine ich dir wieder.

Und wie sie gedroht, vollstreckte sie. Nach vierzig Jahren kam sie wieder und nannte sich Bettina. Sie liebte ihn und er glaubte, sie spotte seiner; er liebte sie und sie heuchelte, es nicht zu glauben, und er hatte doppelten Schmerz und war sehr unglücklich.

Es fehlte der Frau von Arnim nur an einer größern Schaubühne der Beobachtung, einer solchen, wie sie in Deutschland Keiner findet; dort, wo für jede Loge ein eigenes Stück aufgeführt wird — nur daran fehlte es ihr, sonst wären ihre Briefe den interessantesten französischen Memoiren zu vergleichen, und wir hätten eine deutsche Sevigné, nur verschönert und veredelt durch jene Liebe und jene Tiefe des Gemüths, welche die deutsche Nation über die französische erheben. Die Verfasserin hat ein merkwürdiges Talent zu porträtiren, sowohl Zeiten als Menschen, welches sich mit ihrem nationellen Talente, zu idealisiren, gar wohl verträgt. Es wäre gut, sie gründete eine Unterrichts-Anstalt für die historischen Professoren der deutschen Universitäten, welche die Kunst besitzen, sehr gute Geschichtsbücher zu schreiben, aber nicht die Kunst, sie lesen zu machen. Es wäre eine Kochschule, in der man lernte, wie aus den vortrefflichen Victualien der deutschen Literatur alles Zähe, alle Säure und fixe Luft zu vertreiben sei, damit sie zur wohlschmeckenden und gesunden Nahrung werde.

Wer Frankfurt kennt, den Geburtsort der Verfasserin, und ihrem Buche die Bewunderung zuwendet, die es verdient, der wird nicht begreifen können, wie sie Freiheit des Geistes und des Her-

zens gewinnen konnte. Die Auflöſung des Räthſels liegt darin: Frau von Arnim war eine Katholikin, ſie gehörte zu den unterdrückten Volksclaſſen, ſie war alſo Weltbürgerin, und dieſes bewahrte ſie vor der Engherzigkeit und der Philiſterei, von der ſich der Proteſtant Göthe, deſſen Familie zur herrſchenden Partei gehörte, nie losmachen konnte. Was machte Göthe, den größten Dichter, zum kleinſten Menſchen? Was ſchlang Hopfen und Peterſilie durch ſeine Lorbeerkrone? Was ſetzte die Schlafmütze auf ſeine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältniſſe, zum feigen Philiſter, zum Kleinſtädter? Er war Proteſtant und ſeine Familie war rathsfähig. Er war ſchon ſechzig Jahre alt, ſtand auf dem höchſten Gipfel ſeines Ruhms, und Weihrauchwolken unter ſeinen Füßen wollten ihn trennend ſchützen vor den niedern Leidenſchaften der Thalbewohner; — da ärgerte er ſich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte, und er geiferte gegen die „Humanitätsſalbader", die den Juden das Wort ſprächen. Ja, der Gott ärgerte ſich und geiferte, und das Kind Bettina mußte ihm weiche Umſchläge auf ſein gichtiſches Herz legen und ihn beſchwichtigen, wie einen leidenden mürriſchen Onkel!

Bettina liebte Göthe, wie einſt Petrarca ſeine Laura; ſie liebten beide nur die Liebe. Bettina kniete nicht vor Göthe, ſie kniete in ihm; er war ihr Tempel, nicht ihr Gott.

Göthe war König, nicht der gemeinen, noch der vornehmen Geiſter, ſondern ein König bürgerlicher Seelen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn nicht, aber Bettelei und Dankbarkeit. Er war der Gönner der literariſchen Gewürzkrämer, die Nationalgarde der Egoiſten; verſchmähend Alles, was Allen, haſſend das, was den Beſten gefiel. Er beſchützte die Mittelmäßigkeit der Literatur und ließ ſich von ihr bewachen.

Er ſchrieb dem Kinde: „dein Malen des Erlebten ſammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit und dem, was dir dein witziger Dämon eingibt, ſind wahre Original-Skizzen, die auch neben den ernſteren Beſchäftigungen ihr hohes Intereſſe nicht verläugnen; nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich dir danke." Wenn Göthe für Original-Skizzen dankt, kann Niemand an der Aufrichtigkeit ſeines Dankes zweifeln. Wären dieſe Briefe nicht

Original-Skizzen gewesen, sondern an Alle geschrieben, gedruckt, dann hätte sie Göthe unleidlich gefunden. Daß er sie, selbst in ihrer ausschließlichen Beziehung zu ihm, zu würdigen verstanden, mußte er in seinem Geist, wir zweifeln nicht daran, sie als orientalische Poesie angesehen haben. War ihm ja der ganze Jean Paul nur unter dieser Vorstellung begreiflich und verzeihlich. Diese Weise der Anschauung und des Urtheils war begründet in Göthe's innerster Natur. Feuer, das nichts verzehrte, Licht, das nichts beleuchtete, Wärme, die nichts erwärmte, waren ihm grauenvoll. In der Kohle, in der Farbe, in der Kälte, die sondern und sperren, sah er allein das Leben. Stoffloses Feuer, farbenloses Licht waren seinem Herzen unverständlich, und seinem Verstande, seiner Wißbegierde nur als eine Seltsamkeit werth, die aus dem Morgenlande kam.

Frau von Sevigné, als einst Ludwig XIV. einen Menuet mit ihr getanzt, rief begeistert aus: es ist doch wahr, wir haben einen großen König! So haben gar viele Personen Göthe groß gefunden und bewundert, nur weil er so gnädig war, ihnen zu schreiben, weil er ein Brief-Menuet mit ihnen getanzt. Aber zu diesen eiteln Enthusiasten gehörte Bettina nicht; sie hatte ein zu großes Herz, um eitel zu sein. Aber wie konnte sie Göthe lieben und bewundern? Es ist das Geheimniß der Apokalypse, man kann hundert Auslegungen versuchen und des Unerklärlichen bleibt noch viel zurück.

Bettina hatte einen bewunderungswürdigen Höhesinn und eine unstillbare Kletterlust. Sie kletterte an Göthen hinauf wie an Thürmen, Mauern und Bäumen, und oben, wenn ihr warm geworden war von der Bewegung, glaubte sie, sie hätte oben die Wärme gefunden, und die schöne Aussicht, die sie auf der Höhe gewann, sie glaubte, die Höhe hätte sie geschaffen.

Da ihr Herz heller aufloderte, so oft Göthe es berührte, wähnte sie, von ihm käme seine Gluth. Und doch war es nichts Anderes, als daß er Wasser in ihre Flamme spritzte. Wenn aber der Kälte zu viel kam, die Gluth dämpfend, statt anzufachen, dann kam Bettina zur Besinnung und sie erkannte Göthe, und sie pochte mit ihrer Kinderhand zornig an seine eiserne Brust.

Wem hätte Göthe nicht wehe gethan, wer hätte nichts an ihm zu rächen? Darum wird es viele Tausende erquicken, wenn sie Folgendes lesen, was Bettina, überwältigt von ihrer sich nicht bewußten Sendung, von Zeit zu Zeit an Göthe schrieb. Kinder sagen die Wahrheit und Narren verbreiten sie. Aber wer wäre nicht gern ein Kind mit diesem Kinde, ein Narr mit dieser Närrin.

„Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergessen werde, die Art, wie sie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeschrieben für dich. Die Leute sagen, du wendest dich von dem Traurigen, was nicht abzuändern ist, gerne ab; wende dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab, lerne sie kennen, wie weise und liebend sie gerade im letzten Augenblicke war und wie gewaltig das Poetische in ihr."

„Bei der Hand möchte ich dich nehmen und weit wegführen, daß du dich besinnen solltest über mich, daß ich dir in einem Gedanken aufginge, als etwas Merkwürdiges, dem du nachspürest, z. B. einem Intermaxiliarknochen, über den du dein Recht in so eifriger Correspondenz gegen Sömmering behauptest; sag mir aufrichtig, werde ich dir so wichtig sein, als ein solcher todter Knochen?"

„Ich möchte zum Wilhelm Meister sagen: Komm, flüchte dich mit mir jenseits der Alpen zu den Tyrolern, dort wollen wir unser Schwert wetzen und das Lumpenpack von Komödianten vergessen, und alle deine Liebsten müßten dann mit ihren Prätensionen und höheren Gefühlen eine Weil darben; wenn wir wieder kommen, so wird die Schminke auf ihren Wangen verbleicht sein und die flornen Gewande und die feinen Empfindungen werden vor deinem sonnenverbrannten Marsantlitze schaudern."

„Ja ich glaub's, daß ich dir lieb bin, trotz deinem kalten Briefe; aber wenn deine schöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging, und du bliebst ohne Kunst und ohne feines Tactgefühl, so ganz wie dich Gott geschaffen hat, in deinem Herzen, ich würde mich nicht vor dir fürchten wie jetzt, wenn ein so kühler Brief ankommt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn gethan habe."

„Ach du hast einen eignen Geschmack an Frauen, Werthers Lotte hat mich nie erbaut, so geht mir's auch mit Wilhelm Meister;

da sind mir alle Frauen zuwider, ich möchte sie alle zum Tempel hinausjagen."

„Ach, Göthe, laß dir keine Liedchen vorlallen und glaube nicht, du müßtest sie verstehen und würdigen; ergib dich auf Gnade und Ungnade, leide in Gottes Namen Schiffbruch mit deinem Begriff. Was willst du alles Göttliche ordnen und verstehen, wo's her kommt und hin will."

„Ja, das hat Christian Schlosser gesagt: du verstündest keine Musik, du fürchtetest dich vor dem Tod und habest keine Religion." Und in einem langen herrlichen Briefe über Musik erzählt Bettina, so oft sie spiele oder singe, kämen in ihrem Zimmer eine Maus und eine Spinne aus ihrer Verborgenheit vor und äußerten bei den Tönen das lebhafteste, freudendurchdrungenste Mitgefühl. Dann spricht sie fortfahrend zu Göthe: „Diese beiden kleinen Thierchen haben sich der Musik hingegeben; es war ihr Tempel, in dem sie ihre Existenz erhöht, vom Göttlichen berührt fühlten, und du, der sich bewegt fühlt durch die ewigen Wellen des Göttlichen in dir, du habest keine Religion? Du, dessen Werke, dessen Gedanken immer an die Muse gerichtet sind, du lebtest nicht im Element der Erhöhung, der Vermittlung mit Gott?"

„Du bist ein koketter zierlicher Schreiber, aber du bist ein harter Mann; die ganze schöne Natur, die herrliche Gegend, die warmen Sommertage der Erinnerung — das alles rührt dich nicht, so freundlich du bist, so kalt bist du auch."

Einmal schickte Bettina Liebes-Aepfel an Göthe. Darauf schrieb er ihr: er habe sie nach deren Empfange an eine Schnur gereiht, an's Fenster in die Sonne gehängt und Farbenbeobachtungen dabei angestellt. Nicht einmal die Dankbarkeit konnte diesen kalten Mann erwärmen, ihn, der doch so gern Geschenke nahm. Man muß es ihm verzeihen, daß er so gern Geschenke nahm, ja oft erbettelte; Göthe war der ärmste Mann seines Landes und seiner Zeit. Er konnte nur genießen, was er besaß, und er besaß nur, was unter seinen Augen stand, was er mit den Händen fassen konnte. Sein Gaumen hatte keine Phantasie. Für ihn gab es keine Erinnerung, keine Hoffnung, keine Sehnsucht, keine Gläubigkeit.

Kein erhabner Mensch, kein großer Fürst, kein Gott hat je eine seelenvollere, glühendere, herzinnigere Anbetung gefunden, als sie Göthe von Bettinen empfing. Ihre Briefe sind Gebete des Geschöpfes an seinen Schöpfer, jedes Wort zu seiner Verherrlichung. Ein Gott selbst hätte solche Lobpreisungen nur mit Rührung und Demuth aufgenommen und gesagt: ich will werden, was ich scheine. Wie aber nahm sie Göthe auf? Bettinens Gefühle fand er oft zu natürlich, ihre Gedanken zu roh, und dann schickte er sie ihr gekocht zurück. Die Prosa ihrer Briefe putzte er in Poesie, machte Sonette daraus, und besang und verherrlichte sich selbst mit der erstaunenswürdigsten Sachdenklichkeit. Bachus, obzwar Herr des Weins, wird doch oft sein Diener und berauscht sich selbst; aber Göthe hat einen starken, felsenfesten Kopf; er kann Fässer seines Lobes austrinken und es schwindelt ihn nicht und er wankt nicht.

Göthe hatte weder Sinn noch Geist für edle Liebe, er verstand ihre Sprache nicht, noch ihr stummes Leiden. Die Liebe, die er begriff, die ihn ergriff, das war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kömmt; und selbst in dieser galt ihm nur geliebt werden, lieben galt ihm nichts. Abends, wenn Göthe müde war vom Stolze, ward er eitel, sich auszuruhen. Man mustere die liebenden Paare, die durch seine Dichtungen streichen, loses Gesindel, das in allen Reichsstädten dem Consistorium zugefallen wäre. Die glückliche Liebe ist ein Verbrechen, die unglückliche ein verbrecherischer Wunsch. Sinnlichkeit, Eitelkeit, Heuchelei mit Stickereien von blumigen Redensarten als Schleier darüber. Seine geliebten Frauen sind Maitressen, seine geliebten Männer Günstlinge und bezahlt. Die Liebeswirthschaft in Wilhelm Meister hätte die Polizei keinen Tag geduldet, wären nicht Barone und Gräfinnen dabei im Spiele gewesen.

Göthe fürchtete sich vor der Liebe, denn Alles, was er nicht mit Händen greifen konnte, war ihm Gespenst. Er schlug sie todt auf seine gewohnte Weise. Die Liebe war ihm Chemie des Herzens, Sympathie nannte er Wahlverwandtschaft. Er stellte die Liebe in gut verstöpselten Gläsern in sein Laboratorium und da war ihm wohl.

Bettina erzählt Göthen von seinen Kinderjahren, was sie von seiner Mutter gehört: „Einmal stand Jemand am Fenster bei deiner

Mutter, da du eben über die Straße herkamst mit mehreren anderen Knaben; sie bemerkten, daß du sehr gravitätisch einherschrittest und hielten dir vor, daß du dich mit deinem Geradehalten sehr sonderbar von den andern Knaben auszeichnetest. Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest du, und später werde ich mich noch mit Allerlei auszeichnen."

Knaben, die sich gerade halten, werden Männer, die sich bücken, und darin hat sich Göthe ausgezeichnet, er hat sich tief gebückt vor Allen, die sich noch gerader gehalten als er.

Seine Mutter erzählt weiter: „In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu. Auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe u. s. w. Auf den dritten kam alles vom feinsten, nebst Degen und Haarbeutel. Das erste zog er im Hause an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zur Gala."

Göthe war stolz und hochmüthig, aber alle seine großen Gaben berechtigten ihn zu keinem Stolze; denn die Gaben, die allein dazu berechtigen, fehlten ihm: Muth und Seelengröße. Und ist man ein Dichter ohne Muth? Wahrheit und Schönheit sind verzauberte Prinzessinnen. Gar manchen Riesen und Drachen mußte man erlegen, durch Feuer und Wasser gehen, über einen Draht reiten, um sie zu erlösen. Aber Göthe ist auch kein Dichter; die Muse war ihm nie vermält, sie war seine Dirne, die sich ihm hingab für Geld und Putz, und Bastarde sind die Kinder seines Geistes.

Ja, wahrlich, Göthe mußte, um seine Freundin erträglich, um sie nur begreiflich, und in seinem Naturalien-Cabinet ein Schubfach für sie zu finden, sie als seine Hofnärrin betrachten.

Wenn Bettina ihre schöne Begeisterung für die Treue, den Heldenmuth der Tyroler, und ihren Schmerz und Zorn bei Hofers Tod Göthen anvertraut und von ihm Verständniß, Erwiderung ihrer Gefühle erwartet, muß man da nicht laut auflachen über das närrische Kind, das seiner Puppe seine Leiden vorweint? Und möchte

man nicht laut aufweinen, wenn man gewahrt, wie ein ſo bedeutender Mann als Göthe vor jeder Empfindung bleich wird und zittert, weil er die hypochondriſche Einbildung hat, das Herz wäre von Glas und müſſe brechen von einer heftigen Berührung? Ja, wahrlich, Göthe hatte eine fixe Idee, ſo traurig als man nur je eine im Irrenhauſe fand. Die Natur verwahrt alle ihre Kleinodien in Futteralen, wie der Menſch, aber für Göthe galten die Futterale ſelbſt als Kleinodien; innen die Koſtbarkeiten gewahrte er gar nicht, und wenn ja, betrachtete er ſie als eingeſchloſſene Diebe, die ſeinen Schatz bedrohten. Göthe hatte eine lächerliche Schachtelwuth; er nannte das Kunſtliebe, ſeine Verehrer nannten es Kunſtkennerſchaft, Sachdenklichkeit. Aber es war eine betrübte Kunſtliebe, eine lächerliche Kunſtkennerſchaft und eine wahnſinnige Sachdenklichkeit. Jedes Kunſtwerk iſt der ſterbliche Leib eines unſterblichen Gedankens, die Verſinnlichung des Ueberſinnlichen. Aber für Göthe war ein Kunſtwerk der Sarg einer Idee, und hörte er etwas ſich darin rühren, floh er entſetzt davon, ihm ſchauderte vor den lebendig Begrabenen.

Es gibt keine Staatsgeheimniſſe mehr. Göthe's ehemalige Miniſter und Günſtlinge werden freilich die Verwirrungen ihres Gebieters auch nach deſſen Tode nicht verrathen; aber mögen ſie ſchweigen ſo tief ſie wollen, wer erräth es nicht, daß Bettina Göthe's Quälgeiſt war und daß ſie ihn mit ihren Briefen, mit ihren Beſuchen oft zur Verzweiflung gebracht haben mußte? Mit ihrer Begeiſterung, ihrer Schwärmerei, ihrer ſchattenloſen Mittagsglut, ihren Gedanken, Sternſchnuppen gleich, dem Kometenwandel ihrer Phantaſie konnte Göthe's Sachdenklichkeit nicht fertig werden. Nicht in ſeiner Gemälde-Gallerie, nicht in ſeinem Naturalien-Cabinette wollte ſie ſtill halten, ja aus dem feſteſten unteriroiſchen Gedichte wußte ſie zu entſpringen. Das eine, was ihm mit ihr gelang und ihn vor Troſtloſigkeit auf kurze Zeit ſchützte, war, daß er ſie wie Sand auf eine Glastafel ſtreute und ſie zu Chladniſchen Klangfiguren formte. Aber wie lang hilft das, und wie wenig! Hatte ſie anſchwindelnd getanzt bis zur willkommenen Geſtaltung — ein Lüftchen, und ſie ſtäubte wieder auseinander.

Nach einer langen Reihe von Briefen, worin ſie mit Göthe von Muſik, von Liebe, von der ſchöpferiſchen Natur, von Freiheit, von Vaterland, von Andreas Hofers Tode geſprochen, ſchrieb ihr der betrübte Freund zurück: „Indem ich nun deinen letzten Brief zu den andern lege, ſo finde ich abermals mit dieſem eine intereſſante Epoche abgeſchloſſen. Durch einen lieblichen Irrgarten zwiſchen philoſophiſchen, hiſtoriſchen und muſikaliſchen Anſichten haſt du mich zu dem Tempel des Mars geleitet.“ Um den Lichtwechſel und den launiſchen Gang der Liebe zu begreifen, mußte er ſich das Herz als einen engliſchen Garten vorſtellen, und um aus Andreas Hofer etwas zu machen, ließ er ihn als einen Prieſter des Marstempels gelten. Der unglückliche Mann, der nur in einem Kerker ruhig ſchlafen konnte!

Göthe hat nur das Räumliche und das Zeitliche verſtanden, das Unendliche und die Ewigkeit verſtand er nicht; aber unſterblich iſt nur, wer die Unſterblichkeit begreift. Lächerlicheres gibt es nichts auf der Welt, als Gott und Teufel, wie ſie Göthe in ſeinem viel geprieſenen Fauſt dargeſtellt; Göthe hat Gott und Teufel nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen. Dort iſt Gottes Weisheit, fünf gerade ſein laſſen; und des Teufels Klugheit, es mit Gott nicht zu verderben, weil er doch ein vornehmer Herr iſt.

Hätte Bettina die ſchöne Muſik ihres Herzens vor rohen Ohren hören laſſen, vor einem Philiſter ihrer Vaterſtadt, vor einem Sachſenhäuſer, der aus dem Aepfelwein ſeine Begeiſterung ſchöpft — es hätte uns gewundert, aber nicht verdroſſen. Wir hätten gedacht: ſie iſt ein Sonntagskind, die einen edlen Geiſt da erkennt, wo wir Wochenmenſchen nur die rohe Hülle ſehen. Aber daß ſie ſich Göthen zugewendet, der ſeinen ganzen Schatz an den Koffer verwendet, der bei andern großen Geiſtern den Schatz einſchließt; den jeder Alltagsmenſch begreift, nach ſeinem vollen Werthe ſchätzt, weil er nichts zu errathen übrig läßt, weil er ſein eigner Hintergrund iſt — das betrübt uns.

Göthe hat nur verſtanden was todt war, und darum tödtete er jedes Leben, um es zu verſtehen. Nicht die Natur, nicht den Menſchen faßte er. Er zerſtückelte das Leben in ſeine Glieder, in

seine einzelnen Organe und zeichnete sie sehr richtig, wie in den besten anatomischen Kupfertafeln. Freilich findet ihr Alles in seinen Schriften, Hand und Fuß, Rumpf und Schädel, Herz und Nieren; aber setzt sie nur zusammen, macht einen lebendigen Menschen daraus, wenn ihr könnt. Ihr findet freilich Sterne und Götter in seinen Dichtungen, aber gerissen aus ihrer Liebesbahn, ihr macht nie einen Himmel daraus. Göthe lebt nur in seinen Liedern, da allein ist er ganz und vollständig; denn das Lied ist die Scheidemünze der Poesie, die sich nicht mehr theilen läßt, die nicht mehr gewechselt werden kann.

Bettina ist ein reichbegabtes, gottgesegnetes Kind, das wir lieben und verehren müssen. Sie ist glückliche Gespielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; sie verstand die Sprache der Stille, der Göthe taub war, und wußte das Mienenspiel der stummen Natur zu deuten. Ihr waren die Sterne näher, sie leuchteten ihr, wie uns Mond und Sonne. Ihr Buch ist ein Gedicht und ihr Leben ein holdes Mährchen. Göthe's Nachwelt ist auch die ihre, sie richtet beide. Wird Göthe verurtheilt, ist Bettina freigesprochen, wird Göthe freigesprochen, ist Bettina schuldig. Göthe nannte sie eine Närrin, und er mußte wohl; denn Bettina selbst sagt es: „Narrheit ist die rechte Scheidewand zwischen dem ewig Unsterblichen und dem zeitlich Vergänglichen."

Göthe wagte sich nicht zu berauschen im Weine der Begeisterung. Er hätte Wasser in den Nektar selbst gemischt und ihn wie Arznei getrunken, in Maß und Zeit.

Bettina besiegte Göthen, aber nicht wie die Liebe besiegt; er floh vor ihr, und so eilig und angstvoll, daß er nicht einmal seinen Körper mitnahm.

Die Biene erquickt uns nicht blos mit Honig, sie spendet uns auch das Licht der Nacht. So soll auch der Dichter sein: süß dem Freudedurstigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Göthe war nur das Erstere, der Dichter der Glücklichen, er war nicht der Dichter der Menge. Keiner weint an seinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Thränen.

Göthe hat nur immer der Selbſtſucht, der Liebloſigkeit geſchmeichelt; darum lieben ihn die Liebloſen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet ſein könne, freiſinnig und ohne Vorurtheile und doch ein Selbſtling; wie man alle Laſter haben könne ohne ihre Rohheit, alle Schwächen ohne ihre Lächerlichkeit; wie man den Geiſt rein erhalte von dem Schmutze des Herzens, mit Anſtand ſündige und den Stoff jeder Nichtswürdigkeit durch eine ſchöne Kunſtform veredele. Und weil er ſie das gelehrt, verehren ihn die gebildeten Leute.

Göthe hat ſich mit wenigen Worten treffender und wahrer geſchildert, als es irgend ein Anderer vermöchte. Er ſagt in ſeinem Leben: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung ertragen.“ So war Göthe immer und überall, ſo hat er ſich gezeigt in allen ſeinen Worten und Handlungen. Wenn edle Menſchen ſich gegen ihre böſe, tyranniſche Natur empören, ſich von ihr frei zu machen ſuchen, war es Göthe's Weisheit, ſich ihr zu unterwerfen mit Lakaien-Demuth. Die Liebe, die alle Trennung aufhebt, die kunſttödtende, galt ihm für Unordnung. Für Unordnung galt ihm, wenn die Macht wechſelte, wie Alles wechſelt, und von dem Starken zu dem Schwachen, von den Unterdrückern zu den Unterdrückten überging. Göthe war ein Stabilitäts-Narr, und die Bequemlichkeit war ſeine Religion. Er hätte gern die Zeit an den Raum feſtgenagelt. Das gelang ihm nicht, aber es gelang ihm, ſein Volk aufzuhalten, da er lebte und noch nach ſeinem Tode; denn über ſeine Leiche muß es ſchreiten, will es zu ſeinem Ruhme und ſeinem Glücke kommen.

Blind iſt jede Liebe, aber blinder hat ſie ſich noch nie gezeigt, als bei Bettina. Ihr Buch, bekannt gemacht zur Verherrlichung Göthe's hat ſeine Blöße gezeigt, hat ſeine geheimſten Gebrechen aufgedeckt. Die arme Bettina rieb ſich die Hände wund, ihren Gott zu reinigen, es gelang ihr nicht; ſie hat ihm manchmal den Kopf gewaſchen, aber das Herz konnte ſie ihm nicht waſchen. Wäre die Liebe nicht blind, hätte ſie ſtatt zu Göthe für ihn gebetet, gebetet mit ſeinen eigenen ſchönen Worten:

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölbten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Briefe aus Frankfurt.

I.

Frankfurt am Main, den 1. October 1820.

Unsere Messe ist jetzt verschieden; sie soll ein seliges Ende genommen haben, und man lobt sie sehr wegen ihrer guten Eigenschaften. Worin diese aber bestanden, das zu erzählen muß ich andern Biographen überlassen. Uns Glückliche, die wir nur zum Essen geboren sind (fruges consumere nati), berührt der Großhandel gar nicht, und es ist uns sehr gleichgültig, ob die Seidenzeuge flau gingen, ob die Baumwollenwaaren überführt waren, ob das Sohlleder stark gezogen, oder ob von allen dem das Gegentheil stattgefunden. Eine seidene Weste, Battist zu Halstüchern, ein paar Stiefel, das behält seinen unabänderlichen Preis, der Handel mag gut oder schlecht gehen, so wie auch der Schoppen Wein in den hiesigen Gasthäusern nie wohlfeiler wird und wenn hundert weinreiche Jahre auf einander folgten. Wichtiger als etwas Kosmologisches ist der Staatspapierhandel, wobei von gedankenlosen Vätern der Wohlstand der Enkel auf dem Halme verschachert wird. Der Cours schwankte seit acht Tagen wie ein Schiff auf stürmischem Meere, und dennoch wagt es die tollkühne Habsucht, selbst mitten im Sturme aus dem Hafen zu laufen. Der Handel mit Staatspapieren ist hier vorzüglich in den Händen der Juden, und bei der südlichen Beweglichkeit dieses Volkes und der Oeffentlichkeit ihrer Empfindungen und Gedanken kann Jeder, der sich nur etwas auf die Chiromantie versteht, an den Fingern der von der Börse zurückkehrenden Asiaten abzählen, ob eine feindliche Einmischung in die Sache Neapels erwartet werde oder nicht, und was man von Troppau hoffe oder fürchte.

Die besten Meßgeschäfte hat unsere Bühne gemacht, und zwar in Colonialwaaren, denn der Indianische Gaukler gehört unstreitig darunter. Das war ein Leckerbissen! Ein wahres indianisches Vogelnest! Bei neun Vorstellungen war das Haus jedesmal übervoll; die Dividende unserer Ostindischen Compagnie kann nie so hoch gestanden haben. Es ist wahr, der Equilibrist hat das Mögliche gethan, und es wäre zu wünschen, man stellte ihm Europa auf die Nase, damit es im Gleichgewichte erhalten werde, was jetzt Noth thut. Sein Spiel mit den Messern und Kugeln war so meisterhaft, wie selten ein Spiel auf diesen Brettern sich zeigt, und wenn er das lange Schwert verschlang, so hätten Aerzte schon das Zusehen als Vomitiv verschreiben können. Unser vortreffliches Orchester — das ganze vollständige von vierzig Mitgliedern, nicht, wie bei gewöhnlichen Schauspielen von Schiller, Müllner, nur ein Theil desselben — hatte die Ehre, dem Indianer zu seinen Schwebekünsten Walzer, Menuets und Hopsangloisen vorzuspielen, wozu Jener sein Gigidi Gagidi halb sang, halb sprach, welches der Musik etwas Erhabenes verlieh. Die dramatischen Stücke, welche den Darstellungen des Gauklers jedesmal vorausgingen, waren gut gewählt, nämlich die allerschlechtesten; denn die Ostindische Compagnie dachte mit Recht, sie müsse diese Gelegenheit benutzen, den alten Babel des Repertoirs an den Mann zu bringen. — Weniger glücklich war die Theaterdirection mit den neuen Stücken, die sie zur Schau gab. Es waren deren vier an der Zahl; drei derselben wurden mehr oder weniger ausgepfiffen, und das vierte hätte verdient ausgepfiffen zu werden. Den Anfang machte die Oper Emma von Meyerbeer. Es soll diesem jungen Tondichter nicht aller Werth abgesprochen werden; nachsichtige Kenner sagten, in der Instrumentirung sei er nicht ohne alles Talent; vielleicht hat auch Herr Meyerbeer seitdem Besseres geliefert. Aber in der Oper Emma zeigte er sich als einen Petit-maître, der Italienischen Weiberchen den Hof macht. So parfümirt, so überzuckert ist diese Musik, daß selbst die Rossinische Pfeffer und Salz dagegen ist. Dann kamen die beiden Gutsherren von Voß. Wir Frankfurter sind sonst sehr genügsam, und verzehren die dramatischen schwarzen Suppen, die man uns vorsetzt, gleich den besten Spartanern, mit der größten

Eßluſt; aber dieſesmal war es gar zu arg, und wir konnten uns des Pfeifens nicht enthalten. Seitdem die liebe Sonne durch die Dachfenſter der Poeten fällt, iſt ſo etwas Abgeſchmacktes nicht verfertigt worden. Das dritte ausgeziſchte Stück war das luſtige Beilager, ein komiſches Singſpiel von Wenzel Müller, dem berühmten Componiſten des Sonntagskindes. Ich thue dem Herrn Wenzel Müller ein klein wenig Unrecht, wenn ich ſage, er hat die beiden Gutsherren in Muſik geſetzt. Das vierte neue Stück, welches den Leuten gefallen mußte, weil es nicht ganz ſo ſchlecht war als die vorhergehenden, war Zieglers 24jähriger Hausdoctor, der ſich ſo lange unſern Kennerblicken beſcheiden zu entziehen wußte. Indeſſen das wahre Verdienſt dringt endlich durch. — Dem. Fiſcher vom Braunſchweiger Theater hat einige Gaſtrollen gegeben; eine vortreffliche Sängerin, wie wir ſeit lange keine gehört haben. — Man hat den Verſtand gehabt, den Herrn Mal's, einen Mann, der Kunſtliebe mit derjenigen Gabe verbindet, welche die Regel in's Leben einzuführen verſteht, bei der Theaterverwaltung anzuſtellen. Wenn man auch den Verſtand hätte, ſeinen Rath zu befolgen, dann ließe ſich für die Wiederherſtellung unſerer kränkelnden Bühne noch Hoffnung ſchöpfen. —

Wir haben uns der willkommenen Beſuche fremder Tonkünſtler zu erfreuen gehabt. Canonha, ein Portugieſe, ließ uns ſein Spiel auf der Clarinette bewundern; und der Flötenſpieler Drouet aus Paris erwarb ſich das einſtimmige Urtheil der Kenner und Kunſtfreunde, daß er Alle, die je hier auf dieſem Inſtrumente gehört worden ſind, weit hinter ſich zurückläßt. Ein eigentliches Concert konnten dieſe beiden Tonkünſtler nicht geben, da ihnen ſämmtliche Mitglieder des Theater-Orcheſters ihre Begleitung verſagten, obzwar an jenen Abenden keine Oper war. Dieſe Herren hatten von der Theaterdirection die Weiſung erhalten, während der Meſſe an keinem Concerte fremder Tonkünſtler Theil zu nehmen, damit Letztere ſich abſchrecken ließen und die Leute genöthigt würden, aus Mangel anderer Unterhaltung in's Theater zu gehen. Ich überlaſſe es der Empfindung und der Sprachkenntniß der Leſer, für dieſe ſchimpfliche Schacherei mit der Kunſt ſich einen Ausdruck zu ſchaffen. Dahin wird es der hier ſo verderblich herrſchende Zunftgeiſt noch bringen,

daß man Frankfurter Bürger wird sein müssen, um einheimische Ohren mit einem Flöten-Adagio entzücken zu dürfen.

Auch an Schauspielen anderer Art fehlte es uns nicht, und ein hoher Adel und das verehrungswürdige Publikum (so lautete die Einladung) hatten kaum Zeit genug, Alles zu sehen. Herr Lion aus Wien zeigte „eine große akademische Kunstgallerie, bestehend aus mehr als 130 Statuen in natürlicher Lebensgröße.“ Daß aber diese Statuen aus Wachs waren, davon meldete der Anschlagzettel nichts. Die übrigen Künstler übergehe ich, um von Herrn Rovère zu sprechen: Monsieur Jules Rovère, prestidigitateur, wie er sich nannte, gab jeden Abend „Spectacle des délassements à la mode.“ Die Athenienser hätten seine Ankündigung besser verstanden als wir. Scènes mimo-pyrotechniques, rabdomancie, pseudoplepsie, dactyliomancie, cartomancie, necromancie, phantasmagorie, waren unsern deutschen Ohren fremde Wörter. Die Augen mußten die Dolmetscher machen. Herr Rovère, ein schöner, artiger, junger Mann, machte besonders bei der weiblichen Welt sein Glück, auch beschäftigte er sich immer mit derselben. Schlau war der Franzose. So oft er mit einem Kasten einen Taschenspielerstreich machen wollte, gab er ihn schönen Mädchen in die Hände, um untersuchen zu lassen, qu'il n'y a pas de double fond. Aber die Innenseite des Deckels war mit einem Crystall-Spiegel bekleidet, und die Schönen hatten die flüchtige Minute besser zu benutzen als zur Erforschung des double fond. Die Eine und die Andere ward in Verlegenheit gesetzt, indem sie in das Spiel des Gauklers mit eingeflochten wurde. Ein hoher Adel war hier schon mehr auf seinem Platze, aber das verehrungswürdige Publikum kam nicht selten in große Noth, wegen des Französischsprechens. Ein junges, schönes Mädchen ließ mich über drei Sitzreihen weg durch einen Knaben fragen, wie Kreuz sieben heiße? (Diese Karte hätte sie sich in den Sinn genommen, und sie müsse dieses öffentlich erklären.) Da ich in Paris war, konnte ich guten Bescheid geben. Ein ehrlicher Bürger in meiner Nähe war voreilig und reichte, als der Prestidigitateur ein Stück Geld forderte, einen Thaler hin mit den Worten: la-voisi! Der gute Mann hatte das noch von der Einquartirung der alten

Garde übrig behalten. Aber der Satan von Franzoſe hielt ihn jetzt feſt und hielt ganze meidingeriſche Geſpräche mit ihm, daß man Mitleiden haben mußte. Herr Rovère hat wirklich geleiſtet, was von ſeiner Kunſt gefordert werden darf. Aber mit dem zweiten Theile ſeiner Schauſpiele hatte er ſich ſehr verrechnet. Nämlich nach Beendigung der magiſchen Vorſtellungen im Saale wurden die Zuſchauer in einen daranſtoßenden Garten geführt. Grande illumination en verres de couleurs représentant l'empire de Circé, parades, scènes mimiques, chant français et italien, danses, fanfares, scènes mimopyrotechniques, alles das ließ man ſich einige Male gefallen. Herr Rovère aber hatte ſich nicht ſowohl Wirkung von der glänzenden Beleuchtung verſprochen, als von der Beleuchtung, da wo ſie aufhörte glänzend zu ſein. In abgelegenen Lauben und Baumgängen ſollten ſpärliche Lampen die Dunkelheit verrathen, und die Rückkehr der Beſuchenden ſichern. Wir ſoliden Frankfurter aber gingen mit Weib und Kind um 9 Uhr nach Hauſe, und der Franzoſe war ganz verblüfft, daß wir von der großen Armee ſo wenig Lebensart gelernt hatten.

Der ſtille Fleiß unſerer hieſigen Literatoren hat einige wichtige Erzeugniſſe an den Tag gebracht. Herr Senator von Meyer, einer der erſten Gottesgelehrten Deutſchlands, hat ein Sendſchreiben an den Profeſſor Marheinecke zu Berlin drucken laſſen, worin er auf Verlangen Auskunft gibt, wie er als Rechtsgelehrter dazu gekommen, ſich mit dem Bibelſtudium zu beſchäftigen. Der Verfaſſer kehrt zu den Jahren ſeiner Jugend zurück, da er die Akademie verließ und ins bürgerliche Leben eintrat. Er ſagt: „Körperliches Mißbehagen ſtumpfte meine muntere Thatkraft ab, und die ernſthaften Schickungen der Zeit verwickelten mich endlich in ihre eiſernen Netze. Ohne jemals an den politiſchen Weltveränderungen thätigen Theil zu nehmen, wurde ich von ihnen allen ein geſchlagenes, obwohl dennoch geſchontes Opfer. Die glänzendſten Ausſichten auf mein weiteres Leben gingen mit dem vielfachen Umſturz der Dinge unter; der Beſitz und die Anwartſchaft von wichtigen deutſchen Staatsämtern wurden mir durch Ländertauſch und Aufhebung der Behörden zernichtet, ich wandelte zwiſchen den Schrecken des Kriegs und auf den Trümmern geweſener Herrlich-

keit. . . . Das Nachtstück der Zeit und meine verjährten Leiden, da ich schon Hausvater war, brachten mich allmälich zu ernsterer und hellerer Besinnung.“ Da durchfurchte die Gnade des Herrn den Acker seines Herzens, und der Gedanke keimte hervor, „Vater, mache mich zu einem deiner Taglöhner!“ Auf diese Weise wurde Herr von Meyer zum Bibelstudium geleitet, und die Vorsehung war ihm hierbei so behülflich, daß sie ihm alle philologischen Hülfsmittel zufließen ließ, deren er bedurfte. „Die besten ältern und neueren Bibelübersetzungen, lateinische Commentarien und Scholien . . . wurden mir wie durch unverkennbare Schickung in Versteigerungen und sonsten zugeführt.“ — Von demselben Verfasser sind erschienen: „Blätter der höheren Wahrheit, mit besonderer Beziehung auf Magnetismus.“ Zweite Sammlung. — Der Sänger des Luther, Herr Dr. Friedrich, hat herausgegeben: „Heliodor, des Jünglings Lehrjahre.“ Die Ober-Postamts-Zeitung von 20. September hat zur würdigen Feier dieses Tages einen Auszug mitgetheilt, worin der Verfasser die Jünglinge belehrt, wie sie sich als Staatsbürger zu betragen hätten. — Von Professor Hufnagel ist erschienen: „Das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben.“ Zwei Theile. Das Werk wird sehr gelobt wegen Gehalt und Form.

II.

Frankfurt am Main, den 3. November 1820.

Der Kanzlei-Styl der Begeisterung hat sich an diesem 18. October nicht geübt, und das erste Stufenjahr der deutschen Freiheit wurde ohne Floskeln und um so schöner in unsern Mauern gefeiert.

Man legte unter gut geordneten Festlichkeiten den Grundstein zu einem großen Gebäude, worin die öffentlichen Büchersammlungen der Stadt aufgestellt werden sollen. Rüstkammern solcher Art verbürgen (wenn nur die Waffenübung nicht fehlt) dem Vaterland den Sieg über Barbarei und feindliches Wollen mit größerer Sicherheit, als Schwerter und Mauern es vermögen. Daß endlich doch die Hand

an dieſes wohlthätige Werk gelegt worden — an ein Werk, das ein großes Bedürfniß nicht blos befriedigen, ſondern bei Vielen auch erregen ſoll — macht zweifelhaft, ob mehr zu loben ſei die deutſche Beharrlichkeit, die einen guten Gedanken, einmal gefaßt, nicht wieder aufgibt, oder mehr zu tadeln ſei die deutſche Langſamkeit, die ſo langer Zeit bedarf, den guten Willen zur That zu geſtalten. Schon im Jahre 1782 wurde von dem Frankfurter Senate die Erbauung einer Bibliothek beſchloſſen; bald vierzig Jahre ſind ſeitdem vorübergegangen, und wenn nicht das Vermächtniß eines guten Bürgers, des verſtorbenen Buchhändlers Brönner, der 25,000 Gulden dazu beſtimmte, der Sache einen Antrieb gegeben hätte, ſo wäre ſie wohl jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen. Das Gebäude wird nahe an zweimalhunderttauſend Gulden koſten, und es ſoll in vier Jahren vollendet ſein. Deſſen Leitung iſt dem einſichtsvollen Baukünſtler Heß übertragen, und da ſeine Geiſtesfreiheit hier keine Schranken fand und alle ſeine Entwürfe genehmigt worden ſind, ſo läßt ſich erwarten, daß das Gebäude nicht blos ein Denkmal des Bürgerſinnes und der wohlthätigen Fürſorge der Regierung, ſondern auch ein Denkmal der Kunſt werde. Es gibt vielleicht keine Stadt in Deutſchland, wo nach Verhältniß ihrer Größe ſo viel gebaut wird als hier. Seit dreißig Jahren ſieht man jährlich zehn bis zwanzig neue Häuſer entſtehen. Aber ſo ſchön und prächtig auch die dem Reichthume der Beſitzer angemeſſene Ausſchmückung, ſo zweckmäßig auch die architectoniſche Einrichtung im Innern dieſer Wohnungen ſein mag, ſo wenig befriedigt doch deren Außen-Seite die Forderung der ſchönen Kunſt. Ganz neue Straßen bilden einen einzigen rechtwinkeligen, nur mit Luft- und Licht-Oeffnungen verſehenen Steinhaufen, und man würde glauben Kaſernen zu ſehen, wenn nicht die ſeidenen Vorhänge an den Fenſtern die Art der Bewohner verriethen. Der Sinn für das Oeffentliche, was zugleich ſchön iſt (und ſchön iſt nur das, was nützlich iſt für Alle), mangelt hier gänzlich. Das Leben hier iſt keine Kunſt, es iſt ein Handwerk, und Frankfurt iſt gewiß einer der engſten, ſpitzeſten Krähwinkel, die es in Deutſchland geben mag. Nur für das Gute, das gleich in der erſten Folge nützt, herrſcht Empfänglichkeit; aber nur die Frucht, nicht die Blüte des Glückes,

wird gewartet. Für Kranke und Nothleidende, für die Erziehung der Jugend ist gut und reichlich gesorgt, wer aber zu etwas Höherem Lust trägt, als zu Arznei und Speise, zu Schulwissenschaft und Schulkunst, der kann seine Sehnen nicht befriedigen. Die düsteren Thore und ängstlichen Zugbrücken, die Wassergräben und hohen Wälle und Mauern sind endlich verschwunden, und ein freundlicher Garten umkränzt die erheiterte Stadt. Aber die Thore, Zugbrücken, Gräben, Wälle und Mauern, die in Gesetz und Sitte, in Ordnung und Gewohnheit herrschen und die, herüber gekommen aus den Zeiten des Faustkampfes, das Bedürfniß jetzt schon Jahrhunderte überdauern — diese verfinstern und verengen das Leben noch immer. Alles hier ist zünftig, sogar die Freude ist es. Die Arbeiten sind getheilt, die Genüsse sind es auch, und wie die Grenzen benachbarter Handwerke so ängstlich gezogen sind, daß eine fußbreite Uebertretung Rechtsstreit und Richterspruch bewirkt, so ist auch Lust von Lust geschieden und ungeneckt mag Keiner herüber oder hinüber schreiten. Die Aufnahme in das Casino ist mit so vielen Förmlichkeiten verknüpft, als es vormals die Aufnahme in ein Domcapitel war, und casinofähig sein oder nicht sein, hat hier eine wichtige gesellschaftsrechtliche Bedeutung. Man ist hier kein Weltbürger, kein Europäer, kein Deutscher, nicht einmal ein Frankfurter; man ist Kaufmann, Handwerker, Krämer, Doctor, Candidat, man ist Bürger, Beisaß, Permissionist, man ist Christ oder Jude. Gemeinwesen herrscht nur in Finanz und Polizei, nicht im geselligen Leben; Jeder steht einzeln; die Stufen bilden keine Treppe und die Bäume keinen Wald. Daher der Mangel jener Weltanschauung, die uns über Raum und Zeit erhebt und die nur gewonnen wird, wenn die Besten aller Stände sich vermengen; daher jene Geisteigenschaft, die an das Pflaster des Geburtsortes bindet; daher die Unerquicklichkeit des hiesigen geselligen Treibens. Es mangelt nicht an Genüssen, aber am Vollgenusse des Lebens. In den Mittelständen herrscht eine Treue und Biederherzigkeit, die Vieles gut macht, und in den untern eine gewisse Genialität, die nur irrt, weil die Menge ewig jugendlich bleibt und nur soppend Unrecht thut. Die höhern Stände sind schlimm. Es gibt hier so viele verständige und gutmeinende, ja geistvolle und edle Menschen. Nun wohl, ihr

ſprecht mit ihnen; ihr luſtwandelt mit ihnen durch die Blumen- und Fruchtwege der Wiſſenſchaft, der Kunſt, des ſittlichen Lebens; Frage und Antwort, Rede und Gegenrede befreunden ſich; ihr verſteht euch und ſeid zufrieden. Plötzlich bleibt euer Begleiter ſtehen und iſt nicht von der Stelle zu bringen. Erſtaunt und fragend erhebt ihr den Blick und ſeht einen der vier Wartthürme, die das Weichbild dieſer Stadt begrenzen. Euer Mann iſt nicht fortzutreiben; ſein Wunſch, Wille und Kraft, ſein Geiſt und Herz, ſein Auge und Ohr enden hier. Innerhalb jener Wartthürme iſt er vollkommen. Jene Beſchränktheit theilen die Frauen nicht. Geiſt und Gemüth, Witz, Anmuth, Lebendigkeit beſitzen viele, und oft geſellen ſie zu der Liebenswürdigkeit, die ihr eigenes Erbtheil iſt, auch den Theil davon, der ihren Männern gebührt. Um ſo ängſtlicher aber bemerkt man eine Gefahr, die allen jenen herrlichen Eigenſchaften droht. Es iſt die Schwärmerei, die Myſtik, die ſich als düſterer ungeſunder Nebel um den Blick der Frauen gelegt hat, und der im frömmelnden Wahne für den Himmel gehalten wird. Was Männern nur den Geiſt verwirrt, verwirrt bei Frauen auch das Herz. Die Frauen Frankfurts ſind hierüber mehr zu beklagen als anzuklagen. — Wo es dem Geiſte und dem Herzen an jenem Luftzuge fehlt, der die innern Flammen in das Freie führt, da muß die Flamme in ſich ſelbſt zurückſchlagen, und jener Rauch und Qualm entſteht, der alle Umriſſe und Farbe der Dinge verwirrt und verbleicht. Dieſen freien Luftzug aber gewährt nur das öffentliche, geſellige Leben, deſſen Verhältniſſe von Männern geordnet und erhalten worden. Die Frauenvereine, welche zur Zeit des Befreiungskrieges hier wie im ganzen Vaterlande ſich bildeten, haben jene myſtiſche Neigung ausgebrütet. Es iſt für liebevolle Herzen ſo ſüß, Wunden zu heilen, daß ſie Wunden lieben lernen um der Heilung willen, und wenn ſie alle vernarbt, die Krieg und Noth geſchlagen, wird das leidſüchtige Gemüth zu jener großen Wunde hingeführt, woran die Menſchheit ewig blutet — an den klaffenden Abgrund, der Sein von Nicht-Sein, Zeit von Ewigkeit, die Sinne vom Ueberſinnlichen trennt. Das magnetiſche Treiben einiger hieſigen Aerzte und öffentliche Vorleſungen über den thieriſchen Magnetismus haben mitgeholfen, den Einklang des weiblichen Herzens

zu zerstören. Man dürfte wünschen, jene gefährliche Lehre möchte nur naturkundigen Männern zugänglich gemacht werden, wenn nicht noch gefährlicher wäre, irgend eine äußere Gewalt zur Einmischung in das freie Schalten des Geistes aufzufordern. Wie sehr man sich bemüht, jene, wenn auch aus reiner Quelle geflossene, aber in ihrem Laufe trüb gewordene Neigung der hiesigen Frauen zu benutzen, zeigt eine neuere Anregung. Die in London bestehende Gesellschaft zur Bekehrung der Juden hat einen Missionär hierhergesendet, und es hat sich als Folge dessen auch hier eine solche Gesellschaft gebildet. Seitdem sind in den hiesigen Blättern Aufforderungen zu lesen an Jedermann, Theil zu nehmen an diesem Werke des Heils, Aufforderungen, in einer Sprache abgefaßt, die von der königlichen Natur nichts hat, nicht Kraft, nicht Hoheit, nicht Würde, nichts hat als die Salbung. In diesen Tagen hat „eine deutsche Jungfrau in Frankfurt am Main" eine englische Flugschrift übersetzt, benannt: Einer englischen Predigerin „Worte Debohra's," oder Zuschrift an Frauen für die Londongesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden. Die Frankfurter Frauen werden darin eingeladen den englischen nachzuthun und für die Bekehrung der Juden zu wirken, vorzüglich durch Gebete und Groschengesellschaften. In London hätten mehrere Frauen wöchentlich eine eigene Stunde bestimmt, um ganz besonders zu beten „für die Nachkommen des glaubensvollen Abraham." Wer wöchentlich einen Groschen bezahlt, werde Mitglied der Gesellschaft und ausschußfähig. Das sollte man hier nachahmen. Aber unsere guten und verständigen Frauen werden sich nicht verwirren lassen, fühlend, daß es die wahre Heiligkeit nicht sein könne, die man so wohlfeil erkauft; begreifend, daß sie Besseres zu thun haben, als zu beten, und wenn ja beten, daß sie zu beten haben für sich oder für Alle; und bedenkend endlich, daß ihnen keine andere Bekehrung zukomme, als die ihrer Männer von dem Hasse zur Liebe, von dem Dunkel zum Lichte, von der Verwirrung zur Besonnenheit. Das Haus sei ihre Kirche, und Gatte und Kinder ihre Gemeinde.

Es ist kein Sprung, wenn ich von der Mystik und Judenbekehrung zur Komödie übergehe. Unsere Bühnenverwaltung wandelt

ſtolz und ruhig ihre Straße fort, unbekümmert um das „Hundegebell der Dramaturgen“. Damit uns die Gewohnheit zahm mache, wird fremden Künſtlern, ſobald ſie die Mittelmäßigkeit überſchreiten, kein Gaſtſpiel verſtattet. So durften Herr und Frau Weixelbaum aus Karlsruhe, die der Ruf zu den beſten deutſchen Sängern zählt, hier nicht auftreten. Dieſer October gab uns zwei dramatiſche Neuigkeiten, die als Erzeugniſſe des Weinmonats etwas von der Natur des Rebenſaftes haben: Houwald's Leuchtthurm, den Rauſch, den unmäßiger Genuß des Weines gibt, und Dr. Blumenhagen's Simſon, die wehe Nüchternheit, die auf einen ſolchen Rauſch folgt. Wenn die wahre Regel der dramatiſchen Dichtkunſt einen Aequator bildet, ſo iſt Houwald zum Südpole und Blumenhagen bis zum Nordpole der Kunſt verſchlagen worden. Alle dramatiſche Handlungen des Erſteren ſind fabelhafter Art; das Unnatürliche geſchieht, das Undenkbare wird gedacht, das Unausſprechliche zu ſagen verſucht. In einem ältern Drama, im „Bild“ hat jener Dichter ſeinen Stoff vom Galgen herabgeholt, im genannten Stücke wohnt der Held hoch in einem Leuchtthurme. Das Steigen einer ſolchen luftſchiffenden Phantaſie muß mit dem Manne im Monde endigen. Was Simſon betrifft, ſo muß Jeder, der ſich nur etwas hinein fühlen kann in jene einfache Kraftmenſchen einer vergangnen Zeit, wenigſtens lächeln, wenn er ſieht, wie ſie von neuen Dichtern abgehobelt und gebohnt werden. Dieſer Simſon da war nicht der kühne Lümmel des alten Teſtaments, das war ein zierlicher Theaterheld, der ſentimentaliſirte, reflectirte und manierirte wie unſer Einer. Was haben jene glücklichen Menſchen von unſerer erbärmlichen Nerven-Philoſophie gewußt? Auf der Bühne erſchien Simſon gekleidet mit weiten Gewändern, Turban und Zubehör, ohngefähr wie der Kalif von Bagdad in der Oper dieſes Namens. Ueber ſein Kleid eines Operntänzers trug er eine nachgeahmte Löwenhaut. Wie gekleidet, iſt er gedichtet. — Die Familie Kobler gab dieſen Monat über und gibt noch ferner Ballete. Gute Solo-Tänzer ſind ſie allerdings; aber an Pantomime, an dramatiſcher Tanzkunſt fehlt es ihnen. Doch muß es zu ihrem Vortheile bemerkt werden, daß ſie bei unſerer Bühne die nothwendigen Gehülfen vermiſſen, denn wir haben kein tanzendes

Chor. — Der Flötenspieler Drouet gab ein zweites Concert. Ich sage der Kürze wegen: seine Flöte ist eine löwenzüngige Nachtigall — obzwar die gute Schreibart solche aufgeblasene Redensarten verbietet. — Auch des berühmten Moscheles aus Wien hatten wir uns zu erfreuen. Gleichrauschender Beifall, als ein früheres Mal und wie er hier selten gegeben wird, wurde ihm gezollt. In einem Doppelt-Concert, das er mit unserm Aloys Schmitt spielte, war es so erfreulich als anziehend zu beachten, wie diese großen Künstler von verschiedenen Wegen her am Ziele der Meisterschaft zusammentrafen.

III.

Frankfurt am Main, den 6. December 1820.

Wenn auch das Morgenblatt, seiner Bestimmung nach, der Verhandlung politischer Dinge nicht allen Platz verweigern müßte, so könnte es doch nicht Platz genug einräumen, um die „Geschichte des preußischen Staates", die ohne Namen des Verfassers hier im Verlage der Hermann'schen Buchhandlung (der dritte und letzte Band im vorigen Monate) erschienen ist, nach der Fülle ihres Werthes zu loben! Aber dieses Werk hat eine Kunstseite, die mit einigen Worten berührt werden mag. Es ist so leicht zu erklären, warum die Deutschen keinen Styl haben können, daß es verzeihlich wird, daß sie keinen haben. Der rohe Ausdruck des Gedankens verhält sich zum künstlerischen, wie ungemünztes Metall zum Gelde. Was das Gepräge an der Münze, das ist an der Rede der Styl. Es gibt einen National-Styl und einen Personal-Styl; jenen haben die Franzosen, diesen die Engländer. In Frankreich ist die Geistesbildung monarchisch, darum unterscheiden sich dort die guten von den mittelmäßigen Schriftstellern nur im Gedanken-Reichthume, nicht durch ihren Styl, der bei allen fast gleich ist. In England ist die Geistesbildung republikanisch. Aber in Deutschland leben die Männer der Kunst und Wissenschaft, ob sie zwar figürlich von einer Gelehrten-Republik sprechen, den Wilden gleich, noch in keiner geselligen Verbindung; darum haben die

Schöpfungen ihres Geistes einen Werth, aber keinen Preis — sie haben keinen Styl. Wir ermangeln sowohl einer Hauptstadt, die für alle Strahlen einen Brennpunkt, für alle Erzeugnisse des Geistes einen Markt bilde, als auch einer Volks-Repräsentation, wobei die Besten aus der Menge diese vertretend, rathen und beschließen. Die kritischen Blätter könnten solche Kammern bilden, aber die meisten sind nur Wohnhäuser, worin die Familienväter Redacteurs nach Belieben schalten und walten. Es geht nie eine öffentliche Meinung daraus hervor; denn, wenn auch das eine kritische Blatt tadelt, was das andere lobt, so treffen doch diese feindlichen Ansichten nie auf einem Schlachtfelde zusammen, sie umgehen sich, und kein Werk der Wissenschaft erfährt einen entscheidenden Sieg oder eine entscheidende Niederlage. Das Beste findet seinen Tadler, und das Schlechteste seinen Lobredner. So können es die Deutschen zu keinem Style bringen, weil sie einzeln stehen. Wohl bliebe es Jedem frei, die Eigenthümlichkeit seines Geistes auszuprägen mit dem Stempel seines Styls, aber die Deutschen sind zu furchtsam, sie wagen es nicht, einen Styl zu haben, sie halten dieses für eine strafbare Falschmünzerei. Ihre Aengstlichkeit verräth sich gleich darin, daß sie in der didaktischen Rede, Wir sagen statt Ich. Die Wenigen, die sich durch ihren Muth auszeichnen, haben nun freilich einen Styl, obzwar keinen musterhaften (classischen). Dieses Wort in dem einen und dem andern Sinne genommen, als Ausdruck des Werthes und als den des Preises der Gedanken, kann man sagen, daß es Schriftsteller gibt, die einen guten Styl haben, aber keinen Styl (wie Göthe), und andere, die einen Styl haben, aber keinen guten (wie Jean Paul). Johannes v. Müller hätte beides gehabt, hätte er sich dazu verstehen können, von der Gediegenheit seiner Gedanken Einiges aufzuopfern. Denn wie keine Münze haltbar wird ohne Beimischung unedler Metalle, so kann man auch keinem Style Haltbarkeit geben, wenn man nicht mehr Worte verwendet, als der Sinn erfordert. Alles bisher Gesagte gilt nur von der frühern Zeit, denn in der neuen sind Zeichen genug vorhanden, daß die deutschen Schriftsteller bald einen Styl bekommen werden. Den Anfang hierin macht das erwähnte Werk über die Geschichte des preußischen Staates. Ich sage, es

macht den Anfang, die ersten Schritte — in der Zeit, nicht im Raume; denn es hat das Ziel der Vollkommenheit schon erreicht. Kein zweites deutsche Buch hat eine so herrliche Schreibart, die so viele Stärke mit so viel Anmuth, so viel Gediegenheit mit so großer Behendigkeit, und das Seelenvolle eines Gemäldes mit dem Muskel-Ausdrucke eines plastischen Bildwerkes vereinigt. Man sollte das Buch, abgesehen von seinem übrigen Werthe, zu rhetorischen Zwecken in Schulen einführen, damit die deutsche Jugend lerne, wie man Gedanken nicht blos habe, sondern auch wecke, was nur die schöne Redekunst vermag.

Aber unsere Bühne rechnet noch immer nach dem Kalender alten Styls, so wenig sie auch übrigens dem griechischen Cultus anhängt. Doch fordert die Gerechtigkeit, daß ich ein Verhältniß nicht verschweige, welches ihre üble Lage sehr entschuldigt. Sie ist vielleicht die einzige in Deutschland, die von dem Staate nicht die kleinste Unterstützung genießt, ja dieser zieht noch Vortheil von ihr; denn das Schauspielhaus, ein städtisches Eigenthum, ist der Direction verpachtet, und es heißt sogar, man wolle jetzt den Pachtzins erhöhen. Unser Freistaat hat es noch nicht zu der Einsicht gebracht, daß weniger die Befriedigung der thierischen, als die der geistigen Bedürfnisse der Menschen diese genöthigt hat, in eine gesellschaftliche Verbindung zu treten. Auch der einzeln stehende Mensch hat Verstand genug, zu begreifen, was seine Sinnlichkeit fordert, und Kraft genug, ihr zu gewähren. Der Selbsterhaltungstrieb überredet oder zwingt ihn. Aber der fastende Geist hungert nicht, und er stirbt dahin, ohne sich seines Lebens bewußt zu werden, wenn nicht mütterliche Sorgfalt ihn speist und tränkt. Die Regierungen haben diese Mutterpflicht zu üben. Braucht es aber wiederholt zu werden, daß die Bühne zugleich Schule und Sonntagsfeier der Erwachsenen ist, die ihnen nicht blos Unterricht, sondern auch Erholung gibt von den langweiligen Lehrstunden des wahren Lebens? Man erwiedere nicht: der Staat hat dringendere Ausgaben für das Wohl seiner Bürger zu bestreiten, eine Schaubühne aber ist entbehrlich. Was heißt entbehrlich? Der Wein, die Musik ist es auch. Die Luft ist unentbehrlich, und wer genießt sie? Nicht daß der Mensch athme, daß er froh athme, darauf

kömmt es an. Wo die Nothwendigkeit aufhört, fängt erſt die Freiheit an, wo die rohe Sinnlichkeit endet, beginnt erſt die menſchliche Luſt. Auch iſt die hieſige Bürgerſchaft reich genug, um jährlich eine hinreichende Ausgabe für ihre Bühne machen zu können, ohne eine andere nothwendigere darum beſchränken zu müſſen. Daß ſie es nicht thut, iſt um ſo unerklärlicher, da ſie ſich ſelbſt beſteuert, indem Frankfurt einen Freiſtaat bildet und die alleinherrſchende Anſicht einer Finanzkammer dort nicht hindernd in den Weg treten kann. So wird nun die Bühnen-Verwaltung auf ihre eigenen Quellen, oder vielmehr auf ihre Ciſternen angewieſen, denn das Waſſer quillt nicht von ſelbſt, es wird von Tage zu Tage geſammelt. Sind ſie nun ausgeſchöpft und wir verſchmachten, dann mag die Verwaltung ſich freilich etwas rechtfertigen können. Sich ganz losſprechen, das vermag ſie nimmer, denn ſie ſelbſt hat ſich in einen verderblichen Cirkel gebannt. Unzeitige Erſparniſſe haben das Einkommen vermindert und eine Fehlſumme herbeigeführt, und dieſe zu decken, werden ferner unzeitige Erſparniſſe gemacht, die den Verluſt nur vergrößern. Man kann der Theater-Verwaltung keineswegs eine übermäßige Gewinnſucht zum Vorwurfe machen, ſie beſteht aus reichen Kaufleuten, die von ihrem dargeliehenen Gelde nur den Ertrag der landesüblichen Zinſen fordern. Mangelnde Einſicht hat zu fehlerhaften Schritten verleitet. Man ſucht die Schauſpielluſtigen zu reizen, man bemüht ſich aber nicht, ſie zu feſſeln, denn das Neue reizt, und nur das Gute feſſelt. Es geht kein Monat vorüber, ohne daß man uns neue Stücke gibt, aber ſie ſind, wie ſie heut zu Tage ſind. Die vielen guten ältern aber läßt man von den Mäuſen zernagen. Ich habe das Opern-Verzeichniß der hieſigen Bühne vor Augen liegen, es iſt ſo reich, als man es nur wünſchen kannn. Wird es wohl Einer glauben, daß neben den vielen Meiſterwerken von Paeſiello, Cimaroſa, Gretry, Simon Meyer, Zingarelli, Gluck, die man ſeit vielen Jahren nicht mehr gibt, ſogar zwei Opern von Mozart ſich befinden, die das ganze jetzige Geſchlecht faſt vergeſſen hat? Daß Idomeneo ſeit dreizehn Jahren nur drei, Così fan tutte ſeit vier und zwanzig Jahren nur acht Male aufgeführt worden iſt? Daß Spohr's Fauſt und Zemire und Azor, beide vortreffliche Opern, die er, als er

hier Capellmeiſter war, für unſere Bühne componirt hat, ſeit ſeiner Entfernung gar nicht mehr zum Vorſcheine kommen?

Die zwei neuen Stücke, die uns der Monat November gegeben, ſind: Die Truhe von Fr. Kind, und Klara von Montalban, nach einem Roman der Frau v. Genlis, bearbeitet von Eliſe Bürger. Die Truhe nennt der Dichter eine „dramatiſche Kleinigkeit". Vor ſo einer höflichen Bitte kann die Kritik freilich nur eine ſtumme Verbeugung machen; aber ſie denkt bei ſich: ein Drama iſt keine Kleinigkeit, man ſoll daher keine dramatiſche Kleinigkeit ſchreiben. In dieſer Kleinigkeit iſt mir nur eine Kleinigkeit aufgefallen — ein Reim. Auf Geitz'gen (Geizigen) wird gereimt Reizgen (das Verkleinerungswort von Reiz). Ich meine aber, das heißt nicht die Sprache bereichern, wenn man ihre Gold- und Silbermünzen gegen Kupfergeld auswechſelt, damit die Zahl der Stücke ſich vermehre. Das Schauſpiel der Frau Bürger habe ich weder geſehen noch geleſen, ich kann aber doch mit Verſtand darüber urtheilen. Ein hieſiges Theaterblatt hat das Stück ſehr getadelt, die Verfaſſerin ſelbſt aber iſt öffentlich aufgetreten und hat es ſehr gelobt. Die Mitte zwiſchen ſehr ſchlecht und ſehr gut iſt mittelmäßig gut, und dabei bleibe ich ſtehen. Man darf es der Verfaſſerin nicht zum Vorwurfe machen, daß ſie ſich ſelbſt Recht verſchafft, ſie iſt dazu genöthigt worden. Sie ſagt: „Da die Direction mir noch ein Schauſpiel in Jamben abgekauft hat, und geben wird, ſo war ich es derſelben ſchuldig, wenn ich auch um meinetwillen gern geſchwiegen hätte." Wir erwarten die Jamben und ſchweigen. Doch darf ich nicht zu erwähnen vergeſſen, daß Frau Bürger auch ein Declamatorium gegeben hat. Eines Urtheiles darüber enthalte ich mich, da ich meiner Unbefangenheit hierin nicht traue; denn das Declamiren liebe ich ſchon darum nicht, weil man kein deutſches Wort dafür hat. Es hilft mich Nichts, in Heyſe's Verdeutſchungs-Wörterbuche nachzuſchlagen. Dort heißt es: „Declamiren, 1) kunſtgemäß leſen oder reden, mit Empfindung vortragen; 2) im redneriſchen Tone von unwichtigen Dingen reden, ein Prunkgerede machen, ſich in Schmuckrederei verlieren; 3) ſchreien, eifern, poltern, losziehen (z. B. gegen einen Fehler)." Frau Bürger iſt weder gegen einen Fehler losgezogen, noch paſſen

die übrigen Verdeutschungen auf ihre Vorträge. — Auch Spohr hat uns auf seiner Durchreise nach Frankreich und England mit einem Concerte erfreut. Man braucht nur diesen Namen zu nennen, das Uebrige versteht sich von selbst.

IV.

Frankfurt am Main, den 4. Januar 1821.

Zur gemeinschaftlichen Uebung und Ausübung des Gesanges bildete sich hier vor drei Jahren, unter dem Namen Cäcilien-Verein, eine Gesellschaft von Männern und Frauen, deren Art und Weise jede Aufmunterung verdient, und schon entbehren kann. Der Gesang ist die Ursprache des Herzens, die Instrumental-Musik nur eine Uebersetzung dieser Sprache, und so verehren die Frauen den Herrscher ihrer eigenen Natur, wenn sie der Muse des Gesanges huldigen. Daß jener Verein den Sinn und das Ziel seiner Bestimmung so wahr auffaßte und so schnell erreichte, verdankt er der Leitung des Herrn Schelble, ehemaligen Sängers bei unserer Bühne, eines Mannes, der mit der Fertigkeit eines öffentlichen Künstlers den Geist verbindet, welchen die Fertigen oft verlieren, und die Liebe, welche die häusliche Kunst beseelt. Der Cäcilien-Verein, bedenkend, daß das Allen Zugängliche etwas von seiner Würde verliere, beschränkt die Zuhörer bei seinen Darstellungen auf seinen eigenen an Uebung, Lust und Zahl immerfort wachsenden Kreis. Nur selten gibt er von seiner schönen Ausbildung öffentliche und überraschende Beweise. Dieses geschah auch am 5. December bei einer Aufforderung, welche verstanden zu haben das beste Lob verdient. Es war der Sterbetag des großen Mannes, der die Musik erschaffen hätte, hätte sie der Himmel nicht selbst geschaffen — Mozart's, und man wollte durch die Ausführung seines herrlichen Werks, des Requiems, dieser schönsten Verklärung des Grabes, den Tod des Künstlers zugleich betrauern und erheitern. Der Saal war schwarz behangen, und alles Uebrige sinnvoll und malerisch angeordnet. Die Zuhörer und Zuhörerinnen erschienen in Trauerkleidern, und nie war die innere Uebereinstimmung der Ge-

fühle auch äußerlich so sichtbar als hier. Die musikalische Ausführung geschah mit derjenigen Vollkommenheit, die nur erreicht wird, wenn Bekannte der Kunst zugleich ihre Freunde sind. Ging auch durch den Mangel der Instrumental-Begleitung, die zufällig an jenem Tage nicht zu haben war, Einiges verloren, so ward dieses reichlich ersetzt, indem man den Gesang, den die immer herrschsüchtigen Instrumente nicht unterdrückten, stärker vernahm und genoß. Noch ein Anderes erhöhte die Bedeutung dieser Feier: die Anwesenheit des jungen Mozart, der als Sohn und Künstler sich der Verehrung seines Vaters und der Kunst erfreuen durfte. Er selbst gab kurze Zeit darauf ein Clavier-Concert, das so zahlreich besucht wurde, als nie ein früheres. Auch hierbei zeigte der Cäcilien-Verein durch Aufführung einer Cantate warme und achtungswerthe Theilnahme. Die Leistungen des Herrn Mozart, seine Tondichtungen sowohl als sein Spiel befriedigten im hohen Grade, und gewohnt wie man ist, die Natur nach der Schaffung eines großen Vaters erschöpft zu sehen, war man überrascht, noch im Sohne so viel Kraft zu finden. Der Herbst der Tonkünstler — der Winter, brachte uns im vorigen Monate noch zwei andere Concerte. Das eine gab Herr de Groot, Mitglied des hiesigen Orchesters, ein so kunstfertiger als gefälliger Clarinettspieler; das andere ward von dem vereinigten Orchester zum Vortheil des Theater-Pensionsfonds gegeben. Am letzteren tadelte man die unüberlegte Auswahl der Musikstücke. Hier gerade wäre des wohlthätigen Zweckes wegen erlaubt gewesen, durch das Neue zu reizen, und man hätte diese Erlaubniß um so eher benutzen sollen, da man die Würde der Kunst dem Geld-Vortheile nicht aufzuopfern brauchte, denn gar manche herrliche Musik ist uns noch neu. Die zwar ehrenwerthen aber ausgedienten Musiksachen, welche man spielte, brachten den ausgedienten Schauspielern kleinen Gewinnst.

Einige Privat-Bühnen wollten den Winter durch die Kunst und die Zeit befördern, aber gleich nach den ersten Vorstellungen ließ die Polizei den Vorhang fallen. Ob darum, weil jene als Liebhaber-Theater zu sehr Wort gehalten, oder weil sie sonst auf andere Art zu natürlich gewesen, vergessend, daß die Bühne das Leben fernschaulich malen, aber nicht handgreiflich darstellen dürfe;

oder weil die große Mutter-Bühne Zunftrechte geltend gemacht — das habe ich nicht erfahren. Aber unsere Großmutter-Bühne selbst hat von einigen hunderten, nicht blos unbezahlten, sondern auch bezahlenden Liebhabern ein großes Lärmstück aufführen lassen. Eine hiesige Schauspielerin, an der man strafbar fand, daß sie die Gunst der Menge im gleichen Grade erwiederte als besaß, und deren häusliches Leben, da es öffentlich geworden war, man zu untersuchen sich berechtigt fühlte, sollte, weil die Gesetze sie nicht erreichten, von einem Sittengerichte verurtheilt werden. Als sie daher auf der Bühne hervortrat, wurde sie mit einem Donner des Mißfallens empfangen. Die Getroffene blieb aber unzerschmettert und berief sich kalt und ruhig auf ihr schuldloses Leben. Ob die Gewohnheit der Tugend, oder die Tugend der Gewohnheit sie aufrecht erhalten, entscheide ich nicht; die Meinungen waren getheilt, aber die Mehrheit der Stimmen behielt und übte Recht. Spät, nachdem alle acustische Zeichen des Tadels erschöpft waren, kehrte die Ruhe zurück, und das Stück wurde zu Ende gespielt. Aber die gerichtete Schauspielerin unterlag doch dem Andrange; sie wird unsere Bühne nicht mehr betreten und Frankfurt verlassen. Die Liebe, auch nur zur Kunst, verliert viel an ihr, und sie wird schwer zu ersetzen sein. Die Theater-Direction hätte die angeschuldigte Schauspielerin nicht sollen auftreten lassen, sobald nicht; denn, von der Verabredung unterrichtet und gewarnt vor dem herannahenden Ungewitter, wäre es menschlich gewesen, von einem wehrlosen Weibe die öffentliche Kränkung abzuwenden. Aber finanzschlau wie sie ist, sah sie an der Gewitterstange nur die vergoldete Spitze — ihr Herz war leer, und das Haus ward voll ... Außer dem erwähnten Stücke hatten wir noch zwei andere neue. Erstens: Abraham, Melodrama mit Musik von Seyfried. Der Wein der Musik reichte nicht hin, die große Wassertonne des Dramas zu veredeln. Es ist doch eine strafbare Entweihung der biblischen Geschichten, wenn man den darin herrschenden guten Geist zu einem bald gräulichen, bald lächerlichen Gespenste umwandelt. Wenigstens das Kunstgericht darf hierzu nicht schweigen. Das zweite neue Stück war Voltaires Zayre, nach der Uebersetzung von Peuzer. Es hat seinen bekannten Werth; aber wenn man endlich einmal die Hand nach dem Guten aus-

ſtreckt, warum nicht das beſſere Vaterländiſche ergreifen? So lange unſere Dichtkunſt einen Sommer hat, warum ſich an den Treibhaus-Gewächſen der Ueberſetzungen erfreuen? Frankfurt, das muß man rühmen, verzärtelt ſeine Kinder nicht. Unſeres Göthe Egmont und Götz ſind nie über unſere Bühne gegangen — nie! und ſind uns ſo fremd, als es die Sakontala des Kalidas war, ehe Forſter ſie in's Vaterland verpflanzt.

Das ſogenannte neue Jahr gibt mir Veranlaſſung, von den hieſigen Zeitſchriften zu ſprechen, dieſen Kalendern der Wiſſenſchaft. Unſer Baum des Erkenntniſſes iſt blätterreich genug und wirft breiten Schatten. Ueber die vier politiſchen Zeitungen wüßte ich wenig zu ſagen, auch wenn mich das Morgenblatt geduldig anhören wollte. Sie treiben bloßen Tranſito-Handel, und da ſie Nichts wagen, ſind ſie ſichere Kaufleute, denen man vertrauen darf. Nur jedesmal am erſten Januar trinken ſie etwas viel, und dann ſprechen ſie in Verſen ſowohl gereimte als ungereimte Dinge. Dieſe Neujahrs-Gedichte ſind von großem humoriſtiſchen Werthe, ſie ſind ſatyriſche Paraphraſirungen des Proſt Neujahr, welches um Mitternacht die Buben auf der Gaſſe ſchreien. Es iſt ſchon an ſich ſelbſt drollig, eine ehrenfeſte, politiſche Zeitung mit ſehnſuchtvollen Gedichten an Sonne, Mond und Sterne zu beginnen, und die europäiſchen Staatsmänner durch Glaube, Liebe und Hoffnung zu rühren; es iſt, als ſähe man Soldaten in ſeidenen Strümpfen Schildwache ſtehen. Auch eine große Dichterin (ich nenne ſie ſo, weil in Deutſchland die Frau eines Geheimraths Geheimräthin genannt wird) hat eine unſerer Zeitungen mit einem Neujahrs-Gedichte bräutlich ausgeſchmückt, wie ſie auch ſchon früher unſere Gaſtfreundſchaft mit Verſen erwiederte. Doch haben wir auch eine ſchöne Literatur (ſo genannt, wie das weibliche Geſchlecht das ſchöne heißt, weil es manchmal ſchön iſt). Zuerſt die Iris, eine ſonntägliche Beilage zur „Zeitung der freien Stadt Frankfurt", vorzüglich zu Theater-Kritiken beſtimmt, wobei ſie zwiſchen der Lobſucht der Schauſpieler und der Tadelſucht der Zuſchauer (der Scylla Gebell und der Charybdis Geheul) mit vieler Geſchicklichkeit durchſchifft. Dann eine andere ſonntägliche Beilage zum „Frankfurter Journal" unter dem Namen: Wöchentliche Unterhaltungen

für Stadt und Land. Trotz dieses bäuerlichen Namens enthält dieses Blatt viele gute Erzählungen und Gedichte — ob eigene oder angeeignete, weiß ich nicht; denn die gefiederten Sänger des deutschen Apollo-Hauses fliegen von Blatt zu Blatt, und man erfährt nicht, wo sie ihr Nest haben. Etwas Schönes haben diese wöchentlichen Unterhaltungen, was sie vor allen ähnlichen Blättern auszeichnet. Sie machen nämlich öffentlich die Namen Derjenigen bekannt, welche die von ihnen gegebenen Charaden und Räthsel zuerst errathen haben. Auch theilen sie zuweilen den glücklichen Sphinx-Tödtern ansehnliche Preise aus. Von zehn Meilen weit in der Runde schicken kluge Oedipe ihre Auflösungen und Namen ein, um sich gedruckt zu sehen. Man glaubt es nicht, wie ungemein durch diese Anstalt der Scharfsinn im ganzen Maingaue gewetzt wird. Auch enthält das deutsche Journal selbst in der Mitte seines Textes eine regelmäßige Kritik des Mainzer Theaters, die nicht ohne Vorzüge ist. Endlich ist die Wage zu erwähnen, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, die aber das Recht der Zwangslosigkeit in jedem Sinne mißbraucht; denn sie erscheint so selten, als ein Lob in ihr. Wir huldigen also sehr der schönen Kunst; doch diese, unserer Bewerbungen müde, hat uns jetzt Allen einen Korb gegeben — einen Blumenkorb nur. Mit diesem Namen hat sich auf das beginnende Jahr eine neue Wochenschrift gemeldet, ein vaterländisches Volks- und Bürgerblatt. Sie sagt in ihrer Bekanntmachung: sie wolle es nicht den Andern nachthun, die viel versprechen und wenig halten, sondern sie verspreche gar Nichts, verspreche aber zu halten, was sie nicht verspreche und das in Folgendem bestehe u. s. w. Unser gesetzgebender Körper ist angeregt worden, sich über zwei der städtischen Einrichtungen zu berathen, deren Abänderung wohlthätig wäre. Beides sind Gegenstände, die Alle berühren, da sie Tod und Leben, Gesundheit und die Heiterkeit des Lebens betreffen. Es ist von der Verlegung der Kirchhöfe außer der Stadt und von der Aufhebung der Thorsperre die Rede. Wenn das Erstere, wie es wahrscheinlich ist, zur Ausführung kömmt, wird man es dem warmen Eifer des Herrn Dr. Hofmann, ausübenden Arztes und Mitglieds des gesetzgebenden Körpers, zu verdanken haben. Durch mehrere Flugschriften, in einer Sprache geschrieben, die zugleich überzeugt und

überredet, ist er der beabsichtigten Wirkung nahe gekommen. Mit der Thorsperre verhält es sich wie folgt. An den kürzesten Tagen um 5 Uhr, an den längsten um 9 Uhr Abends, und in der Mitte früher oder später, je nach der Jahreszeit, wird an allen Thoren der Stadt fürchterlich getrommelt. Das Trommelstück hat wie jedes andere Concert drei Abtheilungen und zwei Pausen. Die letztern werden dort zur Bewegung der Hände, hier zur Bewegung der Füße benutzt. Zuerst das besonnene, doch darum nicht minder kräftige Allegro; dann ein ruhiges Andante; endlich ein wüthendes auf Sturmes-Flügeln hineilendes Rondo, auch General-Marsch genannt. Sobald der letztere anfängt, sieht man an schönen Sommerabenden, wenn die Nachtigall zu schlagen, wenn die Blumen zu duften, wenn die Kühlung zu wehen beginnt, die Landstraßen, die Fußwege heran, von den Dörfern herüber, unter den Bäumen, hinter den Hecken hervor, aus Feldern und Gärten Alt und Jung, Mann und Weib, Arm und Reich herbeieilen, die Menschenmenge treibt sich, drängt sich, und die geduldige Schafheerde wird in den städtischen Pferch — nein, Stall getrommelt. Mit dem letzten Wirbel schließt sich das dröhnende Eisenthor. Der Schreiber mit gebogenem Rücken, der Handwerker, der erst vor einer Stunde seine Werkstätte verließ, die mondscheindurstigen Verliebten, sie müssen ohne Erbarmen herein. Da kömmt ein freudenarmer Taglöhner von seinem Sonntagsbier zurück; er lauft, er keucht, er ist noch wenige Schritte vom Thore entfernt, er könnte es mit Händen greifen — aber die Trommel hat ausgewirbelt, und will er nicht im Freien die Morgenröthe erwarten, muß er vier Kreuzer bezahlen. Freilich hat diese Abgabe eine heilige Bestimmung, sie ist der Armuth gewidmet, und so beträchtlich, daß sie im vorigen Jahre fünfzehn Tausend Gulden eingetragen hat. Aber ließe sie sich nicht durch eine andere Steuer ersetzen? Man kann nicht einwenden, der Vermögendere könne leicht diese kleine Abgabe entrichten, dann bleibt sie um so verwerflicher, wenn sie den Armen allein beläftigt. Doch auch dem Vermögenden ist die Freiheit hierin nicht minder beschränkt; erstens: weil auch die Reicheren aus einem erklärlichen und verzeihlichen Murrsinne sich nicht die Luft wollen besteuern lassen, und zweitens: weil man ungern einsam im Freien

wandelt, und die Meiſten, Einer dem Andern folgend, in die Stadt zurückkehren. Es iſt mehr zu wünſchen als zu hoffen, daß der gemachte Vorſchlag zur Ausführung komme.

V.

Frankfurt am Main, den 6. Februar 1821.

Entweder iſt es erlogen, daß die Bühne jedes Ortes dieſes Ortes Leben konterfeie, oder Mnemoſynens Töchter ſind boshafte Malerinnen, deren Pinſel froher verzehrt als ſchmeichelt. Auch die mäßigſte Eigenliebe würde uns zwingen, das Eine oder das Andere zu glauben. Wenn es nicht ſo, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß die Gemeinde einer Stadt ihrer Bühne gleiche (wie dieſe geleitet oder geduldet wird) dann ſtünde es ſchlimm mit uns. Ein Ueberblick der erlittenen Darſtellungen im verfloſſenen Jahre müßte zu dem Urtheile führen, daß uns Geiſt wie Herz, und aller Sinn mangle für das Schöne und Erhabene. Man dürfte folgern, daß wir kein feines Ohr hätten für das zarte Saitenſpiel der Luſt, ſondern nur ein barſches für jede krachende Fröhlichkeit; daß wir kein geſundes Auge hätten für die erhabene Pracht der aufgehenden oder untergehenden Sonne, ſondern nur ein Blinzen für den Flitterglanz der Kunſtfeuerwerke; und daß wir keine Mitempfindung hätten für einen großen Schmerz, ſondern nur kindiſche Thränen für den Beinbruch einer Puppe. Aber ſolche Folgerungen ſind falſch, und wir ſchieben jeden Vorwurf auf die Schuldigen zurück. Die Bühne ſuchte und fand unſern Beifall nie. Im verfloſſenen Jahre wurden 324 größere und kleinere Stücke aufgeführt. Darunter waren Trauerſpiele 44 (meiſtentheils nur traurige Spiele). Schauſpiele (Fiſch- und Mehlſpeiſen) 50, Luſtſpiele 107 und Opern 123. Alſo oben ſpitz und unten breit — eine egyptiſche Pyramide, worin die Herrſchergebeine unſeres Geſchmackes begraben liegen. Wie ſich aus Folgendem ergibt, zeigt der Nilmeſſer unſerer dramatiſchen Kunſt auf großes Waſſer und befruchtenden Schlamm. Unter den Schauſpielen in der allge-

Digitized by Google

meinen Bedeutung (recitirende Schauspiele, wie man hinter den Coulissen sagt) waren, um nur der Demagogen des dramatischen Volks zu erwähnen: von Iffland 5, von Ziegler 11, von Frau von Weissenthurn 15, und von Kotzebue 59. Dagegen erscheinen: Schiller mit 8, Voltaire mit 2, Moreto, Shakespeare, Lessing, Müllner und Grillparzer jeder mit 1. Aus der Ueberschwemmung, welche im vorigen Jahre die ausgetretene Hippokrene verursacht hat, ragen nicht mehr als 8 Schauspiele höherer Art wie Bäume hervor. Nämlich: die Braut von Messina, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Donna Diana, Emilie Galloti, Hamlet (zwar nur Schröders vierschrötiger), Zayre, Graf Essex, Sappho und die Schuld. Am häufigsten wurden wiederholt, und zwar von Opern: Titus und Tancred, jede 7mal, und Josef, der Kalif von Bagdad und das lebendige Weinfaß, jede 6mal. Von Schauspielen: Die eifersüchtige Ehefrau und Verlegenheit und List, Lustspiele von Kotzebue, 7mal, und Houwald's Bild und Reinbeck's Quartierzettel 6mal. Vergleicht man diese Uebersicht mit dem neuesten Schauspiel-Verzeichnisse der uns nahen Darmstädter Bühne (in Lambert's Taschenbuch für Schauspieler auf das Jahr 1821 mitgetheilt), so muß man den Kopf schütteln und sich verwundern. Dort werden wöchentlich nur zweimal recitirende Schauspiele gegeben, und Hof und Stadt wenden, wie bekannt, ihre Neigung und Sorgfalt mehr der Oper zu. Und dennoch bringen sie, außer den wenigen guten Stücken, die wir mit ihnen gemein haben: Mahomet, Merope, Götz von Berlichingen, Torquato Tasso, Phädra, die Wallenstein, das Leben ein Traum, Minna von Barnhelm und Julius Cäsar zur Aufführung. Dabei merkte der Berichterstatter aus Darmstadt an: daß in jenem Verzeichnisse nur die größeren Stücke aufgezählt worden wären, „denn die meisten kleinen Stücke gehören ohnedies nur zum Verderben der deutschen Schaubühne und werden hier nur im äußersten Nothfall gegeben.“ Weil die kleinen Stücke nur zum Verderben der deutschen Schaubühne gehören, läßt sich schon denken, daß wir hier ganz damit überstreut werden. Die Stücke von nur 2 Acten nicht zu rechnen, die doch eigentlich auch zu den kleinen Stücken gehören, sind im verflossenen

Jahre 48 Stücke von einem Acte, theils Singſpiele, theils Schauſpiele gegeben worden. Dieſe kleinen abgetröpfelten Gaben beweiſen, daß man uns entweder für Kinder hält, welchen man ihren Milchbrei, oder für Kranke, welchen man ihre Tropfen in Zuckerlöffelchen reicht. Woher die Kränklichkeit unſerer Bühne komme, iſt ſchwer zu ergründen. Sie kann nicht daher rühren, daß wir zu viel handeln und die commerzielle Contemplation unſern Blick von gemeinen irdiſchen Dingen abwendet; denn in Leipzig handeln ſie noch mehr, ſie haben drei Meſſen, und wir nur 2, und dennoch läßt die dortige Bühne Romeo und Julie, Macbeth, König Lear von Shakeſpeare u. dergl. m. ſpielen. Das Mainwaſſer kann nicht Schuld am Uebel ſein, denn auch die Bühne zu Mainz, wo der Main als an ſeinem Ausfluſſe am breiteſten iſt, läßt Stücke jener Art aufführen, wie ſie ſich für Männer und für Geiſtesmündige ziemen. Auch ſind wir nicht etwa zu gute Proſaiker, um das Papiergeld würdiger poetiſcher Freuden zu achten; denn wir verſificiren unſer tägliches Leben täglich mehr und mehr, ſo daß es faſt dithyrambiſch geworden iſt. Noch vor zwei Jahren wußten wir eine Wohnung, die wir zu Miethe anboten, nicht beſſer zu empfehlen, als daß wir ſagten: ſie habe die beſte Meßlage, jetzt aber rühmen wir von ihr, ſie habe eine romantiſche Ausſicht. Es bleibt nichts Anderes übrig, als daß ſich unſer Theater magnetiſiren laſſe, um im ſomnambülen Zuſtande den Sitz ſeines Uebels und das Kraut zu verrathen, das gegen den Tod gewachſen iſt.

Das war der Geiſt des verſtorbenen Jahres! Jetzt entſchwindet er meinen Blicken, denn er witterte Morgenluft und hörte den Hahn ſchreien. Dieſer Hahn iſt der geſpornte Prolog, der jedesmal am erſten Januar auf der Bühne erſcheint und das ſchönſte theatraliſche Wetter verſpricht. Er rief dieſesmal unter Andern:

Wenn wir hinfort auf lichtumglänzter Bahn
Dem Ideale der Vollkommenheit uns nah'n,
Wenn hier bei deutſchem Witz, bei deutſchen Melodien
Aus deutſcher Bruſt des Tages Sorgen fliehen,
Wenn aller Mißmuth, aller Tadel ſchweigt,
Dann erſt iſt unſrer Wünſche Ziel erreicht!

Unter lichtumglänzter Bahn ist hier nicht das gemeine irdische Licht zu verstehen, das von zahlreichen Oellampen ausströmt; denn in diesem Sinne ist unser Schauspielhaus höchstens lichtumglänzt, in der Mitte aber dunkel. Der Hahn deutet auf jenes himmlische Licht hin, das die Nerven-Heiligen in der magnetischen Extase sehen. Deutsche Melodien sind uns immer willkommen, aber deutscher Witz muß sich selten machen, um gefällig zu bleiben. Die deutsche Brust haben wir aus dem Befreiungskriege übrig behalten, denn wir Frankfurter tragen noch immer die Landsturmsuniform. Aber der Gespornte war hier zur Unzeit volksthümlich, das Herz und die Kunst haben kein Vaterland. Die Kikiriki (oder wie man sonst den Hahnenruf acustisch bezeichnen mag) am Schlusse sind zweideutig. Glaubt der Hahn seiner Wünsche Ziel erreicht, wenn aller Tadel schweigt, oder wenn der Tadel nichts mehr zu verschweigen findet? Wir sehen in diesem Theaterjahre nur schlechter Witterung entgegen, und mögen uns zeitig mit Regenschirmen versorgen. Zu den bisherigen Mängeln unseres Schauspiels haben sich noch neue gesellt. Unsere erste Kokette haben wir verloren, und unsern einzigen komischen Sänger werden wir verlieren, so daß wir nur Koketten des zweiten und dritten Ranges, und Sänger übrig behalten, die komisch singen. Der Oper steht jedoch eine andere Verbesserung bevor. Herr Kapellmeister Guhr, bisher in Kassel, wird sie künftig leiten. Unser jetziger Musikdirector ist zwar ein vortrefflicher Geiger und sehr einsichtsvoller Mann; aber es fehlt ihm an jener Thatkraft, die nicht blos für sich selbst genug ist, sondern auch noch einen Ueberschuß hat, um für die Trägheit Anderer einzustehen. Herr Guhr soll ein feuriger Mann sein. Sein Feuer können wir brauchen, um uns daran von dem kalten Bade zu trocknen, in das die reizende Nymphe der Donau uns mitten im rauhen Januar schon zweimal gelockt hat. Nur die guten Opern werden bei uns geschont, die schlechten werden wie Mähren todtgeritten. An neuen Stücken gab man im vorigen Monate: Die Reise zur Hochzeit, Lustspiel nach dem Französischen von Lambert — zwar etwas germanisirter Anstand, aber doch lustig und gut. Zweitens: Der Tausch, komisches Singspiel nach dem Französischen von Castelli, Musik von

Herold. Die Musik dieses sonst gerühmten Tondichters hat keine Aufmerksamkeit erregt, die Handlung aber Tadel gefunden. Zwei Ehemänner, die beide mit ihren Weibern unzufrieden, diese und mit deren Einwilligung gegen einander austauschen — mit Anmuth behandelt, mag dieser Stoff zu einem Lustspiele nicht verwerflich sein. Aber zu jenen Handelsmännern Bauern zu nehmen, wie es hier geschah, ist wenigstens lächerlich. Auf dem Lande findet sich die Sittenverderbniß nicht so fein gedrechselt, und das Laster läßt sich nicht idyllisiren. — Am 15. Januar gaben Herr Pillwitz, ein vortrefflicher Baß-Sänger und Herr Reinhart, ein eben so vorzüglicher Clarinett-Spieler, beide Mitglieder unserer Bühne, gemeinschaftlich ein Concert bei fast leerem Hause. Zwar hatten die Concertgeber nicht, etwa aus unziemlichem Künstler-Stolz, das Zeitliche versäumt, sondern im Gegentheile eine Ouvertüre von Meyer-Beer aufspielen lassen, um die Judenschaft zu locken. Aber die Judenschaft kam nicht. Es ist auch unter diesen Leuten keine Volksthümlichkeit mehr, und die christliche Ouvertüre des Figaro gefällt ihnen besser als die jüdische der Emma von Rosbourgh. Wie traurig, daß alle Vorurtheile aufhören, und man Tadel oder Lob verdienen muß, um sie zu erlangen!

Zwei Schriften, kürzlich von hiesigen Gelehrten herausgegeben, verdienen großes Lob. Die eine, ohne Namen des Verfassers erschienen, ist religiösen Inhalts, und heißt: Lebensansichten, ein Buch für Jünglinge (Frankfurt, in der Andräischen Buchhandlung). Lebensansichten sind zwar nicht darin, denn über das Sein in der Ewigkeit kann keine Erfahrung belehren. Gott, und was sonst zu den unvergänglichen Dingen gehört, wird mit Geist und tiefem Ernste besprochen. Nicht für Jünglinge ist das Buch, aber für Männer mit Jünglingsherzen, die noch nicht verdorrt sind von der Gluth ihrer Tage und über die Lorbeerkränze irdischen Gelingens nicht die Palme verschmähen, die der innere Seelenfriede reicht. Die andere Schrift enthält: Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen, von Dr. Johann Carl Passavant (Frankfurt, bei Brönner). Ein lehrreiches, man darf sagen, ein unentbehrliches Buch für Alle, welche die Forschung der Menschennatur anzieht; und wen sollte

ſie nicht anziehen, da ja der Menſch, wie er auch ſeine Wiſſenſchaften nenne, doch nur ſich ſelbſt weiß! Man mag den Magnetismus begreifen, oder nur an ihn glauben, oder man mag weder das Eine noch das Andere, ſo iſt es nöthig, ſich über eine anerkannte Wahrheit, und noch nöthiger, ſich über einen herrſchenden Wahn zu unterrichten; denn dieſer wirkt ſchneller und allgemeiner als jene. Der Verfaſſer hat mit dem redlichſten Willen, und ſo beſonnen und klar, als man nur bleiben kann, wenn man in den tollen Kreis der nächtlichen Erſcheinungen der Seele eintritt, alle Erfahrungen und Meinungen der alten und neuen Zeit über den Magnetismus zuſammengeſtellt, und ſeine eigenen Anſichten ſind manchmal — um mich gelinde auszudrücken — gelinder als die der Andern. Zwar vergaß auch er nicht ſelten, daß nur die Verwunderung die Wunder mache, und ließ ſich verlocken an dem herkuliſchen Scheidewege, wo Gemüth und Geiſt, Kopf und Herz auseinander gehen. Aber nicht ohne Kampf unterliegt er; ſein Verſtand capitulirt auf eine würdige Weiſe und zieht mit Gepäcke und Kriegsehren ab. Eines aber hat er ſo wenig bedacht, als die ihm Gleichgeſinnten — es heißt Gott läſtern, zu zeigen, wo er anfängt, und es heißt den Menſchen läſtern, ihm Gott erſt im Wahnſinn erſcheinen zu laſſen. Wahnſinn iſt Krankheit, er mag als Begeiſterung des Sehers, oder als Bluthitze des Betrunkenen erſcheinen. Alles iſt Geiſt und alles iſt Körper, und wer dieſes nicht weiß, ſieht eine Welt ohne Geſtalt, oder eine Welt ohne Seele. So ſind die Magnetiſten! — Zu den neuen uns angehörigen Schriften können auch die „Allgemeine politiſche Annalen", herausgegeben von Friedrich Murhard, gerechnet werden, denn ob ſie zwar in der Cotta'ſchen Buchhandlung zu Stuttgart erſcheinen, ſo werden ſie doch von hier aus geleitet. Allgemeiner Beifall kann ihnen nicht entgehen, da der Herausgeber die Gabe beſitzt, alles zu ſagen, ohne ſich zu verplaudern. — —

Frankfurt hat einen ſeiner beſten Bürger, Wahrheit und Recht einen glühenden Vertheidiger, und die Wiſſenſchaft einen Freund verloren, der ihr zwar ſtille aber reiche Opfer brachte. Senator Schmid, der am 31. Januar ſtarb, war zu Schorndorf im Königreiche Würtemberg geboren, eine kurze Zeit Profeſſor in Tübingen

und darauf bis an ſeinen Tod Syndicus der Stadt Frankfurt. In den vergangenen ſtürmiſchen Jahren des Krieges, der Angſt und der Noth, hatte er für die Erhaltung und den Vortheil ſeiner Mitbürger ruhig, feſt, beſonnen — in unſern Tagen des nüchternen Friedens und ſtehender Geſinnungen ohne Abfluß, aufregend, treibend und erfriſchend gewirkt. Schon zu den reifſten Jahren des männlichen Alters gelangt, war ihm ein jugendliches Herz für Alles, was ſchön, wahr und gerecht iſt, ungeſchwächt geblieben. Wer auch nicht den Muth hatte, ſo zu reden, und nicht die Tugend, ſo zu handeln wie er, huldigte doch den Grundſätzen des Verſtorbenen, und eine große Zahl Trauernder ſchloß ſich ſeinem Leichenzuge an. Würtemberg, das Vaterland des Heimgegangenen, hat viele ſolcher Männer zu verlieren; wir — haben jetzt einen weniger.

Menzel der Franzoſenfreſſer.

J'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille, et l'univers que ma patrie. Fénelon.

Qui ne se subordonne pas à sa patrie, sa patrie au genre humain, et le genre humain à Dieu, n'a pas plus connu les lois de la politique, que celui qui, se faisant une physique pour lui seul, et séparant ses relations personnelles d'avec les éléments, la terre et le soleil, n'aurait connu les lois de la nature.

Bernardin de Saint-Pierre.

Freunde und Gleichgeſinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich ſo wenig ſchreibe, für das taubſtumme Vaterland ſo ſelten das Wort ergreife. Ach! ſie glauben, ich ſchriebe wie die Andern, mit Dinte und Worten; aber ich ſchreibe nicht wie die Andern, ich ſchreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth, mir ſelbſt Qual anzuthun und nicht die Kraft, es lange zu ertragen.

Und doch wäre wohlgethan, ihnen wieder einmal um die Ohren zu ſummen. Wie feſt ſie ſchlafen und wie ſie lächeln! So ſchlief Hercules nach ſeiner letzten großen That, ſo lächelt im Reiche der Träume, wer dort König iſt.

Aber was hilft es? Die Sinne kann man wecken, doch wo der Muth ſchläft, da iſt es ein Todesſchlaf. Den Geiſt kann man wecken, daß er denke, aber nicht das ſtille Herz, daß es ſchlage; wo es zu ſchlagen aufgehört, da hat es zu leben aufgehört.

Jene Freunde ſagten mir: Es thäte ihnen Allen ſo leid, daß ich dem Lügenweber Menzel nicht in ſein Zeug gefahren, und daß ich dieſen Franzoſenfreſſer ungeſtört hätte verdauen laſſen. Ich er=

wiederte ihnen: Menzel ist gerichtet; noch ist er frei, er ist in Contumaz, aber sein Schicksal erwischt ihn endlich. Soll ich sein Häscher sein, die Leiter seines Glücks? Zu so edler Rache ist man nich alle Tage gestimmt.

Und was könnte ich ihm auch anthun! Wie kann man mit Menschen siegreich rechten, die nie aus ihren Monologen heraustreten, die auf unsere Fragen keine Antwort geben, in die Luft antworten auf Fragen, die sie nicht gehört, und auf ihre eigenen Fragen keine Antwort annehmen? Wie sollte ich Menzel einholen, der, während ich hart auftretend mit langsamen Schritten auf dem Eise der deutschen Angelegenheiten umhergehe, selbst mit Schlittschuhen darüber hinfährt, angstvoll zitternd, er möchte fallen und einbrechen, und wenn er nach Hause gekommen, mit erstarrten rothen Fingern seine schwankende Feder führt? Hat denn je Menzel die Rechtlichkeit gehabt, das aus meinen Schriften anzuführen, was er, sei es aus Ueberzeugung, sei es aus Dienstpflicht, widerlegen und verdammen wollte? Er durfte mich nicht reden lassen, ich weiß es; aber warum sprach er dann von mir? Die Tyrannei hat Mittel, das Schweigen zu erzwingen, aber das Reden nicht. Auch ein edler Mann kann ein Sklave der Verhältnisse werden; wer aber ein Knecht der Verhältnisse wird, das ist kein edler Mann. Menzel ist ein Kothfasse der Allgemeinen Zeitung, ein Procurator der deutschen Bundesregierung. Er hat sich ihr geschenkt, nicht verkauft — es sei. Aber ist Geldbestechung die einzige, die entehrt? Ist das ein braver Mann, der seine Gesinnung gegen ein Oesterreichisch Lächeln, eine Preußische Schmeichelei, ein Baierisches Achselklopfen und ein Jesuitisches Lob vertauscht? Der Tyrannei zu schmeicheln, um seiner Behaglichkeit, seiner schnöden Ruhe wegen, um das ungestört zu genießen, was man hat — ist das minder schlecht, als ihr zu schmeicheln, um zu erlangen, was man nicht hat und haben möchte?

Doch warum wieder die Großen in den Streit der Kleinen mischen? Weil die Großen so klein sind.

Einer meiner Beurtheiler, ich glaube Gutzkow, hat mir vorgeworfen, daß ich alles zur Sache der Könige machte; aber wenn, wie in unserm Vaterlande, die Staatsgewalt überall ein-

ſchreitet, alles betaſtet, alles wägt, alles ſchätzt, alles ordnet, iſt dann nicht alles Sache des Fürſten? Die Freiheit iſt überall oder nirgends, ſie braucht kein Aſyl oder findet keines. Vergebens ſucht Ihr in Deutſchland ein Lebensverhältniß, eine Wiſſenſchaft, eine Kunſt, ein Gewerbe, in welchem Ihr zugleich Ruhe und der Ruhe Zuverſicht genießet. Ihr müßt immer nicht bloß vor jeder neuen Täuſchung, ſondern auch vor jeder neuen Einſicht der Tyrannei zittern. Gibt es noch enge Kreiſe des Lebens, in welchen Ihr unumſchränkte Herren geblieben, ſo iſt es blos, weil Eure Gebieter den Berührungspunkt jener Kreiſe mit ihren eignen noch nicht wahrgenommen. Laßt nur einmal den Zufall es an den Tag bringen, daß ſich unter den ſpaniſchen Jakobinern ein Mathematiker befinde, und ſogleich wird Euch der Bundestag die Logarithmen unterſagen. Wer hätte vor einigen Wochen noch daran gedacht, daß deutſchen Bürgern verboten werden könnte, ihre Kinder Ferdinand, Wilhelm oder Franz zu nennen? Jetzt iſt es in Preußen geſchehen. Gab es nicht eine Zeit, wo auch Sonne, Mond und Sterne cenſirt wurden? Kann nicht wieder einmal ein alter, geiſtesſchwacher und frömmelnder Fürſt kommen, der im Namen der heiligen Schrift der Erde zu ſtehen befiehlt und Diejenigen als Verbrecher in den Kerker wirft, die ſie gehen heißen? In Preußen wurde die Wiſſenſchaft, ſo lange ſie gefroren war, geprieſen und begünſtigt: kaum fing ſie aufzuthauen und zu fließen an, verfolgte man ſie mit Haß und Spott. Man entdeckte, daß ein guter Styl, was er auch behandle, revolutionär ſei, und man ſetzte den Styl unter Polizeiaufſicht. Wie lange wird es dauern, bis man findet, daß jede Philoſophie aufrühreriſch iſt und die Hegelſche am meiſten, denn ſie ſpricht das Recht des Beſtehenden, das heißt der Stärke heilig, und dann wird man Förſter und Gans, und alle andern Apoſtel unſeres Herrn Jeſu Hegels in Köpenik einſperren. Gutzkow und ſeine Freunde waren klüger als ich; ſie haben weislich die Sache der Könige von ihren eignen geſondert; ſie haben nicht von Politik geſprochen, ſondern nur von Philoſophie, Religion, Moral und andern unfürſtlichen Dingen. Aber was haben ſie dabei gewonnen? Was hat es ſie genützt in den Lebensjahren, wo Schwärmerei ſo ſchön, der Irrthum ſo liebenswürdig iſt, ſchon ſo altklug geweſen zu ſein?

Hat man nicht ſehr bald die blonden Locken unter ihrer grauen Perrücke, den friſchen Blick hinter ihrer Brille entdeckt? Hat es Gutzkow nicht auch erfahren, daß alles Sache der Könige iſt? Man hat ihn ins Gefängniß geworfen, ſeine Freunde im Lande umhergejagt, und Allen nicht bloß dieſen und jenen Gedanken, ſondern das Denken verboten. Hat Gutzkow geahnt, daß auch das Denken Sache der Könige ſei?

Menzel, weil er meinen guten Willen weder zu bezweifeln, noch in Zweifel zu ſetzen vermag, ſucht meine Geſinnungen aus meiner Leber zu erklären, läßt drucken, ich hätte den Spleen und ſehe den herrlich deutſchen Roſengarten mit ſchmutzig-gelben Augen an. Für eine andere Art Leſer, welche eine ſo ſtandhafte Logik des Unterleibes für unmöglich halten, hat Menzel eine andere Art, das Räthſel meiner Leidenſchaft zu löſen. Er macht einen jüdiſchen Hannibal aus mir, der ſchon als Knabe den Eid geſchworen, einſt an den Feinden Jeruſalems blutige Rache zu nehmen. Glaube doch ja Keiner den Lügen und Verläumdungen der Stuttgarter Literatur-Polizei. Ich bin keiner von denen, die das Herz im Bauche tragen und deren Philoſophie von der Verdauung abhängt. Ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei und ich geſunde. Ich bin kein dunkler Heraklit, der heitere Anakreon iſt mir viel näher verwandt. Wie oft habe ich nicht hier in Paris zuſammen mit meinem alten Freunde Heine bei Punſch und Wein das hohe Lied Salomonis durchgejubelt! Iſt das ein grämlicher Menſch, der bei Very im Palais-Royal den lüderlichen Schir Haſchirim ſingt? Solcher wäre eher ein liebenswürdiger Taugenichts zu nennen. Was iſt denn ſo wunderlich an mir, das einer kunſtreichen Enträthſelung bedarf? Ich bin ſtandhaft geblieben, während Andere umgewandelt. Mich haben die Zeiten gegerbt, ich bin rauh, aber feſt, während Andere, früher gleichgeſinnt mit mir, der Eſſig des deutſchen Liberalismus, in dem ſie eine Weile gelegen, ſo mürbe gebeizt hat, daß ſie an dem gelinden Feuer gnädiger Augen in wenigen Minuten gar geworden. Nach einem guten Frühſtücke ſich auf das Sopha hinſtrecken, einige auserleſene moraliſche Capitel in Paul de Kock's Romanen leſen, dann einſchlafen und träumen; Mittags mit fröhlichen Geſellen ſchmauſen; Abends mit ange-

nehmen Frauenzimmern plaudern und mit Bankiers und Wechselagenten gegen die Republikaner losziehen, die uns unser Geld wegnehmen und uns den Hals abschneiden wollen — das wäre auch meine Lust, hörte ich nicht auf die Stimme des bessern Genius in mir. Es komme ein wackerer Mann, der mich ablöse und für unser elendes Vaterland das Wort führe, ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde wie ein Jagdhund, und möchte Florentinische Nächte schreiben.

Herr Menzel ist ein grimmiger Franzosenfeind; aber das vierzehn-karatige Deutsch mit zehn Karaten französischer Legirung, welches der bekannte verstorbene Schriftsteller schreibt, findet er ungemein liebenswürdig. Was doch ein Zusatz von Gold nicht thut; selbst das schlechte Franzosenthum kann es veredlen! Meinem groben Fanatismus und demokratischen Cynismus stellt Herr Menzel die aristokratische Grazie des Fürsten Pückler gegenüber, den er den thümmelhaftesten Schriftsteller und geistreichsten Spötter unserer Zeit nennt. An den Thorheiten, Leiden oder kranken Einbildungen des deutschen Volks seinen Witz zu schärfen, ist freilich sehr edelmännisch; mir aber ist mein Vaterland zu werth, um es als Schleifstein zu gebrauchen, und ich will lieber ohne Grazie, als ohne Herz befunden werden.

Ich will dem Herrn Fürsten Pückler seine Grazie gar nicht streitig machen, ich erkenne sie mit dem größten Vergnügen an; es ist mir nur daran gelegen zu zeigen, wie lächerlich es ist, daß der Plebejer Menzel die Grazie zur gnädigen Frau macht, der er demüthig den Rock küßt, als könne eine bürgerliche Seele nicht auch Grazie haben. Um nicht von Heine zu sprechen, der in jeder Zeile seiner Reisebilder mehr Grazie hat, als der Fürst Pückler in seinen sämmtlichen Werken; um nur von mir zu reden, findet sich in meiner Person und meinen Schriften nicht eben so viel Grazie, als in denen des Fürsten Pückler, wenn man so billig ist, wie diesem so auch mir den Reiseapparat als Grazie anzurechnen? Ich sollte es meinen, wenn ich mich mit den Auszügen zusammenstellte, die Menzel von den Reisebeschreibungen des Verstorbenen mittheilt, den er so liebreizend und küßlich findet. Semilasso's Reisewagen ist schwarz lackirt und mit himmelblauer Seide ausgeschlagen; der

meinige ist grün lackirt und ausgeschlagen wie ein österreichischer Soldat. Aber grüner Lack und weißes Tuch sind eben so graziös und dabei viel dauerhafter und achtungswürdiger, als schwarzer Lack und blauer Taffet. Semilasso reist mit einer grünen Perrüche; ich freilich führe nur ein fuchsrothes Eichhörnchen mit mir; wenn ich aber in meiner künftigen Reisebeschreibung das Eichhörnchen nicht Eichhörnchen, sondern Ecureuil nenne, wird es nicht an Grazie mit der grünen Perrüche wetteifern können? Auf Semilasso's Bock sitzt ein blondgelockter junger Jäger; mein Conrad ist nun zwar weder blond noch jung; indessen brauchte ich ihn nur mit einem Federhute zu versehen und der Jäger wäre fertig, und mit ihm der Edelmann, und mit diesem die Grazie. Semilasso erzählt in seiner Autophysiologie, daß er reichlich bei der Hälfte seines Lebens angelangt; das bin ich auch. Daß seine wohlgeformte Gestalt mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit als Festigkeit verrathe; ganz wie bei mir. Daß bei ihm das Cerebralsystem besser als das Gangliensystem ausgebildet sei. Leider auch hierin mir ähnlich; leider, denn was hilft mir mein gebildetes Cerebralsystem? Das Gangliensystem, diese Canaille des menschlichen Körpers, hat sich alle Herrschaft angemaßt, und mein allerhöchster Kopf muß sich von den Cortes des Unterleibes gänglen lassen. O, mit Recht heißen sie Ganglien! Semilasso erzählt, daß ihm jeder Menschenkenner augenblicklich ansehe, daß er im vornehmen Stande geboren; auch ich habe dieses Schicksal. Jeder, der nur einmal Schulden gemacht und einen Wechsel unterschrieben, sieht es mir an, daß ich jenem vornehmsten Stande angehöre, dessen Adel älter ist als der aller christlichen Fürstenhäuser, sogar des Fürsten Pücklerischen Hauses. Semilasso's Züge sind fein und geistreich, die meinigen auch; wenigstens hat mich das einmal eine Schauspielerin in Lauchstädt versichert, als ich ihr eine goldene Kette geschenkt. In Semilasso's Natur herrscht das weibliche Element vor, in der meinigen auch, und zwar so stark, daß mir selbst der hysterische Nagel nicht fremd ist. Das sollte ich freilich in Gegenwart Menzels nicht eingestehen, denn jetzt kann er sagen: Seht Ihr's, wie recht ich habe? Er hat den hysterischen Nagel und kann darum nicht begreifen, wie vortrefflich Deutschland regiert wird!

Semilaſſo ſitzt auf dem Bocke graziös zurückgelegt; hierin muß ich freilich nachſtehen, denn ich habe in dieſem Punkte ſehr weislich die Grazie der Bequemlichkeit aufgeopfert. Ich liege in meinem Wagen in aller Länge ausgeſtreckt, denn es iſt ein Wiener Schlafwagen, demjenigen ähnlich, in dem einſt Göthe nach der Champagne gereiſt, und der ihm ſo werth war und vom dem er ſo viel erzählte, daß er ganz die franzöſiſche Revolution darüber vergaß. Der Glückliche!

Ich lege kein Gewicht darauf, daß ich gleich dem Fürſten Pückler auf der Reiſe eine rothe Mütze trage; denn man könnte mir einwenden, daß ſie kein loyaler tuneſiſcher Fez, ſondern eine Jakobinermütze ſei. Ich gehe auf eine wichtigere Vergleichung über.

Menzel lobt beſonders an dem Verſtorbenen, daß ihm die Conforts ſo unentbehrlich wären, und daß er nie verfehle ihrer zu gedenken, wo er ſie vermiſſe, und Winke zu geben, wie man ſie ſich verſchaffen könne. Zur Unterſtützung dieſes Lobes theilt er ein Kaffee-Recept mit, das Semilaſſo bekannt zu machen die Gewogenheit hatte. Nun iſt es zwar ſehr löblich, wenn deutſche Edelleute für die materiellen Intereſſen des deutſchen Pöbels Sorge tragen und durch Verbreitung guter Kochbücher die Zungen der raiſonnirenden Canaille unſchädlich zu beſchäftigen ſuchen. Indeſſen iſt ein Kaffee-Recept ein Werk der Tugend, nicht der Grazie, und ein bürgerlicher Schriftſteller kann, ob zwar nicht hoffähig, dennoch receptfähig ſein. Sollte aber ein Kaffee-Recept wirklich ein Werk der Grazie ſein, ſo könnte ich mich auch hierin dem Fürſten Pückler nicht blos gleich, ſondern triumphirend gegenüberſtellen. Das Kaffee-Recept, welches der Fürſt Pückler mittheilt, iſt alt und bekannt, und es iſt zum Erſtaunen, daß der gelehrte Menzel nichts davon wußte. In hundert orientaliſchen Reiſebeſchreibungen iſt es zu leſen, und ich habe es zuletzt noch in Trelawneys adventures of a younger son gefunden. Ich aber kann ein Recept mittheilen, das ich nicht abgeſchrieben, ſondern ſelbſt erfunden habe, ein Chokolade-Recept. Ich würde meinen ſchönen Leſerinnen das Chokolade-Recept gern mittheilen, damit es dieſer gelehrten und plebejiſchen Schrift nicht an ariſtokratiſcher Grazie fehle. Doch nach reiflicher Ueberlegung fand ich beſſer, es für meine künftige Reiſebeſchreibung aufzuſparen, deren

Zierde es werden ſoll. Ich will nur erzählen, wie ich zu der wichtigen Entdeckung gekommen, da die Kochkunſt ſonſt mein Fach nicht iſt.

Vor drei Jahren geſchah es zum erſtenmal, daß es mir ſehr leid that, mit der diplomatiſchen Welt in ſo ſchlechtem Vernehmen zu ſtehen. Es war an dem Tage, da ich in den Memoiren der Herzogin von Abrantes las, daß bei einem Frühſtücke, welches der öſterreichiſche Geſandte gab, man eine Chokolade ſervirt habe, die ſo ſchaumig und zart geweſen, daß man eine Viertelſtunde vor dem Mittageſſen achtzehn Taſſen davon habe trinken können, ohne ſich im mindeſten den Appetit zu verkleinern. Ich ſchmachtete ſehr nach der Schaumchokolade; da es mir aber leichter ſchien, hinter das Geheimniß ihrer Verfertigung zu kommen, als die Freundſchaft der nordiſchen Mächte zu erlangen, ſo nahm ich mir vor, über erſteres nachzudenken. Nach wenigen Tagen wußte ich die herrlichſte Schaumchokolade zu bereiten. Das genügte mir aber nicht, ich ſtrebte höher. Ich erfand ein Chokoladengas, welches die Grazie ſelbſt iſt, und wovon man hundert Taſſen trinken kann, ohne im mindeſten davon beläſtigt zu werden.

Herr Menzel hat ſich gehütet, aus den Schriften des Herrn Fürſten Pückler allzuviel Geiſt zu ziehen; denn er fürchtete mit Recht, die ungewohnten Leſer des Literatur-Blattes möchten davon berauſcht werden. Doch da jetzt neun Monate verfloſſen ſind, ſeit Herr Menzel ſeinen Leſern zu trinken gegeben, darf ich wagen, ihnen von dem Geiſte des Herrn Fürſten von neuem einzuſchenken.

„In meiner üblen Laune blieb ich faſt den ganzen Tag im Bette liegen und las Zeitungen nebſt den Paroles d'un Croyant vom Abbé Lamenais. Ueber dieſes Buch ärgerte ich mich noch mehr. Nie iſt wohl ein heterogeneres Ragout von Philoſophie und Myſticismus, von revolutionärem und monarchiſchem Unſinn, von St. Simonismus und Obſcurantismus — alles in eine Sauce prophetiſcher Inſolenz getunkt, und mit einigen Brocken unſeres Herrn Chriſtus aſſaiſonnirt zuſammengekocht worden. Daß ein ſo albernes Machwerk ſechs Editionen hat erleben können, iſt ein wahrhaft trauriges Ereigniß. Arme Zeit! die an einem ſolchen Strohhalm ſich vom Ertrinken zu retten hofft.“

Wir bedauern ungemein, daß es dem deutſchen Apoſtel der Conforts nicht gefallen hat, uns bürgerlichen Leſern das Recept zur Inſolenz-Sauce mitzutheilen. Er hätte dadurch zu unſerer Civiliſation viel mehr beigetragen, als einſt der heilige Bonifacius, der auch aus England kam, aber uns nichts mitgebracht als das Chriſtenthum.

— Als der Herr Fürſt in einem Schlachthauſe einen Ochſen ſchlachten und gleich darauf einen zweiten herbeiführen ſah zur nämlichen Beſtimmung, rief er aus: le boeuf est mort, vive le boeuf! Es iſt freilich unendlich viel Geiſt und Grazie in dieſen Worten, doch habe ich den ſchönen Gedanken ſchon vor vier Jahren gehabt, mich aber gefürchtet ihn drucken zu laſſen. Da die Abendzeitung, ob ich zwar nie in jener Art geſchrieben, von mir geſagt hat, ich ſtände auf dem Punkte, wo der Menſch in den Tiger übergeht, ſo hätte ſie, wenn ich ausgerufen: der Ochs iſt todt, es lebe der Ochs! mich gewiß zum Könige der Crocodille erklärt.

— Wozu man Fürſt iſt, wenn man die Furchtſamkeit eines deutſchen Unterthanen hat, das begreife ich nicht. Der Herr Fürſt von Pückler-Muskau wagte nicht einmal die Liebenswürdigkeit des Dichters Beranger, mit dem er ſich bei Tiſche fand, zu loben, ohne hinzuzuſetzen, daß er deſſen Meinungen nicht theile; es hätte Niemand daran gezweifelt — ſo wenig als deſſen Liebenswürdigkeit.

— Der Herr Fürſt hat ein ſeltenes Glück auf ſeinen Reiſen. Alle liebenswürdige Perſonen, mit denen er zuſammentrifft, ſind entweder Fürſten oder Günſtlinge derſelben, oder Prinzeſſinnen, oder Hofdamen, oder reich an Einfluß oder an Gelde. Letzteres ſogar ohne mittelalterliche Vorurtheile; es heiße Einer Ferdinand oder Salomon, ſobald er liebenswürdig iſt, iſt er auch reich. Nur dann verläßt den Herrn Fürſten ſein gewohntes Glück, wenn er mit Liberalen und Schuſtergeſellen zuſammentrifft. Die ſind immer arme Teufel und ſehr unliebenswürdig. Der Herr Fürſt weiß aber in ſolchen Fällen ſein böſes Geſchick mit edler Seelengröße zu ertragen und es mit dem Geiſte und der Grazie zu ſchildern, die wir an ihm bewundern. So begegnete er eines Tages auf einer

Fußwanderung in Franken zweien Schuſtergeſellen; er redete ſie an und ſprach:

Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte.

Das bewilligten ihm die Schuſtergeſellen mit plebejiſcher Höflichkeit. Der eine Geſell war lang und der andere war kurz, und das Geſpräch, das ſie mit ihrem edlen Begleiter führten, hatte etwas vom Langen und etwas vom Kurzen, es war zugleich langweilig und kurzweilig, und es nahm folgenden Ausgang:

„Nun heute iſt's dafür deſto wärmer, lieben Freunde," ſagte der Lange, denn ein glühender Wind ging eben über ſie her wie heißes Waſſer.

„Der kömmt von Oeſtreich!" meinte der Jüngſte.

„Ja 's iſt ein verdammt ariſtokratſcher Wind", fiel der Andre ein.

„Was Teufel wollt Ihr damit ſagen?"

„Nun, weil er uns den letzten Schweißtropfen auspreßt."

„Ihr Narren, habt Ihr nie das Sprüchwort gehört: Schuſter bleib bei deinem Leiſten? Tolles Weſen heut zu Tage mit ſolcher leidigen Halbaufklärung! habt keinen Kreuzer in der Taſche und könnt doch 's Raiſonniren und Politiſiren nicht laſſen. Wundert Ihr Euch noch, daß man Euch in jedem Dorfe den Paß abfragt und auch auf den Geringſten von Euch ein wachſames Auge hat? Glaubt mir, der ſchlimmſte Wind für Euch iſt der liberale, denn er verdrehet Euch den ſchwachen Kopf."

Der Geſelle lachte höhniſch. „Es iſt noch nicht aller Tag Abend, lieber Herr, und wer es erlebt, wird ſehen, daß es anders in der Welt werden muß. So hundsſöttiſch, wie's jetzt iſt, kann's nicht lange mehr gehen."

Die leidige Halbaufklärung, das iſt eben ſo neu als rührend, und der liberale Wind iſt höchſt dichteriſch. Aber warum wundert ſich der Herr Fürſt, wie Einer, der keinen Kreuzer Geld in der Taſche hat, raiſonniren mag? Wer ſoll denn raiſonniren? Wer Geld hat, braucht keinen Verſtand. Auch wollten wir ihm nicht rathen, in dieſem Tone mit den deutſchen Handwerkern in Paris zu ſprechen; denn bei dieſen iſt die leidige Halbaufklärung in die noch leidigere Vollaufklärung übergegangen, und ſie wären

im Stande, wenn man ſie Narren nennte, es nicht beim Raiſonniren bewenden zu laſſen.

— Aus Böhmen theilt uns der Herr Fürſt eine Reihe böhmiſcher Bemerkungen mit, die köſtlich ſind; wären ſie nicht ungeſchliffen, könnte man ſie als Granatenkette gebrauchen.

„Böhmen kömmt mir dem Aeußern nach weniger civiliſirt als unſer Vaterland vor (ich meine das Königreich Preußen); Armuth, Schmutz, Bettelei ſind hier häufiger. Dagegen findet man, was man bei uns vermißt, eine gewiſſe treuherzige Höflichkeit aller Claſſen, und eine keineswegs ſklaviſche, aber ſich an ihrem Platz ſtellende déférence der niederen und mittleren Stände für die Vornehmeren. Das Gegentheil bleibt in Monarchien eine gefährliche und folglich unverſtändige Anomalie. Werdet Menſchen im edlern Sinne, werdet ächte Chriſten! Dann hören die Vornehmen, wie Krieg und Peſt von ſelbſt auf! So lang Ihr aber dazu weder den Muth noch den Willen habt, ſo lange fügt Euch den Vorurtheilen, und vorzugsweiſe denen, die Euch am wenigſten ſchaden, die am wenigſten unſinnig ſind. So würd' ich den Liberalen zurufen, wenn ich ein conſtitutioneller Miniſter wäre; als legitimer würde ich es gar nicht ſo weit kommen laſſen.“

Wie geſchickt es der Herr Fürſt an den Tag zu bringen weiß, daß er eben ſo brauchbar zu einem conſtitutionellen als zu einem legitimen Miniſter ſei! So kann es ihm in keinem Falle fehlen. Und wie Recht hat Herr Azais! Alles compenſirt ſich in der Welt. In dem einen Lande herrſcht allgemeiner Wohlſtand, dagegen fehlt die déférence der niedern Stände für die Vornehmen; in dem andern Lande herrſchen Armuth, Schmutz und Bettelei, dagegen findet ſich dort jene ſchöne déférence. Es kömmt auf Eines heraus. Doch daß wir ächte Chriſten werden müßten, um den Adel loszuwerden, davon ſehe ich die Nothwendigkeit nicht ein. In der franzöſiſchen Nationalverſammlung war nicht ein einziger ächter Chriſt, und doch wußten ſie ſich vom Adel zu heilen, ohne Gebet und ohne Weihwaſſer. Der Herr Fürſt ſtellt den Preis der Gleichheit ſehr hoch, um uns von deren Ankauf abzuſchrecken; aber es iſt hier gar nicht von kaufen die Rede. Die Freiheit iſt Gemeingut, wie die friſche Himmelsluft, und wir brauchen nur aus unſerm dumpfen

Zimmer herauszutreten, um ſie unentgeltlich einzuathmen. Es gibt freilich Vorurtheile, die noch unſinniger ſind als das, ſich dem Adel zu unterwerfen; nämlich das Vorurtheil dieſe Unterwerfung zu verlangen. Werdet Menſchen im edlern Sinne, werdet ächte Chriſten, Ihr Edelleute! Dann werdet Ihr Eure Narrheiten ſelbſt verlachen.

Die guten Oeſterreicher, wie ich hier erfahre, ſind noch ganz ſo, wie ſie vor dreißig Jahren waren. Mit Entzücken erinnere ich mich, daß ich in meiner Jugend mit meinem Vater eine Reiſe nach Wien gemacht. Mein Vater war gewohnt, gute Trinkgelder zu geben und alle Poſtillone unter der Ens nannten ihn Ew. Gnaden, und mich einige Mal den Junker. Der Lohnbediente im Ochſen zu Wien nannte mich in der dritten Perſon nie anders als den jungen gnädigen Herrn (ich gab ihm oft Papierſcheine gegen Conventionsmünze einzuwechſeln) und die vornehmen und reichen Leute in den Geſellſchaften erhoben mich förmlich, jedoch taxfrei, in den Adelſtand und nannten mich Herr von Baruch. Ich ſchmunzelte damals eben ſo ſehr über meinen vornehmen Stand als der Herr Fürſt von Pückler-Muskau über den ſeinigen; denn ich war noch jung und dumm. Als ich aber älter und klüger geworden war, lernte ich ein Land bedauern, wo Einer, der nicht von Adel iſt, ſo gar nichts iſt, daß jeder gebildete Mann, wenn er mit einem Nichtadeligen in Berührung kömmt, aus Höflichkeit und aus Achtung gegen ſich ſelbſt, ihn für einen Edelmann zu halten ſich anſtellen muß.

— Es war dem Herrn Fürſten von Plebejern als eine eitle Vornehmthuerei vorgeworfen worden, daß er in ſein Deutſch ſo viele franzöſiſche Redensarten menge und bei jedem dritten Worte wie den Paß vorzeige, um ſeinen hohen Stand zu beweiſen. Der Herr Fürſt ſucht ſich gegen dieſen Vorwurf zu vertheidigen. Sobald ſich Einer vor dem Volke zu rechtfertigen ſucht, ſind wir ſehr geneigt, ihn unſchuldig zu finden, und wenn wir ihn doch für ſchuldig erklären, müſſen wir unſere guten Gründe haben. Hören wir, was der Herr Fürſt ſagt.

„Es iſt mir ſo oft vorgeworfen worden, meinen Styl durch franzöſiſche und andere fremde Phraſen zu verunſtalten, daß ich ein Wort darauf erwiedern muß. Es thut mir nur leid, nicht mehr Kenntniß fremder Sprachen zu beſitzen, ſonſt würde ich in den ge-

rügten Fehler absichtlich noch viel öfter verfallen. Wenn ich Briefe schreibe oder auch für das Publikum, so ist meine Absicht keineswegs, deutsche Stylübungen zu drechseln, sondern auszudrücken, was ich fühle und denke. Wenn dies nun sich im Geiste eines fremden Idioms in mir entwickelt, so verliert oft ein Gedanke alle Grazie, seinen Duft so zu sagen, wenn er übersetzt wird. In solchem Fall laß' ich ihn in seiner ursprünglichen Form."

Das ist es eben; man soll nicht in die Noth kommen, Stylübungen drechseln zu müssen. Die wahren Gefühle brauchen keinen künstlichen Schmuck, und die guten Gedanken springen, der Minerva gleich, schon gerüstet aus dem Kopfe ihres Vaters. Wenn der Herr Fürst, um das, was er fühlt und denkt, auszusprechen, sich eines fremden Idioms bedienen muß, so beweist das, daß seine Gedanken und Gefühle auf einem fremden Boden gewachsen sind, und nicht in seinem eigenen Geiste und seinem eigenen Herzen. Daß er den Grazien opfert, ist sehr schön von ihm; wenn die Grazien nur von dem Opferduft der Deutschen leben müßten, wären sie schon längst Hunger gestorben. Wir glauben aber, daß deutsches Silbergeschirr, besonders wenn es schwer ist, eben so viel Grazie hat, als französische Vaisselle, und wir sind überzeugt, daß, wenn der Herr Fürst statt zu sagen: „Die Elsler eclipsirt die Taglioni", gesagt hätte: „Die Elsler verdunkelt die Taglioni", weder die Taglioni noch die Elsler im mindesten von ihrem Dufte und ihrer Grazie dadurch verloren hätten. Wir bleiben also dabei, es ist nichts als Vornehmthuerei und die eitle Sucht, sich unter den deutschen Schriftstellern als einen hoffähigen Mann auszuzeichnen.

Ende
der aristokratischen Grazie.

Grazie gegen Grazie gehalten, was hätte nun der Fürst Pückler vor meinem demokratischen Cynismus voraus? Er ist gereist und hat erzählt; wenn ich reisen werde, werde ich auch erzählen können. Mit dem Lord Brougham Senft essen, an dem Tische eines Königs die glänzende und funkelnde Vaisselle und die Profusion der Speisen bewundern — Vaisselle — Profusion — die Journalisten der Volkspartei tolle Hunde nennen, das ist weder

so schwer noch so graziös wie Herr Menzel meint, und der dritte Stand ist vollkommen im Stande, solche wichtige Dinge zu erleben und zu berichten. Der dritte Stand in Deutschland ist noch mehr zu thun im Stande: er ist fähig das was folgt zu schreiben und drucken zu lassen ohne roth zu werden, und es zu lesen ohne aus der Haut zu fahren. Der dritte Stand hat viel edelmännisches an sich.

„Der Fürst von Pückler-Muskau" — sagt der Franzosenfresser Menzel — „vereint mit angeborner Eleganz zugleich die feinste Berücksichtigung aller Tendenzen der Zeit, die ihn aus einem dunkeln aristokratischen Dasein zu einer glänzenden und doch im strengsten Sinne nur bürgerlichen Rolle herausgedrängt haben, und er weiß der Neuheit dieser Situation jeden Reiz abzugewinnen. Er hat von seinem Stande nur die Conforts, nur den feinen Epikuräismus, die schönen Sitten beibehalten, und wenn er auch einmal seiner „Wappenvögel" gedenkt, so ist doch unpassend ihm daraus einen Vorwurf zu machen, denn seine ganze literarische Erscheinung ist weit eher eine Concession, welche die hohe Aristokratie dem Zeitgeist macht, als eine Reclamation. Es ist eine Erscheinung, die ohne die Revolutionen des Jahrhunderts und insbesondere ohne die socialen Umwälzungen in Frankreich unmöglich wäre. Es ist ein Schlaglicht, aus Frankreich nach Deutschland herübergeworfen, und der Fürst Pückler verhält sich zu dem bürgerlich gewordenen neuen Frankreich, wie Friedrich der Große zum philosophisch gewordenen alten sich verhielt."

Schlaglicht ist ein gutes Wort; das Licht, das die hohe deutsche Aristokratie aus Frankreich aufgefangen, ist eine Folge der Schläge, die sie zwanzig Jahre hintereinander von den Franzosen bekommen. Nimmer hätte ich gedacht, daß Herr Menzel so muthwillig sein könne. Herr Menzel erklärt, die ungeheure Umwälzung in Frankreich und alle ihre Töchter-Revolutionen wären erforderlich gewesen, um die hohe deutsche Aristokratie in den Stand zu setzen, einen Schriftsteller hervorzubringen, der leserlich schreiben kann. Es ist die Sache der hohen deutschen Aristokratie, sich für dieses

Compliment zu bedanken. Es ist wahrlich noch Niemand so tief in das Wesen und die Bedeutung der französischen Revolution eingedrungen, als Herr Menzel, und das heutige bürgerliche Frankreich wird mit Erstaunen erfahren, in welchem Verhältnisse es zum Fürsten Pückler stehe, daß die Tutti frutti des hohen deutschen Adels von dem Baume der französischen Revolution gepflückt worden, und der Berg des Convents eine so lächerliche Maus geboren. Das deutsche Volk aber und der Zeitgeist müßten sehr unverschämt sein, wenn sie an die hohe deutsche Aristokratie noch weitere Forderungen machen wollten, nachdem ihnen diese freiwillig die große Concession gemacht, eines ihrer Mitglieder auf die Leipziger Büchermesse abzuordnen, um dort zum Besten des dritten Standes ein Caffee-Recept zu votiren.

Nachdem Herr Menzel die Verdienste des Fürsten Pückler mit Luft aufgetrieben, und die Seifenblasen seines Lobes an der Sonne hat glänzen lassen, spricht er:

„Diesem heitern Fürsten steht ein finsterer Republikaner gegenüber, in dem der Geist der französischen Revolution fortlebt, dessen Cynismus von der Eleganz jenes Fürsten himmelweit verschieden, und gleichwohl desselben französischen Ursprungs ist."

Wäre Herr Menzel kein Stümper in der Weltklugheit, hätte er meinen Cynismus, um seiner schönen Schwester willen, schonender behandelt. Wer kann vorhersehen wie es endet? Unsere Mutter, die Revolution, lebt noch und wer weiß wie sie ihr Testament macht, wer weiß ob die Ausstattung der schönen Eleganz nicht einst ganz allein von der Großmuth ihres Bruders Cynismus abhängen wird? Wird die Treue des Herrn Menzel diese Prüfung überstehen? Wird er einer Bettlerin den Hof machen?

So oft sich meine Gegner in der Gefahr sehen, am Börne zu scheitern und mit ihrem Verstande Schiffbruch zu leiden, werfen sie ihren Nothanker Baruch aus. Herr Menzel ist noch vorsichtiger als die Andern; er fängt nicht eher gegen mich zu manövriren an, als bis er sich in meinem Judenthume fest geankert. In der Verzweiflung, mich mit Gründen der Wahrheit und des Rechts zu widerlegen, macht er mich interessant und weiß mich so romantisch zu schildern, daß man eine Novelle aus mir machen könnte.

„In Frankfurt am Main, wo der große Göthe als Patricier-Kind aufgehätschelt wurde, kam ein kleines kränkliches Kind zur Welt, der Jude Baruch. Schon den Knaben verspotteten die Christenkinder. Täglich sah er an der Sachsenhäuser Brücke das schändliche Steinbild, das Juden vorstellt, auf das anstößigste gruppirt mit einer Sau. Der Fluch seines Volkes lastete schwer auf ihm. Als er auf Reisen ging, setzte man ihm höhnisch in den Paß: Juif de Francfort. Bin ich nicht ein Mensch, wie Ihr Andere? rief er aus. Hat Gott nicht meinen Geist ausgestattet mit jeder Kraft, und Ihr solltet mich verachten dürfen? Ich will mich auf die edelste Weise rächen, ich will Euch kämpfen helfen für Eure Freiheit."

Das wäre Alles sehr schön, wenn es nur wahr wäre; ja es würde mich freuen, wenn es wahr wäre; aber so ist es nicht. Nie glomm auch nur ein Funke des Hasses gegen die christliche Welt in meiner Brust; denn ob ich zwar die Verfolgung der Juden lange schmerzlich an mir selbst gefühlt und immer mit Erbitterung verdammt, so erkannte ich doch gleich darin nur eine Form des Aristokratsimus, nur eine Aeußerung des angebornen menschlichen Hochmuths, von den Gesetzen, statt gebändigt, frevelhaft begünstigt; ich stieg dann wie gewohnt zu der Quelle des Verderbens hinauf, mich um einen seiner Ausflüsse nicht bekümmernd. Nie habe ich mich für erlittene Schmach, nicht einmal auf eine edle Art zu rächen gedacht. Und wie hätte ich es auch vermocht seit den Jahren, da ich durch die Schrift zu wirken gesucht? Hätte ich tausend Dolche, und tausend Gifte, und tausend Flüche, und das Herz eines Teufels, sie alle zu gebrauchen — was könnte ich meinen alten Feinden denn noch anthun? Sind sie jetzt nicht meine Glaubensgenossen und Leidensbrüder? Ist nicht Deutschland der Ghetto Europa's? Tragen nicht alle Deutsche einen gelben Lappen am Hute? Könnte ich zumal gegen meine Vaterstadt noch den kleinsten Groll haben? Sind jetzt nicht alle Frankfurter, meine ehemaligen Herren, den Juden von früher gleich? Sind nicht die Oesterreicher und Preußen ihre Christen? Und der Schimpf, den sie dort einst, Gering und Vornehm, Jung und Alt, bei Tag und bei Nacht, jedem Juden zugerufen: Mach' Mores Jud! müssen sie ihn jetzt nicht selbst anhören? Der hohe Senat und die löblich regierende

Bürgerſchaft und die geſtrengen Herren Bürgermeiſter, und die Herren Actuare und die reichen Seidenhändler — klingt es ihnen nicht in die Ohren, ſo im Rathe wie auf dem Markte, ſo in der Weinſchenke wie zwiſchen ihren Hauswänden, klingt es nicht höhniſch und grell: Macht Mores! Wahrlich und ſie machen Mores und ziehen den Hut ab vor Oeſterreich und Preußen, ſo ſchnell und ſo demüthig als es nie früher ein Jude vor ihnen gethan. Hätte mein Herz auch brennend nach Rache gedürſtet, es wäre jetzt betrunken! Aber es iſt nüchtern an Luſt, es fühlt nur den Schmerz des Vaterlandes; und wenn es ihn allein fühlt und für Alle, ſo iſt es das Verbrechen der Empfindungsloſen, nicht das meinige.

Nicht durch Geduld, durch Ungeduld werden die Völker frei. Iſt es etwa anders, ſo mögen der Schleſiſche Herr Menzel, der Würtembergiſche Herr Menzel und der Preußiſche Herr von Raumer, die für den Nothfall zuſammen einen Hiſtoriker vorſtellen können, ihre Loyalität und ihren Scharfſinn vereinen, um uns unſere aufrühreriſche Thorheit zu beweiſen. Sie mögen in den Büchern der Weltgeſchichte uns einen einzigen Fall aufzeigen, wo ein Volk dadurch die Freiheit erlangt, daß es geduldig die Knechtſchaft ertragen und gewartet, bis entweder durch ein Wunder ihm die Ketten abgefallen, oder durch ein größeres Wunder ſie ihm von ſeinen Tyrannen abgenommen worden. Sie würden aber vergebens darnach ſuchen. Erſt vor einigen Tagen ſprach Hume in einem Meeting: „Ja wenn das Volk ſicher ſein will, die Abhülfe ſeiner Beſchwerden zu erlangen, ſo muß es ſeine Angelegenheiten ſelbſt beſorgen. Während meiner langen politiſchen Laufbahn habe ich auch nicht einen Fall erlebt, wo es dem Volke gelungen wäre, die Aufhebung eines Mißbrauchs zu bewirken oder ſich von einer drückenden Laſt zu befreien, wenn es nicht, nach dem Ausdrucke Benthams, ſein Betragen ſo eingerichtet, daß es den Schlaf ſeiner Beherrſcher zu ſtören wußte.“ Iſt dieſes in England, wie vielmehr in Deutſchland. Jene genannte deutſche Herren und ſo Viele, die ihnen gleichen, wie ſie auch ſein mögen, wiſſen das ſo gut als wir; ſie wiſſen aber noch beſſer als wir, daß zwiſchen der Lüge und der Wahrheit ſich die Mauern der Cenſur hinziehen, und ein undurchdringlicher Wald von Bajonetten ſtarrt, und daß ſie von den

Widersprüchen der Bessergesinnten oder Besserwissenden nichts zu fürchten haben. So geschützt lügen sie furchtlos im Angesichte des ganzen Landes, so geschützt trat auch Herr Menzel in Stuttgart gegen mich hervor.

Welch einen großen Vorrath von schönen Adjectiven und Bildern, die man zu den kostbarsten Romanzen und Liedern hätte verwenden können, hat nicht Herr Menzel verbraucht, um die Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit des deutschen Volks, als etwas gutes, gedeihliches, herrliches und beneidenswerthes darzustellen. Er nennt das einen gesunden Schlaf, einen Pflanzenschlaf, ein stilles gedeihliches Wachsthum, ein Zeichen innerlicher Fruchtbarkeit, das Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter, eine beträchtliche musikalische Pause. Für Pause — es sei; doch wäre es nur wenigstens eine Pause von bestimmter Dauer, die man abzählen könnte! Aber nein, es ist keine Pause von bestimmter Dauer, es ist eine Fermate, während welcher die Herren Benefizconcertgeber ihre Cadenzen nach Willkür ausdehnen, und Ihr könnt Jahrhunderte warten, bis sie Euch durch einen huldvollen Triller das Zeichen zum Einfallen geben. Sich gedulden bis die Herren Solospieler der Alleinherrschaft müde geworden? Das abwarten? O Blödsinn! Unterdessen könnte das ganze Orchester nach Hause gehen, zu Nacht essen, sich schlafen legen, heiraten, Töchter ausstatten, Enkel schaukeln, dann sterben, dann wieder von vorn erben und sterben, und so immer fort und fort, die Pause endet niemals gutwillig. Am hellen Tage faullenzen und schlafen; aber schlafen wie eine Blume ohne zu schnarchen; die Augen träumend nach den Wolken schlagen, die Hände auf den hoffnungsvollen Mutterleib legen und warten was dabei herauskömmt; beträchtlich pausiren, bis man ihnen zuruft: Jetzt wacht auf, jetzt sind wir wieder in Noth, jetzt helft uns! — das Männern anrathen — einem Volke von dreißig Millionen — o! Hercules, dieses anzuhören und gelassen zu bleiben, und deine Keule nicht zu schwingen — diese dreizehnte Arbeit hättest du nicht vollbracht!

Aber ich will Herrn Menzel mit seinen eigenen Worten reden lassen; ich will nicht mit ihm verfahren, wie er mir gegenüber ver-

fahren ist: daß er sich nämlich um meine Gedanken und Reden gar nicht bekümmerte, sondern aus meinen Ansichten, die er unterschlug, eine Summe zog, wie er sie brauchen konnte. Nimmermehr! Herr Menzel soll selbst seine Rechnung machen. Seine Gesinnungen sollen von Gänsefüßchen escortirt werden und gegen jeden Andrang gedeckt, ungestört ihren Marsch fortsetzen.

„Die jetzige Stille ist der deutschen Art vollkommen angemessen, die Deutschen befinden sich wohl dabei. Nennt es Börne einen Schlaf, nun so ist es ein gesunder Schlaf, und wohl dem, der ruhig schläft. Ich möchte es einen Pflanzenschlaf nennen, ein stilles gedeihliches Wachsthum. Dies gilt von unserem physischen, wie vom geistigen Zustand. Im Ganzen hat der äußere Wohlstand zugenommen, und eine unübersehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit ist abgeschafft. Auch die Literatur beweist, daß wir geistig fortschreiten, und das letzte Jahreszehnt, so unscheinbar es sich gegen das vorletzte ausnimmt, ist innerlich viel reicher an Keimen der Kraft und Entwickelung gewesen. Am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; unter allen Tyranneien verträgt der Mensch die der Vernunft vielleicht am wenigsten. Man verlangte zu viel auf einmal, jetzt wuchern wir mit dem Wenigen was wir wirklich haben; und das ist der einzige solide Weg, sich zu verbessern. Daß wir, bei unserer gegenwärtigen anspruchlosen und tüchtigen Arbeitsamkeit, das „Sich unglücklich fühlen“ der alten Enthusiasten nicht mehr recht begreifen und leiden können, ist ein recht gutes Zeichen, sollten wir auch deshalb einer noch verstockteren Helotengeduld bezüchtigt werden. Börne hat bei all seinem Haß gegen das Alte zu wenig Liebe für das Junge; seine Imagination vertieft sich zu sehr in die Verwesung des Vergangenen und er sieht unter der morschen und zu Mehl aufgeweichten Rinde der alten Weidenstümpfe zu wenig die jungen grünen Keimsprossen hervorblicken.“ —

„Vergleichen wir unsern gegenwärtigen Zustand mit dem vor Auflösung des Reichs, so müssen wir auch einsehen, daß wir in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan haben. Man darf nur vergleichen, um billig zu sein. Ich will die gewerblichen, wissenschaftlichen und auch politischen Vortheile, deren wir uns

jetzt erfreuen, nicht einzeln aufzählen. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß wir den unschätzbaren Vortheil des vorgerückten Alters genießen, eine Menge von Thorheiten durchgemacht zu haben und durch die Zeit selbst klüger geworden zu sein. Dieses Klügerwerden der Deutschen in Masse läßt sich trotz der vielen alten Dummheiten einzelner Schulen und Parteien nicht abstreiten. Ich glaube nun, auch die Klugheit kommt nicht gleich, wenn man die Dummheit eingesehen, sie kommt erst, wenn man sie verschmerzt hat, es gehört eine beträchtliche Pause, eine Zeit der Vernarbung dazu. So lange man sich noch ärgert nicht klüger gewesen zu sein, so lange ist man noch nicht klug. Schon deswegen glaube ich, daß wir in zehen Jahren klüger oder erst klug geworden sind, während wir vor zehen Jahren nur voreilig glaubten, es schon zu sein. Wir befinden uns jetzt in jener beträchtlichen Pause, ja wohl, wir pausiren, aber diese Pause gilt etwas in der Musik; der Componist der Weltgeschichte muß hier das Pausenzeichen machen. Gewiß ist die Stille, in welcher das deutsche Leben sich jetzt in sich selbst versenkt hat, ein Zeichen seiner innerlichen Fruchtbarkeit, und ich finde sie mehr dem ruhigen Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter zu vergleichen, als dem thierischen Winterschlaf eines Bären, wie sie uns Börne darstellt. Es ist nicht die Zeit unmuthig und grollend in Lethargie zu versinken; anspruchslose Thätigkeit in allen Zweigen des praktischen und wissenschaftlichen Lebens darf sich ihrer ungestörten und gedeihlichen Wirksamkeit freuen!“

Diese der deutschen Literaturgeschichte des Herrn Menzel ausgezogene Stellen, eine wahre Klatschrosenpredigt und ein Polizei-Eija-Popeija, haben so viel Angähnendes, Einschläferndes, Nachtmützenartiges und Eintölpelndes, daß man, schon schlaftrunken, nach der ersten besten Frohnvogtei hintaumeln möchte und dort ehrerbietig stammeln: „Wir pausiren zwar beträchtlich, sind nur im Stillen fruchtbar, warten geduldig auf unsere Niederkunft und schlafen unsern guten deutschen Pflanzenschlaf; doch könnte es geschehen, daß wir einmal im Schlafe ungebührlich mit den Blättern flüstern; darum sperrt uns ein, lieber Herr Vogt, um uns gegen unsere eigene Exaltation sicher zu stellen. Thut das, lieber Herr!“

Wäre Herr Menzel ein Demosthenes, dann müßte ich ein Aeschines sein, um mich seiner Rede pro corona entgegenzustellen; aber glücklicher Weise ist er es nicht und wir reichen gerade für einander aus. Ja ich habe noch den großen Vortheil über ihn, daß ich nicht zu fürchten brauche, mir den Mund zu verbrennen; denn in Frankreich ist die Politik jetzt eine kühle Schüssel. Wer hieß aber auch Herrn Menzel die lächerliche Rolle eines Kätzchens zu übernehmen, das lüstern und furchtsam um den heißen Brei schleicht? Warum hielt er sich nicht an der kalten Küche der deutschen Philosophie? Hier aber muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich es als etwas Unedles, ja Gemeines, weit von mir abweisen würde, meine vortheilhafte freie Stellung dem Herrn Menzel gegenüber zu benutzen, wenn es sich bei ihm und bei mir nur um etwas Persönliches handelte. Mir ist recht gut bekannt, daß man in Deutschland den Teufel nicht beim Namen nennen darf, selbst nicht um ihn zu bannen, und daß man ihn, wenn man ihn austreiben will, nicht anders heißen darf, als den Gott sei bei uns. Ich weiß, daß Herr Menzel nicht die Freiheit hat, die ich genieße, Grundsätze und Meinungen, die er bekämpfen möchte, sich in ihrer ganzen Breite ausdehnen zu lassen. Aber es handelt sich hier um nichts Persönliches, es betrifft die große Angelegenheit eines ganzen Volks, und da wäre großmüthige Zurückhaltung unzeitig, ja frevelhaft.

„Die Exaltation, die unser deutsches Phlegma einst in Begeisterung und Witz elektrisch versetzt, ist niedergeschlagen.“ Niedergeschlagen — sehr gut. Ich erfahre zwar mit Ueberraschung zum ersten Male, daß das Phlegma aus Begeisterung und Witz zusammengesetzt sei; wenn es indessen der Experimentalphysik des Herrn Menzel gelang, den phlegmatischen Stoff in solche Bestandtheile zu zersetzen, so bewundere ich und glaube. Da aber wenig daran gelegen ist, von Professoren und Diplomaten verstanden zu werden, sondern alles darau liegt, daß uns das Volk verstehe, will ich hinter dem gelehrten Sinnbilde des Herrn Menzel den gemeinen Sinn hervorholen. Die deutschen Fürsten, welche, wenn es darauf ankömmt, den Uebermuth jedes Mächtigeren als sie geduldig zu ertragen, eben so phlegmatisch sind als ihre Völker, wurden von den Franzosen so lange gerieben, daß

ſie ohne es zu wollen, zu wahren Elektriſirmaſchinen wurden. Als ſie dieſe neue Kraft in ſich ſpürten, ſuchten ſie ihre Völker damit anzuſtecken, und es gelang ihnen ſo gut, daß die hellen Funken ſtoben. Den Völkern ſagten ſie, Napoleon ſei ihr einziger Tyrann, und ſein Untergang wäre der Aufgang ihrer Freiheit. Die deutſchen Völker glaubten das, und in ihrem elektriſchen Zuſtande beſiegten ſie den Kaiſer der Franzoſen. Darauf kamen ſie mit großen Schnappſäcken herbei, um von den Schlachtfeldern die erbeutete Freiheit nach Hauſe zu tragen; aber die Fürſten, die ſie ſchon früher eingeſackt, lachten das dumme Volk aus, und als es raiſonnirte, prügelten ſie ſeine vorlaute Begeiſterung durch, oder, um mich mit Herrn Menzel chemiſch auszudrücken: ſie ſchlugen ſie nieder. Der geſchlagene Enthuſiasmus flüchtete aus dem Herzen in die Dachkammer des Kopfes, und hielt ſich dort unter dem Namen Witz verſteckt. Aber welcher Art war dieſer Witz? Kein ſolcher der gegen den Beleidiger, ſondern einer, der gegen ſich ſelbſt ſtach Das deutſche Volk ſpottete ſeiner eignen Begeiſterung, ſeiner Ungeſchicklichkeit und Uebertölpelung. Es nannte ſich den deutſchen Michel und gab ſich Ohrfeigen, und das bekannte Buch Welt und Zeit, das Herr Menzel noch heute bewundert und anpreiſt, war eines der ſchmachvollen Zeichen der ſchmachvollſten Selbſterniedrigung. Herr Menzel denkt: das ſei alles mit ſehr natürlichen Dingen zugegangen, denn keine Ueberſpannung könne lang dauern, die Abſpannung müſſe ihr bald nachfolgen. Das denke ich auch; das iſt aber eben der Jammer. Haben denn die Deutſchen, Titanen gleich, den Himmel zu ſtürmen geſucht? Haben ſie mehr als das Irdiſche und Menſchliche gewollt? Ich ſage, das iſt die Schmach, daß das deutſche Volk ſeine Kräfte überſpannen mußte, um nur zwei Jahre das zu wollen, was die Franzoſen ſchon ein halbes, die Spanier ſchon ein viertel Jahrhundert gekonnt, ohne ſich niederſchlagen zu laſſen und ohne Erſchöpfung zu verrathen. Das iſt der beweinenswerthe Jammer, daß, wie Herr Menzel ſagt, die jetzige Stille der deutſchen Art vollkommen angemeſſen iſt, und daß ſich die Deutſchen dabei wohlbefinden. Herr Menzel und Alle die ihm gleichen werden freilich bei ihrer „gegenwärtigen anſpruchsloſen und tüchtigen Arbeitſamkeit“, dieſe alte Geſchichte, die ihnen ein

alter Enthusiast erzählt, nicht mehr recht begreifen können. Aber die alte Geschichte kann sich einmal verjüngen, man kann zum zweiten Male das deutsche Phlegma zu elektrisiren suchen, und dann ist es gut, daß die Vergangenheit der Zukunft zur Warnung diene. Und Herr Menzel selbst thäte wohl daran, diese Warnung zu benutzen. Er ist alt genug, um sich zu erinnern, auf welche Weise Jahn, Arndt, Görres, und die andern Ober-Hof-Franzosenfeinde für ihren Patriotismus belohnt worden; und jung genug um noch einst ein gleiches Schicksal erfahren zu können.

Herr Menzel sagt: „am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen." O Himmel! Für die Deutschen, für das gebildetste, geistreichste, tüchtigste und tugendhafteste Volk der Welt das fordern, was Portugal und Spanien, Frankreich und England, Belgien, Holland und die Schweiz, was das kleine, schwache, von tausend Banden der europäischen Diplomatie umstrickte Griechenland durch seinen Muth und edlen Trotz, selbst gegen den Sohn des Königs von Baiern zu behaupten wußte; was selbst die Negercolonien in Sierra Leone und Liberia — Neger, von vielen Naturforschern vollkommener menschlicher Bildung ganz unfähig erklärt — was selbst diese besitzen: Preßfreiheit, öffentliche Gerichte, Geschwornen, und alle die andern Institutionen, die mündigen Völkern zukommen, und deren Entbehrung ein Volk zu verächtlichen Sclaven und lächerlichen Schulbuben herabwürdigt — dieses für unser Vaterland verlangen, das nennt Herr Menzel den höchsten Maßstab des Ideals anlegen! Herr Menzel ist kein Freund von Idealen, er verehrt nur Substanzen und spricht wie Fichte und der Egoismus: ich bin ich, und was außer mir, ist nur Lebensmittel. Es ist darin keine Eigenthümlichkeit; denn wie Herr Menzel, denken und handeln die meisten deutschen Gelehrten, die, sobald sie einmal ihr Ich gesetzt, meinen, jetzt sei alles in Ordnung.

Herr Menzel behauptet: eine unübersehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit wäre in Deutschland abgeschafft worden, und wenn man den gegenwärtigen Zustand des Landes mit dem vor Auflösung des Reichs vergleiche, müsse man gestehen, daß man in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan habe. Welch

ein albernes Wiegenlied! Nein, in langer Zeit wurde nur ein kurzer Schritt vorwärts gethan. Und dieſer kleine Schritt, haben ihn die Fürſten freiwillig gemacht, oder hat etwa das deutſche Volk durch ſeinen Muth und ſeine Beharrlichkeit ihn zu erzwingen gewußt? Nicht das eine, nicht das andere. Es war Frankreich, welches das deutſche Reich aufgelöſt, das aus Mangel an Luft und Wärme nicht verfaulen konnte. Es war Frankreich, das einen Theil der zahlloſen Mißbräuche, an welchen wir krank lagen, zerſtört hat. Es war Frankreich, welches das deutſche feudale Staatsgebäude ſo erſchüttert, daß alle Stützen der Angſt und der Vorſicht es nicht vor dem Einſturze bewahren werden. Es war Frankreich, das die deutſch-lutheriſche politiſche Moral ſo lächerlich gemacht, daß ſie ſich nie mehr wird davon erholen können. Wenn die Franzoſen nicht wären und ihre Thaten; wenn ſie nicht unbeweglich in ihrer drohenden Stellung blieben; wenn ſie nicht die Leibwache der Völker Europa's bildeten, wie die Koſaken die Leibwache der europäiſchen Fürſten bilden: dann würden in Deutſchland, wie überall, ſchnell alle alten Mißbräuche zurückkehren, aber mit verjüngter Kraft und vermehrter Bösartigkeit. Darum iſt ein Verräther an ſeinem Vaterlande, welches auch ſein Vaterland möge ſein; darum iſt ein Feind Gottes, der Menſchheit, des Rechts, der Freiheit und der Liebe, wer Frankreich haßt, oder es läſtert, aus ſchnöder Dienſtgefälligkeit.

Herr Menzel ſagt von mir:

„Nur darin hat er es immer verfehlt, daß er die Irrthümer gleich ſehr verhöhnte wie die Laſter und dem langſamen Entwickelungsgange nie eine Conceſſion machen wollte. Er beleidigte dadurch nicht ſelten die redlichſten Männer und ſchadete jener allmäligen Entwickelung. Ein Terrorismus der Worte ohne den Nachdruck der That, eine Fauſt im Sacke, ein ungeduldiges Ereifern auf einem hölzernen Gaul, der doch einmal nicht fort will, macht zuletzt eine ganz entgegengeſetzte Wirkung.“

Was meine Fauſt betrifft, ſo dächt ich doch, daß ich ſie immer offen genug gezeigt, und wenn meine Worte keine Thaten hervorgebracht, iſt das meine Schuld? Soll ich Deutſchland befreien? Auch iſt Keiner im Lande, der es lächerlicher findet als ich ſelbſt es finde, daß ich mich ungeduldig auf einem hölzernen Gaul

ereifere, der doch einmal nicht fort will; aber kam es Herrn Menzel zu darüber zu spotten? Ihm, der doch diesen hölzernen Gaul immerfort als ein edles Roß geschildert? Ich hätte die Irrthümer gleich sehr verhöhnt wie die Laster! Aber das Laster haßt man, man verhöhnt es nicht; der Spott gebührt den Irrenden. Wenn Kinder fallen, hebt man sie mitleidig auf; aber wenn Männer fallen und mit einer Beule aufstehen, und dabei wie Kinder greinen, lacht ein Jeder und wäre er noch so gutmüthig.

Ich hätte dem langsamen Entwickelungsgange nie Concessionen machen wollen! Aber was hat sich denn in Deutschland mit selbstthätiger, selbstbestimmender Kraft von innen heraus entwickelt? wurde nicht alles am Rade der Zeit durch Fußtritte abgesponnen, und hörte nicht jede Bewegung auf, sobald die Werkmeister mit ihren Händen und Füßen stille hielten? Haben die Deutschen ihre Abgaben, die auch sie dem Geiste der Zeit entrichten mußten, je anders abgetragen, als wie man jede Abgabe bezahlt, verdrossen, zögernd, feilschend; mußten sie nicht zu jeder Steuer gezwungen, mußten sie nicht an jedem Zahlungstermine von ihrem Schicksale ausgepfändet werden? Heißt das langsam vorwärts schreiten, wenn man immerfort zurückgehet? Welche Fortschritte hat denn Deutschland seit zwanzig Jahren gemacht? Herr Menzel spricht von Kunst und Literatur, von Handel und Gewerben; er sagt, die Deutschen wären in Masse klüger geworden, denn sie hätten schon so viele Thorheiten durchgemacht, daß ihnen wenig mehr zu machen übrig blieben. Aber es ist hier weder von der Thorheit noch der Klugheit der Deutschen, weder von Handel und Gewerben noch von Kunst und Literatur die Rede. Es ist davon die Rede, was Herr Menzel so gut begreift als wir, was er aber in seiner Schlauheit oder Furchtsamkeit gar nicht zu merken sich anstellt: von der Freiheit und der Herrschaft, von dem Ruhme und der Schande, von der Ehre und der Beschimpfung des deutschen Volkes, davon ist hier die Rede. Haben die Deutschen an Freiheit, Ruhm und Ehre gewonnen, seitdem sie das Joch der Franzosen abgeschüttelt? War es nicht ein jämmerliches Feilschen und Schachern und Betteln um jeden einzelnen Faden der Unterthänigkeit, von dem sie erlöst sein wollten, und mußte nicht jedesmal das Schicksal, um dem

Markten ein Ende zu machen, mit eiſerner Scheere den Faden zerſchneiden? Sprangen nicht die deutſchen Fürſten, ſo oft die Katze Revolution nicht zu Hauſe war, wie Mäuſe auf dem Tiſche herum, Alles zernagend, was ſie erreichen konnten? Thaten ſie je für ihre Völker mehr als ſie mußten und früher als ſie es mußten? Aber wehe den Fürſten wie den Völkern, die der Zeit gehorchen, ſtatt ihr zu gebieten! Die Zeit wird ſie verſchlingen. Die Zeit war es nicht, die Frankreich gemacht, Frankreich war es, das ſeine Zeit gemacht.

Ich hätte durch meine Schriften und mein Betragen nicht ſelten die redlichſten Männer beleidigt, und jener allmälichen Entwickelung der deutſchen Herrlichkeiten ſehr dadurch geſchadet — meint Herr Menzel. Wer hätte ſich je träumen laſſen, daß ich der Mann bin, der die deutſche Bundesverſammlung leitet! Wahrlich, unſere politiſchen Nimrods haben es ſeit zwanzig Jahren in ihrer Freiheits-Vogeljagd nicht viel weiter gebracht, und das muß ein rechter Gimpel ſein, der ſich von ihren Polizei-Pfiffen in das Garn locken läßt. Durch lautes Fordern einer Freiheit deren ſtille Gewährung verhindern — durch Mißbrauch der Preſſe der guten Sache ſchaden — o! wir kennen dieſen Ton. Und es trocken herauszuſagen: ein Deutſcher kann die Preſſe gar nicht mißbrauchen. Da wo Cenſur herrſcht, hat Jeder, der ſich von ihr frei zu machen wußte, in ſeinen öffentlichen Aeußerungen nur das Sittengeſetz und die Stimme ſeines Gewiſſens zu berathen, aber kein bürgerliches Recht, kein Staatsgeſetz, keine geſellige Schicklichkeit. Jede Tyrannei ruft das Unrecht der Natur hervor, und Gewalt tritt gegen Gewalt.

Wenn es wahr iſt, daß ich redliche Männer beleidigt, ſo thut mir das von Herzen leid; doch möge Herr Menzel unter den Männern, die ſich von mir beleidigt fühlten, umherblicken, und da wird er finden, daß jene Männer, ſo edel ſie auch ſein mögen, doch nur für ihr Wiſſen leben und ſtreiten und nicht für ihren Glauben. Aber das Wiſſen iſt eitel und der Glaube iſt ſtolz. Ich, der ich glaube, habe mich nie von einem meiner Gegner beleidigt gefunden, ja noch nie war mir in den Sinn gekommen, daß mich Einer ihrer hat beleidigen wollen. Und wurde nicht das härteſte

gegen mich hervorgebracht? Und habe ich es nicht immer ſelbſt verbreitet? Habe ich nicht allen Geiſt und allen Witz, den Preußen und Sachſen gegen mich ausgeſchickt, in meinen eignen Schriften beherbergt? Und woher kam mir denn die ſtolze Zuverſicht mit den erhabenſten Geiſtern Berlins und Leipzigs fertig zu werden? Sie kam mir aus meinem Glauben, aus dem Bewußtſein meines reinen Willens. Wir allein glauben, die andern glauben nicht. Unſere Gegner *denken* nur anders als wir, wenn ſie aufrichtig ſind; oder wenn ſie heucheln, *reden* ſie nur anders als wir; aber ſie haben keinen Glauben dem unſrigen entgegenzuſetzen. Und darum werden wir ſiegen, und unſere Feinde werden zu Schanden werden.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich die Wahrheit, oder das was ich dafür halte, verbreiten könnte, ohne einem Menſchen dadurch wehe zu thun. Aber wie vermöchte ich das? Ich vergeſſe mich immer, ich denke nie daran, daß es viele Menſchen gibt, die mir nicht gleichen, die für ihren Schriftſteller-Ruhm, für ihre Künſtlerehre, für ihre philoſophiſche Würde beſorgt ſind. Mir ſind ſolche Sorgen fremd. Ich ſtrebte nie nach dem Ruhme eines guten Schriftſtellers, ich wollte nie für einen Schreibkünſtler gelten. Meine Natur hat mir ein heiliges Amt aufgetragen, das ich verrichte ſo gut ich kann. Gedanken, Worte ſind meine Werkzeuge, die ich nur ſchätze, ſo lange ich ſie brauche, und wegwerfe, ſobald ich ſie gebraucht. Nie hat es meine Eigenliebe weder erfreut noch betrübt, wenn einer meine Werkzeuge gelobt oder getadelt; nur mein Werk wollt' ich anerkannt ſehen. Wenn es nicht ſo, wenn ich wäre wie die Andern, wie hätte ich dann vermocht gegen Herrn Menzel nur ein einziges unfreundliches Wort hervorzubringen, gegen einen Mann, der mich als Schriftſteller immer mit der größten Nachſicht, ja mit Vorliebe und Gunſt beurtheilt hat? Mancher, vielleicht er ſelbſt, wird mich darum undankbar ſchelten. Ich muß das ertragen wie vieles. Herr Menzel ſtehet bei dem Feinde, ich kann ihn nicht ſchonen. Der Soldat im Gefechte darf ſeine Kugel nicht zurückhalten, aus Bedenken, in den Reihen gegen die er zielt, ſteht ein edler Mann, ſein Freund, ſtehen ſo Viele, die den Krieg gar nicht verſchuldet. Die Kugeln dieſer treffen auch.

Das ist das traurige Recht und das harte Gebot des Kriegs: nur den Besiegten darf man lieben, nur ihm darf man verzeihen.

Alle bisherigen Meinungen und Urtheile des Herrn Menzel über mich, die ich zu beleuchten gesucht, sind aus dessen deutscher Literatur genommen, und mußten für ihren Theil dazu dienen, diesem nützlichen und allgemein faßlichen Buche die ungehinderte Verbreitung in Oesterreich und Preußen zu sichern. Da aber dort die Beurtheilung meiner Gesinnung und Denkungsart sich auf meine deutschen Schriften gründete, die in vieler Leser Hände sind, so war Herr Menzel nicht ganz frei mit meinen Worten und Gedanken nach Willkür zu schalten. Er konnte zwar unterdrücken, verstümmeln, deuteln, mußte sich aber auf etwas stützen, das ich wirklich gesagt. Doch jetzt will ich mich zu demjenigen Urtheile des Herrn Menzel wenden, wozu er den Stoff aus einigen französischen Artikeln, die ich in Paris bekannt gemacht, und die in Deutschland nur von sehr Wenigen gelesen worden, zu nehmen vorgab. Hier hatte er völlige Freiheit, mich sagen zu lassen, was er wollte, und der öffentlichen Meinung auf meine Kosten eine Lection zu geben. Es ist die Kritik meiner Person und Meinungen, die im Literatur-Blatte unter dem Titel: „Herr Börne und der deutsche Patriotismus" steht. Die allgemeine Zeitung hatte den liebenswürdigen Eifer, mit den besten Bissen jenes Artikels die deutsche Diplomatie zu bewirthen; doch dieser mache ich keine Vorwürfe darüber. Man muß Beharrlichkeit in jeglicher Gesinnung achten, auch wenn sie nicht die unsrige wäre. Es ist aber hinlänglich bekannt, wie die allgemeine Zeitung, seit bald vierzig Jahren, ihrer glühenden Liebe für das deutsche Vaterland und ihrem unauslöschlichen Hasse gegen Frankreich immer treu geblieben. Der Franzosenhaß des Herrn Menzel aber ist noch jung, und man kann hoffen ihn zu bessern.

Wenn Herr Menzel meine in französischer Sprache geschriebenen Artikel nur aus den Uebersetzungen und Bruchstücken der deutschen Blätter beurtheilt, so hat er leichtsinnig, albern oder gewissenlos gehandelt, sich darauf zu stützen; denn er konnte recht gut wissen, daß kein deutsches Blatt die Freiheit hatte, meine Meinungen über Deutschland und Frankreich unverfälscht und unver-

ſtümmelt mitzutheilen. Wenn er ſie aber in der franzöſiſchen Urſprache geleſen, ſo war alles, worauf er meine Verdammung gegründet, gelogen.

Herr Menzel ſagt: ich hätte den deutſchen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, aber den franzöſiſchen Patriotismus gelten laſſen. Ich zöge gegen die Deutſchen im Intereſſe der Franzoſen zu Felde und wollte unter der Maske der Freiheit nur das Franzoſenthum ausbreiten. Ich verhöhnte die Geiſter der deutſchen Helden, die für ihr Vaterland geblutet. Ich hätte mich von der deutſchen Nation losgeſagt, ohne mich vorher umzuſehen, was ich durch den Uebertritt zu einer andern Nation gewinnen könnte. Die Demoraliſation in Frankreich hätte ich getadelt, aber die in Deutſchland hätte ich gelobt. Ich ſuchte den Deutſchen ſelbſt alles Deutſche gehäſſig, verächtlich, lächerlich, alles Franzöſiſche aber wünſchenswerth zu machen, und den Franzoſen alle Mittel und Wege zu zeigen, wie ſie über die Deutſchen Meiſter werden können. Und mehr dergleichen Dinge ſagte Herr Menzel. Ich werde ſpäter Herrn Menzels Vorwürfe ausführlich und wörtlich anführen, vorher aber meine Aeußerungen, die ich in der Balance über Frankreichs und Deutſchlands wechſelſeitiger Stellung gemacht, ſo weit es hierher gehört, überſetzen. So wird der Leſer ſelbſt vergleichen und urtheilen können.

Ich ſagte in der Einleitung der Balance:

„In den Werkſtätten der Menſchheit finden wir zwei Völker, welchen die Vorſehung die Aufgabe gemacht zu haben ſcheint, die Arbeiten aller andern Völker zu überſehen und zu leiten, ihnen ihr Tagewerk anzuweiſen und ihren Sold auszuzahlen; es ſind die Franzoſen und die Deutſchen. Den erſteren wurde die Leitung der praktiſchen Arbeiten, der Künſte und Handverrichtungen, den andern die Leitung der theoretiſchen Arbeiten, der Wiſſenſchaften und Speculation anvertraut.“

„Die Theorie iſt furchtſam und zaudernd, die Ausübung iſt unbedacht und vorſchnell; daher die Entzweiung zwiſchen ihnen; daher die Unverträglichkeit des deutſchen Geiſtes und deutſchen Gemüthes mit dem Geiſte und dem Gemüthe der Franzoſen; daher

sind beide Völker, ob sie zwar mit den Grenzen sich berühren, doch durch einen unermeßlichen moralischen Raum geschieden."

„Es ist die Aufgabe der Franzosen, das alte baufällige Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft zu zerstören und abzutragen; es ist die Aufgabe der Deutschen, das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen. In den Freiheitskriegen wird Frankreich immer an der Spitze der Völker stehen; aber auf dem künftigen Friedenscongresse, wo sich alle Völker Europa's versammeln werden, wird Deutschland den Vorsitz führen."

„Die Geschichte Frankreichs und Deutschlands ist seit Jahrhunderten nur ein beständiges Bemühen sich zu nähern, sich zu begreifen, sich zu vereinigen, sich in einander zu schmelzen; die Gleichgültigkeit war ihnen immer unmöglich, sie müssen sich hassen oder lieben, sich verbrüdern oder sich bekriegen. Das Schicksal weder Frankreichs noch Deutschlands wird nie einzeln festgesetzt und gesichert werden können." — — —

„Die Alterreifen Männer beider Länder sollten sich bemühen, die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutschlands durch eine wechselseitige Freundschaft und Achtung zu verbinden. Wie schön wird der Tag sein, wo die Franzosen und die Deutschen auf den Schlachtfeldern, wo einst ihre Väter sich unter einander gewürgt, vereinigt niederknien und sich umarmend, auf den gemeinschaftlichen Gräbern ihre Gebete halten werden!"

„Die unwandelbare Freundschaft und der ewige Friede zwischen allen Völkern, sind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg sind Träume, aus denen man einst erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes schon der Menschheit verursacht! Wie viel hat diese lügnerische Tugend nicht an wilder Wuth alle anerkannten Laster übertroffen! Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht!"

„Ich liebe Deutschland mehr als Frankreich, weil es unglücklich ist, und Frankreich nicht; im Uebrigen bin ich so viel Franzose

als Deutſcher. Was mich betrifft, ſo war ich, Gott ſei Dank, nie ein Tölpel des Patriotismus; dieſer Köder des Ehrgeizes, ſei es der Könige, ſei es der Patrizier oder der Völker, hat mich nie gefangen.“

„Das geſellige und geiſtige Leben der Deutſchen leidet an Uebeln und wird von Bekümmerniſſen geſtört, welche die Franzoſen nie gefühlt noch begriffen, oder die ſie nicht mehr fühlen und vergeſſen haben. Dieſer Umſtand könnte unſere Bemühungen zuweilen aufhalten und unſere Lage ſehr peinlich machen. Die Nationen ſind nicht weniger Egoiſten als die Individuen; ſie achten gewöhnlich nicht viel auf die Leiden anderer Völker und langweilen ſich bald bei ihren Klagen. Sie ſind aller Zeit bereit, ihre eigne glückliche Lage ihrem Muthe, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Geſchicklichkeit zuzuſchreiben; und das Mißgeſchick der anderen Völker deren Schwäche, Unbeſtändigkeit oder Tölpelei. Vielleicht würde man in Frankreich jetzt veraltet finden, gegen den Adel zu eifern oder ſeiner zu ſpotten; man könnte vielleicht die Klagen der Deutſchen über ihre geheime Criminaljuſtiz, ihre dumme Cenſur und über die unverſchämten Beleidigungen, welchen ihre perſönliche Freiheit jeden Augenblick bloßgeſtellt iſt, ſehr verdrüßlich finden. Sollte mir das begegnen, ſollte mir unglücklicherweiſe nicht gelingen, die Sympathie der Franzoſen für mein Vaterland zu gewinnen, dann würde ich mich an ihren Egoismus und an ihren Vortheil wenden, indem ich ihnen zeigte, daß ihre Freiheit und ihr Glück nur unſicher ſind, ſo lange nicht auch die Freiheit und das Glück Deutſchlands feſtgeſtellt ſind, und daß die Säule der franzöſiſchen Freiheit nicht auf dem Platze der Baſtille, ſondern an den Ufern der Elbe einen feſten Grund finden wird.“

„Deutſchland bildet die Gebirgskette, welche die Civiliſation von der Barbarei, die Franzoſen von den Koſaken trennt. Frankreich liebt die Republik nicht, man ſagt es; aber gewiß liebt es noch weniger die Koſaken, und es hat zu viel Ehrgefühl, um nicht ſelbſt die blutige Beredſamkeit eines Danton der unverſchämten Rhetorik eines gekrönten Hettmanns vorzuziehen. Nun wohl! Deutſchland allein kann Frankreich von der traurigen Wahl zwiſchen dem populären und monarchiſchen Deſpotismus retten; aber

unglücklicher Weise wurde diese Lage der Dinge, von den Franzosen jeder Meinung und jeder Partei seit fast fünfzig Jahren verkannt. — — —"

„Frankreich und Deutschland vereinigt können alles vollbringen und alles verhindern. Ein Krieg zwischen Rußland und England könnte niemals ernstlich den Frieden Europa's stören, so lange Frankreich und Deutschland neutral bleiben, und weder England noch Rußland könnten für Frankreich gefährlich werden, wenn ihnen nicht Deutschland Beistand leistete. Von der Einigkeit Frankreichs und Deutschlands hängt also nicht blos ihr eigenes Wohl, sondern auch das Schicksal ganz Europa's ab."

„Frankreich, welches sich seit bald fünfzig Jahren belustigt, die Welt wie einen Kreisel umherzupeitschen, hat wohl das Recht, jedes Volk, das ihm sein Bündniß anbietet, zu fragen: Was habt Ihr zu Stande gebracht? Wozu könnt Ihr uns nützen? Welche Hülfe bringt Ihr? Welche Bürgschaft leistet Ihr uns? In Wahrheit zu reden, Deutschland hat seit drei Jahrhunderten nichts gethan, und es hat alles geduldig ertragen, was ihm Andere haben anthun wollen. Aber eben darum haben Arbeiten, Leidenschaften und Genüsse die jungfräulichen Herzen und die keuschen Geister Deutschlands noch nicht erschöpft; sie bilden die Reserve der Freiheit und werden ihren Sieg entscheiden. Sein Tag wird kommen, und um ihn zu wecken, braucht es nur sehr wenig: ein Moment guter Laune, ein Lächeln des Zufalls, etwas Himmelsthau, einen Eisbruch, einen Narren mehr oder einen Narren weniger, ein Nichts; das Glöckchen eines Maulthieres ist genug, die Lavine fallen zu machen. Alsdann wird Frankreich, welches sich über nichts mehr verwundert, dieses Frankreich, welches in drei Tagen das mühsame Werk eines Jahrhunderts aus dem Stegreife vollbracht, und aufgehört hat sich über sich selbst zu erstaunen — es wird sich über das deutsche Volk erstaunen, und dieses Erstaunen wird nicht blos Ueberraschung sein, sondern Bewunderung."

„Frankreich sollte endlich Deutschland, diese Quelle seiner Zukunft, kennen lernen; es sollte sich endlich überzeugen, daß es sich nicht selbst genug und nicht alleiniger Herr seines Schicksals ist. Für die Freiheit kämpfen, das heißt noch nicht frei sein, das heißt

nur zeigen, daß man der Freiheit würdig sei. Ein Volk, das Tag und Nacht seine Freiheit bewachen muß, ist nicht frei, wie ein Mensch, der auf seine Gesundheit Acht haben muß, nicht gesund ist. Frankreich hat in weniger als fünfzig Jahren das Leben von fünf Jahrhunderten verbraucht; es ist groß und bewunderungswürdig, aber sein Ruhm hat keine Früchte getragen."

„Frankreich hat Deutschland immer falsch beurtheilt, und was schlimmer ist, es hat es gar nicht beurtheilt, es hat sich nicht darum bekümmert. Deutschland hingegen hatte immer die Augen auf Frankreich gerichtet, ohne es darum besser zu begreifen. Anfänglich war es die Bewunderung, dann der Haß, und in der letzten Zeit eine Art höchst lächerlicher Geringschätzung, die sein Urtheil blind gemacht. Die Deutschen, welche niemals vorwärts gehen, kommen nie in die Lage, umkehren zu müssen, und jetzt werfen sie den Franzosen vor, daß sie so oft Rückschritte machten! — — —"

„Für jeden redlichen Mann ist es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von seinem Vaterlande übel zu sprechen; die Landsleute, die Fremden selbst sehen darin nur eine strafbare Verrätherei. Allein hören Freimüthigkeit und Unparteilichkeit auf Tugenden zu sein, sobald man sie auf einen Gegenstand seiner Liebe wendet? Die Deutschen haben, seit sie Frankreich mit Erfolg bekämpft, eine Nationaleitelkeit bekommen, von der sie früher frei waren. Der National-Empfindlichkeit der Franzosen ging wenigstens der Ruhm voraus; ohne Zweifel wird der Ruhm auch einst den Deutschen nicht fehlen; aber bis heute haben sie noch nicht genug gethan, um sich der Zuversicht hinzugeben, daß man nicht ihr stolzes Selbstgefühl für Einbildung nehmen werde. Indem es Frankreich besiegte, hat Deutschland nur ein Joch von ausländischem Holze gegen ein Joch von inländischem Holze vertauscht und den glänzenden Despotismus Napoleons gegen die Scheidemünze seiner armseligen Zwergtyrannen gewechselt. Und dann, ist nicht in jeder National-Eitelkeit etwas Kindisches, ja selbst Unsinniges? Ein einzelner Mensch kann entschuldigt werden, wenn er gegen das, was man von ihm denkt und spricht, sich empfindlich zeigt; denn der Einzelne gilt nur so viel er geschätzt wird; da aber der Preis einer Nation immer ihrem wirklichen Werthe gleich kömmt, so ist die Eitelkeit von ihrer

Seite ganz nutzlos und nichts als Einfältigkeit. Uebrigens wäre es leicht zu beweisen, daß oft, was die verschiedenen Völker Großes gethan, nur durch ihre Fehler zu Stande gekommen, und was andere Völker erduldet, sie nur wegen ihrer Tugenden erlitten. Es ist also in jedem Lobe eines Volkes Etwas seine Zufriedenheit zu mäßigen, und in jedem Tadel Etwas die Beschämung zu versüßen. — — —"

„Indem wir Deutschland und Frankreich zu vergleichen gedenken, haben wir keineswegs die Absicht, die überlegenen oder untergeordneten Eigenschaften des einen oder des andern darzuthun, denn das führte zu nichts. Man hat die Gewohnheit, Menschen und Völkern Moral zu predigen, als wäre ihnen möglich, ihren Charakter zu ändern; aber in Wahrheit ist das unmöglich. Weder die Individuen noch die Nationen können alle Tugenden vereinigen; es gibt Tugenden, die unvereinbar, es gibt gewisse gute Eigenschaften, die nothwendig mit gewissen Fehlern verbunden sind. Das aber ist die wahre nützliche Aufklärung, die man den Völkern geben kann: ihnen zu zeigen, wie sie in außerordentlichen Fällen, wo sie zum Handeln oder zum Widerstehen gute oder schlimme Eigenschaften, die ihnen selbst fehlen, nöthig hätten, dieselben bei fremden Völkern suchen und zum Besten gebrauchen sollen."

„Frankreich und Deutschland müssen, um mächtig und unabhängig zu sein, einander ihre Kräfte leihen und eines von dem andern abhängen. Die Dienste, welche sie sich wechselseitig zu leisten haben, sind leicht festzusetzen. Im Allgemeinen herrscht bei den Franzosen der Verstand (le caractère), bei den Deutschen der Geist vor; es kömmt also letztern zu, zu unterscheiden, was man zu thun, den andern, wie man es zu vollbringen habe. — — —"

— Ein Artikel über Uhland und Beranger enthielt unter andern folgendes:

„Die Deutschen üben eine edle Gerechtigkeit gegen alles, was groß und schön ist, in jeder Gattung, in jedem Lande, und zu jeder Zeit, und sie theilen ihre Liebe und ihre Bewunderung zwischen alle Verdienste mit einer strengen und bewunderungswürdigen Unparteilichkeit. — — —"

„Wären die Menschen immer glücklich, dann würde Beranger ihr Apostel sein, und dessen Lieder ihnen zum Evangelium dienen. Wären die Menschen immer unglücklich, dann wäre Uhland ihr Prophet, und dessen poetische Moral ihre heilige Schrift. Da aber das Leben aus Lust und Schmerz gemischt ist, muß man Beranger und Uhland zugleich verehren, sich abwechselnd an ihren Schriften erbauen, bald Franzose, bald Deutscher sein, Gott und Lisette lieben. Im Frühlinge des Lebens und in den schönen Tagen der ersten Liebe erstickt man fast, ein Deutscher zu sein; aber wenn die Witterung kalt ist, gewähren Euch Eure Kamine und Eure feuchten Gefühle nur eine Wärme für das Auge. Wie wohlthuend würdet Ihr alsdann einen deutschen Ofen und ein deutsches Herz finden! — — —"

„Beranger ist liebenswürdig und Uhland ist achtungswürdig; sie sind von ihrem Lande; die Franzosen sind frei und glücklich, und die Deutschen verdienen es zu sein. Wenn eines Tages die Deutschen, irre geführt von den Lügen und Ränken ihrer Fürsten, dem kindischen Wesen ihrer Poeten und der Unwissenheit ihrer Gelehrten, zum zweiten Male sich mit einem selbstmörderischen Hasse gegen Frankreich begeisterten, dann würden die Lieder Berangers ihren Zorn verständigen und entwaffnen. Wenn die Franzosen sich von ihrer Nationaleitelkeit oder von dem Ehrgeize eines kriegerischen Oberhaupts von neuem gegen Deutschland treiben ließen, dann mögen sie Uhlands Lieder lesen, um zu erfahren, daß ein Volk, das seinen Ruhm in der Gerechtigkeit setzt und dem das Recht als Schild dient, nie unterjocht werden kann, und daß seine Freundschaft vortheilhafter ist, als der Sieg selbst. — — —"

— In einem französischen Artikel über Menzels Franzosenfresserei sagte ich:

„Wie! Ihr seid ein Volk von drei und dreißig Millionen Menschen und Ihr beklagt Euch, von Napoleon beschimpft und verachtet worden zu sein? Hat Napoleon etwa auch die Engländer und Spanier verachtet, die seine Feinde waren? Hat er etwa die Polen verachtet, die seine Verbündeten waren? Aber beruhigt Euch, Ihr unglückseligen Eunuche der Nationalehre, die nicht Euch gehört

und die Ihr nur für den Gebrauch Eurer Sultane bewacht; nicht Euch, das deutsche Volk, die deutschen Fürsten hat Napoleon verachtet, jene Fürsten des Rheinbundes, die vor ihm gekrochen, die in seinem Vorzimmer wie Bediente Wache gehalten; die um den Titel eines Königs, eines Großherzogs, eines Herzogs, die um die Erlaubniß, sich der armseligen Reste von Freiheit zu bemächtigen, die ihren Unterthanen von ihrem ganzen Erbe noch übrig geblieben, und um die Nachsicht, in ihren Präfecturen die Despoten spielen zu dürfen, ihm ihre Völker verkauften und ihm halfen, ihre Landsleute zu unterdrücken, und Preußen zu vernichten, das sie gegen Oesterreich geschützt, und Oesterreich, dessen Vasallen sie waren. Diese Fürsten waren es, welche Napoleon mit Recht, aber zu seinem Verderben nicht genug verachtet, denn er hat sich von ihnen betrügen lassen. — — —"

„Ergreift die Waffen, ihr hochherzigen Vertheidiger der Nationalehre, erobert das Elsaß wieder; aber eilt Euch, die Sache ist dringend, bald werden die Festungen Spielberg, Olmütz, Spandau, Magdeburg, Ehrenbreitenstein, Hohenasperg, für die väterlichen Bedürfnisse Eurer Regierungen nicht mehr ausreichen; nehmt Straßburg mit Sturm ein, damit es eine Citadelle mehr gäbe, um Eurem Patriotismus als Prytaneum zu dienen. Allein bevor Ihr Euch den Gefahren des Ruhms aussetzt, fragt die Elsasser, ob sie einwilligen, wieder Deutsche zu werden, ob sie sich glücklich schätzen würden, ihren König gegen einen der deutschen Bundesfürsten, ihre Deputirten-Kammer gegen die Frankfurter Bundesversammlung, die Freiheit der Presse gegen die schändliche Censur, die Nationalgarde gegen die Gendarmerie, die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen gegen geheime Tribunale, die Jury gegen abhängige Richter, und die Gleichheit der Stände gegen den Hochmuth und die Unverschämtheit des Adels und der Satrapen zu vertauschen. Fragt sie das und sie werden Euch antworten: wir sind die glühendsten und treuesten Patrioten unter allen Franzosen, gerade weil wir an der deutschen Grenze liegen. — — —"

„Geht doch, Ihr stümpernden Liebhaber der Nationalehre! Es ist ein Unglück, aber keine Schande, von einem fremden Volke besiegt worden zu sein, das ist allen Völkern und den tapfersten

begegnet; aber es ist eine Schande in seinem Vaterlande Sclave zu sein. Der fremde Sieger macht uns wenigstens das Recht nicht streitig, ihn zu hassen und uns an ihm zu rächen; indem er uns unterjocht und niederdrückt, verlangt er nicht zugleich unsere Liebe und unsere Achtung; aber die inländischen Tyrannen zwingen uns, die Hand zu küssen, die uns züchtigt. Die Ehre eines Volkes ist, daß es wisse frei zu sein, ein Bedientenvolk hat keine Ansprüche auf Achtung zu machen. Was habt Ihr nöthig zwei Jahrhunderte zurückzugehen, um im Elsaß Eure Nationalschande zu suchen? Sie liegt Euch unter den Händen, sie ist von gestern. In Spanien, dem Vaterlande der Inquisition, besteht Preßfreiheit, und in Deutschland, dem Vaterlande Luthers, herrscht die Censur! Ihr hungert nach Nationalehre, Ihr füttert Euch mit dem Siege, den vor achtzehnhundert Jahren Arminius über die Römer gewonnen, Ihr ernährt Euch armselig mit der Asche Eures Ruhms, und die Varus von Frankfurt beschimpfen und bedrohen Euch alle Tage! Wisset, daß dort die Schande ist und daß auch dort die Ehre könnte sein. — —"

— Ein Artikel über Heine enthielt Folgendes:

„Das deutsche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es ist groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletschern schimmert. Deutschland ward das reinste Sonnenlicht, den andern Ländern die Wärme der Sonne. Seine unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet. Dort sind die Quellen der großen Ströme der Geschichte, der großen Nationen und der großen Gedanken. Den Deutschen das Genie, den Franzosen das Talent; den einen die schöpferische, den andern die anwendende Kraft. Aus dem deutschen Boden sind alle jene große Ideen hervorgegangen, die von geschickteren, unternehmenderen oder glücklicheren Völkern ins Werk gesetzt und benutzt worden sind. Deutschland ist die Quelle aller europäischen Revolutionen, die Mutter jener Entdeckungen, welche die Gestalt der Welt geändert haben. Das Schießpulver, die Buchdruckerei, die religiöse Reform sind aus ihrem Schoße hervorgegangen — undankbare und vermaledeite Töchter, die Prinzen geheiratet und ihre plebeische Mutter verhöhnt haben. — — —"

„Die Franzoſen klagen oft und ſpotten zuweilen über den Nebel, der den Geiſt der Deutſchen umhüllt. Aber dieſe Wolken, welche den Franzoſen das Sehen verhindert, ſind nur zu den Füßen der Deutſchen gelagert; ſie ſelbſt ragen mit ihrer ganzen Größe über die Wolken hinaus und athmen unter einem blauen Himmel eine reine und ſtrahlende Luft. — — —"

Das iſt es was ich den Franzoſen von Deutſchland, was ich den Deutſchen von Frankreich geſagt. Und jetzt betrachte man die Lügenſtickerei, mit welcher Herr Menzel meinen guten und reinen Stoff zu bedecken ſuchte.

„Herr Börne gibt in Paris ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebenes Journal: la Balance, heraus. Im erſten Heft desſelben erklärt er den Patriotismus für eine Narrheit und dankt Gott, daß er jederzeit davon frei geweſen ſei. Er ſagt aber kein Wort gegen den franzöſiſchen Patriotismus. Dieſen läßt er gelten. Nur gegen den deutſchen zieht er, ſelbſt ein Deutſcher, zu Felde, und in welchem andern Intereſſe als in dem der Franzoſen?"

Wo findet ſich denn in meinen Worten oder auch nur in meinen Gedanken, daß ich den deutſchen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, den franzöſiſchen aber für Weisheit? Wo ſteht das? Mir braucht Herr Menzel nicht zu ſagen wo es ſteht, ich weiß es — es ſteht in ſeiner Inſtruction. Er hat ſich darum nicht mit mir zu verſtändigen, ſondern nur mit jenen unſchuldigen und gutmüthigen Leſern, deren es in Deutſchland ſo viele gibt, die zwar als Knaben ſchon den Livius und den Tacitus geleſen, aber nur lateiniſche Vocabeln und Wendungen, nicht aber die uralten Ränke der Ariſtokratie, und die ewigen Tücken des Deſpotismus daraus gelernt. Gegen jene unwiſſenden Leſer hat ſich Herr Menzel zu rechtfertigen, die von dem Maſchinenweſen der öffentlichen Meinungsfabrik nicht die geringſte Kenntniß haben und von der Bauchrednerei der politiſchen Gaukler und Taſchenſpieler gar nichts ahnden. Dieſen, nicht mir, zeige er die Stelle, wo ſich das findet was er mir zum Vorwurfe macht. Ich habe nicht den deutſchen Patriotismus allein, ich habe auch den franzöſiſchen und jeden andern verdammt, und ich habe ihn nicht für eine Narrheit erklärt,

ſondern für mehr, für eine Sünde. Will Herr Menzel darüber mit mir ſtreiten, ob der Patriotismus eine Tugend ſei oder nicht, ſo bin ich gern dazu bereit.

„Doch es ſcheint, wir müſſen bei Herrn Börne vorausſetzen. er betrachte den Unterſchied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit, er halte den Patriotismus nicht für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges, ſondern für eine Erfindung, für etwas, das den Völkern aufgeſchwatzt worden ſei, um ſie an einander zu hetzen und ſich wechſelſeitig zu unterdrücken.“

„Wollten wir auch dies Princip zugeben, was wir nicht thun, ſo würde doch daraus folgen, daß Herr Börne nicht blos dem deutſchen, ſondern auch dem franzöſiſchen Patriotismus den Krieg ankündigen müßte, wenn er dem Verdachte entgehen will, er wolle nur den Franzoſen und ihren Intereſſen auf Koſten der Deutſchen ſchmeicheln, und ſtatt der Freiheit oder unter ihrer Maske nur das Franzoſenthum ausbreiten.“

„Iſt denn aber das Princip überhaupt richtig? Kann man ſo in aller Geſchwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten? und es iſt wahr, daß der Patriotismus der Freiheit verderblich ſei? Im Gegentheil. Es gibt gar keine Freiheit ohne Patriotismus. Was Herr Börne lehrt, iſt genau dieſelbe Lehre, die gerade die Feinde der Freiheit von jeher gepredigt haben, die Lehre der Welteroberer, der Stifter großer Welt-Monarchien, der Hierarchien. Nur dieſe waren es von jeher, welche die Nationalunterſchiede auszurotten und die ganze Menſchheit in eine Uniform zu zwingen trachteten, weil ſie wohl wußten, daß ſie die Freiheit auf keine andere Weiſe unterdrücken könnten, als indem ſie die Nationalität unterdrückten. Aus demſelben Grunde war es auch immer nur der Patriotismus, das heilige Gefühl der Nationalehre, welche die Freiheit rettete oder wieder eroberte. Nur deutſcher Patriotismus war es, der einſt den Römern ſagte: bis hierher und nicht weiter! und dadurch die allgemeine Demoraliſation der Sclaverei, die außerdem unausbleibliche Folge der römiſchen Kaiſer-Deſpotie, aufhielt. Nur deutſcher Patriotismus war es, der den Päpſten zurief: bis hierher und nicht weiter! und den ganzen Norden losriß von unerträglichem Joch. Nur deutſcher Patriotismus war es,

der auch dem weltstürmenden Corsen zurief: bis hierher und nicht weiter! und dadurch erst jene neue Basis schuf, auf der so viel gebaut wird. Herr Börne selbst müßte vielleicht jetzt als französischer Polizeipräfect in seiner Vaterstadt figuriren und Programme zu kaiserlichen Namensfesten schreiben, wenn nicht eine halbe Million ehrlicher Deutscher ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergossen hätten, um ihm die Sicherheit zu erobern, in der er jetzt in Paris sitzt und schreibt und die Geister der Helden verhöhnt."

Ich betrachte keineswegs, wie Herr Menzel voraussetzt, den Unterschied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit, wenigstens gibt es größere Hindernisse, die meine Aufmerksamkeit viel stärker in Anspruch nehmen. Doch was heißt Unterschied der Nationen? Herr Menzel gebraucht oft Worte, welchen sich zu widersetzen eben so unmöglich ist als die Luft durchzuhauen. Ich halte den Patriotismus, ganz wie Herr Menzel, für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges. Er ist ein angeborner Trieb, und darum natürlich, und darum heilig, wie alles was von der Natur kommt. Aber welches Heilige wurde nicht schon mißbraucht, ja mehr mißbraucht als alle gemeinen Dinge, weil eine ehrfurchtsvolle Scheu jede genaue Untersuchung zurückschreckte und den Schändern des Heiligthums freien Spielraum gab? Was ist heiliger als Gott, und was wurde mehr mißbraucht? Ich halte den Patriotismus nicht für eine Erfindung der Machthaber, denn diese haben nie etwas Gutes erfunden. Aber die Fürsten haben auch das Pulver nicht erfunden, und dennoch gebrauchen sie es blos zu ihrem alleinigen Vortheil und oft zum Verderben ihrer eignen und der fremden Völker. Das Pulver haben die Machthaber den Völkern abgeschwatzt, und von Patriotismus, von Vaterland haben sie ihnen eine ganz falsche Bedeutung aufgeschwatzt, um sie aneinander zu hetzen und sich wechselseitig zu unterdrücken. Das ist es freilich was ich meine.

Die Neigung, stete Bereitwilligkeit und der unerschütterliche Muth, für das Glück, die Ehre, den Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit seines Landes thätig zu sein, und dabei kein Opfer, keine Anstrengung zu scheuen, sich von keiner Gefahr abschrecken zu

lassen: das ist es was wir Liebe des Vaterlandes nennen. Das Glück, der Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit eines Landes können von zwei Seiten bedrohet werden, von außen und von innen. Die Uebel, die von außen kommen, sind seltener, es sind gewaltsame Verletzungen und sie gleichen den Verwundungen des menschlichen Körpers. Sie sind schmerzlich, aber nicht bösartig, und können den stärksten und gesundesten Staat treffen. Die Uebel, die von innen kommen, gleichen den Krankheiten; sie sind häufiger und bösartiger, denn sie setzen verdorbene Säfte, eine fehlerhafte Constitution oder ungeregelte Lebensordnung voraus. Nun haben aber die Machthaber, welche die öffentliche Meinung, Moral und Erziehung nur zu ihrem eigenen Vortheile lenken, die Liebe zum Vaterland, die sich gegen die innern Feinde hülfreich zeigt, nie als eine Tugend geltend zu machen gesucht, sondern vielmehr als das größte aller Laster verdammt und unter dem Namen Landesverrätherei und Majestätsverbrechen, durch ihre Gesetze mit den härtesten Strafen bedroht. Diejenigen Bürger haben sie für die besten Patrioten erklärt, die ihren unheilbringenden Gesetzen am meisten Ehrfurcht und Achtung bezeigten, indem sie nur für sich und ihre Familie Sorge trugen, sich aber um die Kränkungen, welche ihre Mitbürger und ihr Vaterland erlitten, nie bekümmerten. Nur denjenigen Patriotismus, der sich äußern Feinden des Vaterlandes entgegensetzt, haben sie als eine Tugend angepriesen und belohnt, weil er ihnen nützte, weil er ihre Herrschaft sicherte, und sie in den Stand setzte, jeden fremden Fürsten oder jedes fremde Volk, die sie befeinden wollten, als Feinde ihres Volkes darzustellen.

Die Liebe des Vaterlandes, sie mag sich nach außen oder nach innen offenbaren, ist eine Tugend so lange sie in ihren Schranken bleibt; darüber hinaus wird sie ein Laster. Wenn Herr Menzel sagt, für das Vaterland handelt man immer schön, so ist das eine alberne Floskel, albern und lästerlich zugleich. Nein, man handelt nur schön für das Vaterland, wenn man das Gerechte will; man handelt nur schön für das Vaterland, wenn es das Vaterland ist, für das man sich bemüht, nicht aber ein einzelner Mensch, ein Stand oder ein Interesse, die durch Ränke und Gewalt sich für das Vaterland geltend zu machen wußten.

Die Vaterlandsliebe ist für den Bürger, was die Familienliebe für den Hausvater ist. Wenn nun Religion und Sittlichkeit den Hausvater lehren: du sollst deinen Nebenmenschen lieben wie dich selbst, du sollst ihn nicht hassen, nicht kränken; wenn das Staatsgesetz gebietet: du sollst deinen Mit-Bürger nicht bestehlen, nicht berauben, ihn nicht in seiner Ehre, seinem Rechte, seinem Eigenthum kränken; und wenn auch dein Weib und Kind vor deinen Augen verhungerten, so darfst du doch deinem reichen Nachbar kein einziges Brot entwenden — wollten sie damit lehren oder verbieten, daß man sein Weib und Kind nicht lieben, daß man seine Familie verrathen sollte? Aber was man nicht thun darf für seine Familie, darf man auch nicht thun für sein Vaterland. Das Recht ist ein unentbehrlicheres Lebensmittel als das Brot, und Tugend ist schöner als Ruhm.

Herr Menzel fragt: ob man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten könne? Es ist aber nicht die Rede von dem was man kann, sondern von dem was man soll. Vom Ausrotten des Patriotismus ist gar nicht die Rede, sondern nur von der Vertilgung aller Schändlichkeiten, die der Egoismus der Fürsten und der Völker mit dem Namen Patriotismus umschleierte. Von aller Geschwindigkeit ist am wenigsten die Rede. Wir gewähren noch ein halbes Jahrhundert bis die Völker Europa's, bis besonders die Franzosen und die Deutschen zur Einsicht gelangen, daß von ihrer Einigkeit ihr Glück und ihre Freiheit abhängen. Ehe das geschieht, werden noch manches Jahr die Kosakenpferde in der Rhone trinken, und mancher deutscher Dom wird von den Türken unter russischer Kriegsführung zum Stalle entweiht werden, und wird ein Meer von Blut das Glück und das Leben von Millionen Menschen des Festlandes begraben.

Die Fürsten sind einig; aber weil sie wissen, daß die Einigkeit ihrer Völker ihre eigne fruchtlos machen würde, suchen sie diese zu verhindern. Kein Fürst ereifert sich darüber, wenn ein fremdes Volk sein eignes anfeindet. Herr Menzel, der in dem schulbübisch censirten Deutschland alle mögliche Freiheit genießt die Franzosen zu verlästern, sie bei den Deutschen zu verläumden und diese gegen sie aufzuwiegeln — er versuche es einmal gegen Louis Philipp,

Digitized by Google

der doch auch ein Franzoſe iſt, ein feindliches Wort zu äußern! Aber ich bin gewiß, daß es Herr Menzel nicht verſuchen wird; denn er weiß die feinſten Tendenzen ſeiner Zeit eben ſo gut als der Fürſt von Pückler zu berückſichtigen, der auch von dem Könige der Franzoſen alles mögliche, von deſſen Volke aber gar wenig Gutes zu ſagen wußte.

Was Herr Menzel am angeführten Orte weiter ſagt, fand ich ſo ermüdend dumm, daß ich mich erſt etwas erholen muß, ehe ich darauf eingehe. „Er iſt nicht eitel", rühmt mich Herr Menzel; aber ich muß zu meiner Beſchämung geſtehen, daß ich es manchmal doch bin. So oft ich mich gezwungen ſehe zu ſpießbürgerlichen Erörterungen hinabzuſteigen, regt ſich mein Stolz in mir und ich erröthe, keinen ebenbürtigen Gegner zu haben. Herr Menzel darf es mir glauben, daß er nicht halb ſo viel von Politik verſtehet als meine franzöſiſche Köchin, ob ſie zwar Eulalia heißt und dieſer Name voll Menſchenhaß und Reue, voll Melancholie, Empfindſamkeit, Mondlichtszitterſchein und andern Deutſchthümlichkeiten, die allergrößte Unbekanntſchaft mit Politik, Diplomatik und übrigen Spitzbübereien zu verrathen ſcheint.

Herr Menzel ſagt: was ich lehrte, hätten zu jeder Zeit die Welteroberer gelehrt; dieſe hätten immer, um die Freiheit zu unterdrücken, alle Nationalität auszurotten und die ganze Menſchheit in eine Uniform zu zwingen getrachtet. O Geduld! oder hätte ich nur einen einzigen Zoll von einem Welteroberer, daß ich die Geduld entbehren könnte! Wie hätte denn je ein Eroberer entſtehen, wie hätte je der Fürſt eines Landes ſein Volk ſo dumm bereitwillig finden können, mit Blut und Leben ſeiner Raubſucht und ſeinem Ehrgeize zu dienen, wenn er ihm nicht vorher eine falſche Bedeutung des Patriotismus aufzuſchwatzen verſtanden, wenn er ihm nicht vorgelogen hätte, das Ausland haſſen, heiße ſein Vaterland lieben? Und wenn die Eroberer auch wirklich darin ihren Vortheil fanden, den Nationalegoismus der von ihnen unterjochten Völker zu unterdrücken, was könnte man damit beweiſen? Die Ehrgeizigen gebrauchen alle Mittel, auch edle; der Zweck heiligt ſelbſt dieſe in ihren Augen. Die Eroberer, die Unterdrücker haben die Nationaleigenthümlichkeiten der von ihnen unterjochten Völker zu zerſtören

gesucht, so lange sie glaubten, daß dieses ihre Herrschaft erleichtere und sichere; sobald sie aber zu besserer Einsicht gekommen, sobald sie begreifen gelernt, daß man verschiedene Völker am sichersten regiere, wenn man sie in wechselseitiger Eifersucht, wenn man ihren Patriotismus erhalte, und so eines von dem andern bewachen lasse, haben sie mit dem größten Eifer alle Nationalverschiedenheiten zu unterhalten gesucht. In dem österreichischen Staate gibt es, genau gezählt, neun verschiedene Patriotismen. Die Fürsten Oesterreichs haben die Nationalverschiedenheiten und Charakterzüge aller von ihnen beherrschten Völker immer mit solcher ängstlichen Sorgfalt unterhalten, daß sie sich sogar gescheut, die noch hier und da sich findenden Grabsteine längst verstorbener, längst verfaulter Freiheiten zu zerstören, sie, welchen doch immer selbst vor jedem Zeichen der Freiheit schauderte! Thaten sie so zum Vortheile der Freiheit oder zum Vortheile des Despotismus? Ist Oesterreich ein freier Staat? Möchte Herr Menzel in Wien schreiben? Doch wer weiß, vielleicht möchte er es.

Was hat man nicht schon den Menschen als Patriotismus aufgebunden? Die Oesterreicher sind so treuherzige und gutmüthige Menschen, daß man unter ihnen findet, was sonst nirgends in der ganzen Welt zu finden ist; nämlich Polizei-Spione unter den ehrlichsten Leuten. Wenn ein solcher ehrlicher Spion seinen Nachbarn, seinen Freund, seinen Bruder verräth, schwört er darauf, er sei ein guter Patriot, und stirbt so selig wie der heilige Antonius.

Ich könnte dem Herrn Menzel ein großes Geheimniß anvertrauen; ich könnte ihm zeigen, daß die Deutschen für den Patriotismus gar nicht gemacht sind, daß sie darum keinen haben, daß es ihre schöne Bestimmung ist keinen zu haben, und es daher gut sei, daß sie nicht frei sind, und wie sich dieses einst zum Glücke der europäischen Menschheit wenden werde. Doch um das alle klar zu machen, müßte ich mich mit Herrn Menzel auf einen hohen Standpunkt stellen, und ich fürchte da gäbe er mir Recht, hielte mich fest, und ließe mich nicht wieder herunter. Man weiß es ja, wie himmlisch wohl es allen deutschen Gelehrten auf sehr hohen Standpunkten ist; denn dort oben in den Wolken gibt es keine Polizei.

Darum bleibe ich lieber unten und fahre in meinen ebenen Betrachtungen fort.

Wenn vielleicht Herr Menzel mir den Arminius, den Luther und den Napoleon an den Kopf geworfen, um mit meiner schwachen Fassungskraft zu scherzen, die es mir immer unmöglich machte, die Herrlichkeit des deutschen Patriotismus, ja auch nur sein Dasein aufzufinden, so lasse ich mir es gefallen; denn ich kenne und liebe den Scherz. Herr Menzel wollte mich dann nur necken, weil er wußte, daß ich jedesmal toll werde, wenn ich von der Teutoburger Schlacht, und wenn ich jene gar zu jämmerlichen und ungeschickten Schmeichler höre, die um das deutsche Volk zu loben, das wie jedes Volk des Lobes nie bedarf, ihm nur zwei große Thaten auf achtzehn Jahrhunderte vorzuschmeicheln wissen, und eines neunzehnten Jahrhunderts bedurften, um die dritte That hinzuzufügen. War es aber Herrn Menzel Ernst mit dem Teutoburger Walde, der Reformation und dem korsischen Tyrannen; waren es nicht blos die alten Possen aus der Befreiungs-Komödie, wollte er vielmehr wie viele Andere, und wie befohlen, die Deutschen damit einschläfern und ihnen rathen sich auszuruhen von den drei großen Werken, die sie in neunzehn hundert Jahren vollbracht — so muß ich es wohl als Ernst annehmen und ein Wort darüber sprechen.

Herr Menzel hat selbst eine Geschichte der Deutschen geschrieben, und zwar mit einem so feurigen anachronistischen Turner-Patriotismus, daß Arminius und Blücher sich wie zwei Brüder ähnlich sehen. Ich bitte ihn daher in seinem eigenen Werke die Kriege der Germanen mit den Römern nachzulesen, und mir dort eine Spur von Patriotismus aufzuzeigen. Die deutschen Völkerschaften kämpften damals weder für ihren Boden, noch für ihre Stammgenossen, noch für ihren Nationalruhm, noch für ihre Freiheit. Sie kämpften nur für ihre Führer, und fochten mit gleicher Lust und Tapferkeit in der Reihe der Römer gegen ihre Landesleute, wie in der Reihe ihrer Landesleute gegen die Römer. Die deutschen Häuptlinge und Fürsten stritten für ihren Ehrgeiz und ihren Vortheil, und je nachdem diese wechselten, wechselten sie mit ihren Verbündeten und ihren Feinden. Bald bekämpften sie die Römer, bald die Deutschen. Zwischen den deutschen Fürsten und

Völkerschaften war selbst im eigenen Lande ein unaufhörlicher Krieg. Der Bruder des Arminius kämpfte in den Reihen der Römer, und Arminius selbst wurde, nachdem er Varus besiegt, von andern deutschen Fürsten, worunter seine eigene Verwandte waren, heimlich todtgeschlagen. Herr Menzel sieht, daß schon in uralter Zeit der deutsche Patriotismus einen so schlechten Lohn fand als in unsern Tagen. Wäre der brave Blücher älter geworden, hätte er vielleicht auf der Citadelle von Magdeburg sich mit dem Schicksale des Arminius trösten müssen, das doch noch traurig gewesen als seines; denn nie hätte er, ob er zwar selbst Husar war, die jetzige Husaren-Regierung Preußens gut geheißen.

Die Deutschen kämpften Jahrhunderte lang die Einen für, die Andern gegen die Macht der Römischen Kaiser, und nicht eher sahen sie in den Römern einen gemeinschaftlichen Feind und verbanden sich gegen sie, bis nordische Völker kamen und sie auf die Römer warfen, ganz so wie sie achtzehn hundert Jahre später von den Russen gegen die Franzosen gedrängt worden.

Stand deutscher Patriotismus auch nur in der entferntesten geistigen oder Blutsverwandtschaft, nur in der losesten geschichtlichen Verbindung mit der Reformation? Nein, der Patriotismus war weder Ursache noch Wirkung, weder Vater noch Kind, weder Vorhergegangenes noch Nachfolgendes der Reformation. Im Gegentheil, die Reformation vernichtete allen deutschen Patriotismus, selbst jenen schlechten, den Herr Menzel preist und den wir verdammen. Die Reformation war die Schwindsucht, an der die deutsche Freiheit starb und Luther war ihr Todtengräber. Pfaffentrug hatte den alten guten Glauben mit Aberglauben verfälscht, so daß er gesunden Herzen nicht mehr munden konnte. Da kam Luther, der sich wie alle deutsche Gelehrte auf einen reinen Wein verstand, ließ das Faß auslaufen, und bot dem Volke für den verdorbenen Wein des Glaubens das reine Wasser der Philosophie an. Was wurde dabei gewonnen? Der Westphälische Friede ist da mit seiner Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Reformation. Einige Tausend Denker erwarben sich Gedankenfreiheit, und das ganze Land verlor seine Lebensfreiheit. An einem Wahne wurde das Volk ärmer und an tausend Narrheiten, welche die deutschen

Theologen und Philoſophen erſonnen, wurde das Land reicher. Das Papſtthum, dieſer böſe neckiſche Geiſt, doch ohne Körper, der nur Abergläubiſche ſchreckte und von allen Verſtändigen verlacht wurde, das wurden ſie los; dafür aber bekamen ſie zwei handgreifliche ſchwerbewaffnete Völker in das Land, den Franzoſen und den Schweden. Ein Jahrhundert lang erwürgten ſich die Deutſchen unter einander, und um ungeſtört ihre Wunden verbinden, ihre Todten begraben zu können, mußten ſie endlich einen Theil ihres Landes fremden Königen abtreten. Zwanzig Univerſitäten wurden errichtet, um die Gelehrten für ihre Volksverrätherei, für ihre Fürſtendienſte zu belohnen, und tauſend Städte und Dörfer lagen in Trümmern und Aſche und die Gebeine von zehn Millionen Deutſchen bedeckten das verwüſtete Land. Nie haben die deutſchen Fürſten ihren Völkern, nie haben dieſe ſich ſelbſt, nie wurde ihnen vom Auslande mehr Schimpf und Schande angethan als während der Reformation; und das nennt Herr Menzel Patriotismus! Ich habe mich in einem franzöſiſchen Journale über die Urſachen und Folgen der Reformation umſtändlicher ausgeſprochen, und ich will einige hierher gehörige Stellen daraus anführen.

„Die Reformation hat nur den Fürſten und den Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch ſie nichts an ſeinem ſinnlichen Glücke gewonnen, und viel von ſeinem geiſtigen Wohle verloren. Alles betrachtet, war die prieſterliche Macht doch nur eine moraliſche. Die Völker verarmten um die Kirche zu bereichern, wie man ſich um ſeine Geliebte zu Grunde richtet, wenn man zu ſchwach oder zu voller Leidenſchaft iſt, ihrem Schmollen und ihrem Liebkoſen zu widerſtehen. Als aber nach der Reformation die Fürſten ſich der Güter und Einkünfte der Geiſtlichkeit bemächtigt hatten, traten die Steuern an die Stelle der freiwilligen Abgaben, und die Strafgeſetze der Schatzkammer an die Stelle des Fegfeuers. Luther nahm dem Volke das Paradies und ließ ihm die Hölle, nahm ihm die Hoffnung und ließ ihm die Furcht. Er ſchrieb die Reue vor, um von Sünden losgebunden zu werden, aber die Reue gebietet ſich nicht. Er verlangte gute Werke ſtatt äußern Gottesdienſtes, aber die guten Werke wurden ſeit dieſer Lehre nicht häufiger.“

„Die Sitten wurden strenger, nach außen war alles rein und fleckenlos; aber es waren nur zurückgetretene Laster, welche die verborgenen Theile des Staatskörpers verwüsteten. Ränke und Spitzbübereien ersetzten die Gewaltthätigkeiten und Verbrechen. Die religiösen Feste wurden vermindert, die Werktage und hierdurch die Mühen des Volks wurden vermehrt; der Gottesdienst, während des Katholizismus der Trost und zugleich die Oper und Erholung der Unglücklichen, wurde in eine Schule der Moral umgewandelt, wo die Gläubigen sich langweilten und einschliefen. Die Theologie, früher eine göttliche Kunst, wurde eine Wissenschaft, die der Fassungskraft des Volkes unzugänglich blieb. Das öffentliche Leben hörte ganz auf. Es gab keine Maler, keine Dichter, keine Feste mehr für das Volk; man führte keine öffentliche Gebäude mehr auf; der Provinzial- und Haus-Egoismus trat an die Stelle des Nationalgeistes; das deutsche Volk, ehemals so fröhlich, so geistreich, so kindlich, wurde durch die Reformation in ein trauriges, plumpes und langweiliges Volk verwandelt. Das deutsche Leben ist ein Fastenleben, das schon seit drei Jahrhunderte dauert, und das deutsche Volk ist noch weit von seinen Ostern."

„Luther war ein großer Mann, aber vor allem war er Mensch, und besaß alle Gebrechen und Schwachheiten dieser unglückseligen Gattung. Emporgekommener Plebejer, haßte und verachtete er den Stand, aus dem er hervorgegangen, und wollte lieber der Schützling der Fürsten als der Beschützer seines Gleichen sein. Die Fürsten schmeichelten ihm, weil sie ihn fürchteten. Luther war so gerührt von ihrer Furcht und so betäubt von ihren Liebkosungen, daß er gar nicht gewahr wurde, daß die Fürsten nur aus Ehrgeiz und Habsucht seine Lehre angenommen, und daß sie sich in ihrem Innern über seinen religiösen und philosophischen Enthusiasmus lustig machten. Luther hat seinem Vaterlande viel Böses angethan. Vor ihm fand man bei den Deutschen nur Dienstbarkeit, Luther begabte sie noch mit Dienstbeflissenheit. Die südlichen Völker, die katholisch geblieben, fürchten ihre Gebieter, doch sie lieben und verehren sie nicht; sie bewahren ihre Liebe und ihre Verehrung für Gott und seinen Statthalter."

„Darum haben alle katholischen Völker, sobald sie sich gegen ihre Tyrannen stark genug gefühlt, ihr Joch abgeschüttelt, oder wenigstens mit gutem oder schlechtem Erfolge ihre Befreiung versucht. Aber bei den reformirten Völkern, wo die Fürsten auf den Rath und mit Einwilligung der Reformatoren die moralische Macht der Kirche an sich gezogen und mit ihrer materiellen Macht vereinigt hatten, mußten die Unterthanen die Liebe und die Verehrung, die sie früher der Kirche geschenkt, ihren weltlichen Herrn als pflichtschuldige Steuer darbringen. Nur bei den nordischen Völkern findet man jene dumme und blinde Liebe und jene abergläubische Verehrung für die Fürsten, die den Menschen so sehr entwürdigen und jene unglücklichen Völker an ihre Sclavenketten schmieden. Sie wagen sie nicht zu brechen, sie wagen es nicht zu wollen; das vermeintliche sociale Verbrechen würde sie nicht zurückschrecken, aber sie entsetzen sich vor der Verletzung des Heiligen. Die katholischen Priester haben nie den leidenden Gehorsam gepredigt, gleich den reformirten Geistlichen, und das angebliche göttliche Recht der Fürsten, ob zwar schon früher von ihnen in Anspruch genommen, wurde doch erst seit der Reformation von den Völkern anerkannt." ———

„Luther war das Musterbild eines deutschen Philosophen, mit allen Tugenden und Fehlern seiner Nationalität. Von hohem Verstande, ausgebreiteter Gelehrsamkeit, geistreich, mit Adleraugen die Finsterniß seiner Zeit durchdringend, standhaft, tugendhaft, unbestechlich, den Gunstbezeugungen der Großen besser als ihren Liebkosungen widerstehend, wagte Luther, ein armer und unbekannter Mönch, die kolossale Macht des Papstes herauszufordern. Aber er war kein politischer Kopf; er kannte die wirkliche Welt nicht, er verstand weder die Ränke, die Leidenschaften und die Halsstarrigkeit der höhern Stände, der bürgerlichen Gesellschaft, noch den richtigen Sinn, die Tugenden und die Interessen der untern Stände. Er verachtete im höchsten Grade das Volk, das allein gut und tugendhaft, immer seine Meinungen in Gesinnungen und seine Gesinnungen in Handlungen zu verwandeln sucht."

„Luthers Unternehmen war mehr ein Werk des Wissens, als des Gewissens. Vergessend, daß Gott selbst, trotz seiner Allmacht, eine sinnliche Welt erschaffen mußte, um seine Göttlichkeit zu offen-

baren; vergeſſend daß alle Ideen an einander hängen, daß die moraliſchen und materiellen Intereſſen ſich vermengen, und daß man die einen nicht bewegen könne ohne die andern mit zu treiben, verwünſchte Luther das Volk, weil es die neuen Ideen verkörpern wollte. Der Teufel beſuchte ihn eines Tages in ſeiner Einſamkeit, um ihn zu gewinnen oder zu ſchrecken; Luther warf ihm das Tintenfaß an den Kopf und der Teufel flüchtete ſich durchs Fenſter. Weil ihm dieſe Art den Krieg zu führen einmal gegen einen armen Teufel geglückt war, glaubte Luther, die Dinte wäre das beſte Wurfgeſchütz gegen die Gewaltthätigkeit, den Deſpotismus, den Ehrgeiz und die Raubſucht der Mächtigen der Erde. Dieſe Lutheriſche Artillerie iſt ſeitdem nicht vervollkommnet worden und die deutſchen Philoſophen, Moraliſten und Doctoren der Politik begnügen ſich noch jetzt, gegen die Tyrannen zu ſchreiben, welche ſich über ſie und ihre Dintenfäſſer mit Recht luſtig machen."

Soll ich jetzt der Verlockung des Herrn Menzel folgen, und mit ihm das alte Lied vom weltſtürmenden Corſen in Duett abſingen? Ach nein, es iſt gar zu langweilig. Nur zu oft habt Ihr es gehört, nur zu oft wurde es Euch vorgeſungen. Doch will ich den weltſtürmenden Corſen dazu benutzen, um Herrn Menzel zu zeigen, was der falſche und was der wahre Patriotismus iſt, und wie ſich der Patriotismus der Deutſchen von dem der andern Völker unterſcheidet. Woher kam es denn, daß das ſchwache Spanien dem weltſtürmenden Corſen gleich am erſten Tage ſeines Einfalls zurufen durfte: bis hierher und nicht weiter? Wie gelang es den Spaniern, die Franzoſen in ihrer Siegesbahn aufzuhalten, während das weit mächtigere deutſche Volk ſich zwanzig Jahre lang von ihnen ſchlagen ließ? Es kam daher, weil die Spanier nicht blos für ihren König und ihre äußere Unabhängigkeit, ſondern zugleich für ſich ſelbſt und ihre innere Freiheit die Waffen ergriffen. Es kam daher, weil ſie nicht blos gegen die Tyrannei Napoleons, ſondern auch gegen die ihrer eigenen Fürſten kämpften; darum gelang es ihnen. Und als ſie ihren König zurückgeführt, und dieſer ſie betrog wie üblich, da ließen ſie ſich weder täuſchen noch ſchrecken, da verloren ſie nicht den Muth, ergaben ſich keiner

schnöden Ruhe, sondern sie kämpften fort und fort für ihre Freiheit, und wenn überwältigt, kehrten sie immer von neuem zum Kampfe zurück und heute haben sie gesiegt für immer. Das ist der wahre Patriotismus. Und damals fand sich kein Schriftsteller unter den Spaniern, der ihnen zugerufen: jetzt habt Ihr Euren König, jetzt könnt Ihr zufrieden sein; verlangt nicht zuviel, am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; schlaft einen gesunden Pflanzenschlaf, gedeiht im Stillen, pausirt gehörig, und legt Euch in's Kindbett! Es fand sich kein solcher. Und hätte sich ein solcher Thor gefunden, hätten ihn die stolzen Spanier verhöhnt und ihn gefragt: Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Und darum, weil wir der Gedanken ohne Zunge, der Zunge ohne Hände spotten, darum weil wir ein Volk bald beweinenswerth bald lächerlich finden, das sich noch dümmer fangen läßt als die Fliegen, die man wenigstens mit Zucker lockt; das sich fangen läßt mit Schmerzen und Bitterkeiten — darum verhöhnten wir jene tapfern Deutschen, die für ihr Vaterland geblutet, die Geister jener Helden, die für ihr Vaterland gestorben! Wir nicht. Ihr verhöhnt sie, ihr bestochenen Sachwalter, die ihr durch eure Verfälschungen, eure Verdrehungen, eure Ränke das deutsche Volk um das Erbe betrügt, das ihnen jene gefallenen Helden hinterließen; Ihr verhöhnt sie, nichtswürdiges Geschlecht! Nicht wir verhöhnen die Geister jener Helden, wir die wir im Kerker schmachten, die wir landesflüchtig werden mußten, weil wir der Freiheit treu geblieben, für die jene Helden geblutet; weil wir die Gesinnungen kund gethan, durch die sie einst unsere Fürsten vom Joch Napoleons befreit, und sie aus Knechten, die sie waren, wieder zu Herren erhoben. Wir beweinen das edle fruchtlos vergossene Blut jener Helden. Wären sie so weise als tapfer gewesen, so bedenklich als sie vertrauensvoll waren, hätten sie die Waffen nicht niedergelegt, bis sie dem Volke die Freiheit gesichert: dann lebten wir im Vaterlande, glücklich und geehrt, und ihr schnöden Helfershelfer der Tyrannei müßtet in der Welt umherirren, bis ihr einen Winkel findet, dunkel genug eure Schande zu verbergen.

Wie! Jene tapfern Deutſchen, die ihr Blut auf dem Schlachtfelde vergoſſen, hätten mir die Sicherheit erobert, mit der ich in Paris ſitze und ſchreibe und die Geiſter der gefallenen Helden verhöhne! Die Sicherheit erobert? Nöthig gemacht, hätte Herr Menzel ſagen ſollen. Hätten jene Helden für die Freiheit unſeres Vaterlandes gekämpft und nicht blos für die Freiheit unſerer Fürſten, dann brauchten wir keine Sicherheit in einem fremden Lande zu ſuchen. Und hätten die Franzoſen ſolche bange Sclavenherzen wie die Deutſchen, und wäre ihr König ſo niedrig geſinnt wie die deutſchen Könige, dann gewährten ſie uns keine Freiſtätte in ihrem Lande, ſondern ſie würden uns mit Ketten belaſtet der Rache unſerer Feinde ausliefern.

Freilich würde ich mich ſehr unglücklich fühlen, müßte ich noch in meiner Vaterſtadt als Polizeibeamter Programme zu kaiſerlichen Namensfeſten ſchreiben; aber weil zu kaiſerlichen. Ob der Kaiſer Napoleon hieße, oder Ferdinand, oder Nikolas, das wäre mir alle gleich. Und dennoch wollte ich lieber ſo ſchmähliche Programme ſchreiben, als meine Hände beſudeln, wie jetzt alle deutſchen Polizei-Präfecten es mit Luſt und Liebe thun: mit Entwürfen zu Inſtructionen für reiſende Kundſchafter, mit Zuſammenſtellen der Berichte hauſirender Spione, mit Steckbriefen hinter allen Freunden des Vaterlandes, mit Protokollführung über die den gefangenen Patrioten abgemarterten Geſtändniſſe, mit der doppelten Buchhalterei über alles, was in den Wirthshäuſern getrunken und geſprochen wird. O tauſendmal lieber! Nie war während der franzöſiſchen Herrſchaft die deutſche Polizei ſo tief in Koth verſunken als jetzt; nie wurde ihr ſo Unmenſchliches zugemuthet; nie wurde das härteſte Verlangen mit ſolcher freudigen Bereitwilligkeit gewährt; nie während der zehnjährigen Herrſchaft der Franzoſen wurde bei der Polizei mit ſolcher ſchadenfrohen Tücke, mit ſolcher Unmenſchlichkeit, und wo die Tücke aufhört, mit ſolcher ledernen, thränendichten Schulfuchſerei der Amtspflicht verfahren, als gleich während dem erſten Jahre der deutſchen Herrſchaft. Ich muß das wiſſen, Herr Menzel, ich war auch dabei. Und ſeitdem iſt das ganze deutſche Volk von ſeiner Ober-Regierung in zwei Claſſen abgetheilt worden: in die der Spione und in die der Spionirten. Außer ihnen nicht

Einer mehr. Sei Einer brav oder ſchlecht, Menſch oder Teufel, das kümmert ſie nicht; man iſt Polizei-Hund oder Polizei-Wild, Hammer oder Amboß.

„Herr Börne iſt kein Freund der deutſchen Schulphiloſophie und doch verfährt er ganz wie ſie. Er beginnt damit, ſein Object anders haben zu wollen, als es iſt, und da dies nicht gehen will, negirt er es ſchlecht weg. Aber ſo wenig wie die Welt anders wird, wenn die Philoſophen ſie anders machen wollen oder gar negiren, eben ſo wenig ändert ſich das deutſche Volk, mag es Herr Börne in der Wirklichkeit anders machen wollen oder gar in der Idee negiren.“

Herr Menzel hofft, es werde mir nie gelingen das deutſche Volk zu ändern. Aber was berechtigt ihn mir ſo ein thörichtes Vorhaben anzudichten? Noch Keiner hat verſucht ein Volk zu ändern, und nie wäre der Verſuch gelungen. Wir wollen das deutſche Volk nicht ändern, wir wollen es aufwecken, denn es ſchläft. Wir ſind ſeine Fliegen, die ihm um die Ohren ſummen und im Geſichte herum kitzeln; ich wenigſtens glaubte nie mehr zu ſein. Zwar ſchläft das deutſche Volk einen ſehr feſten Schlaf — wie wäre ihm auch möglich geweſen ſeinen Gelehrten zu widerſtehen, die mit ihren Büchern ſelbſt einen öſterreichiſchen Vorpoſten einſchläfern könnten; zwar ſchläft es einen idealen Schlaf, wie ihn Herr Menzel ſo lyriſch ſchön beſungen, es ſchläft wie ein Veilchen um Mitternacht, wie ein Kind im Schooße der Mutter; aber wir ſind auch unermüdliche Fliegen. Und weckt es unſer Stachel nicht auf, ſo weckt es einſt der Donner, und thut es der Donner nicht, ſo thut es ein Erdbeben. Aufwachen, aber nicht ſich ändern. Das verhüte Gott, daß je das edle deutſche Volk ſich ändere!

„Herr Börne will uns die Freiheit aus Frankreich bringen. Was für eine Freiheit? Er ſagt es uns nicht. Die Republik ohne Zweifel? Aber was für eine Republik? Die Tugend-Republik des ſeligen Maximilian Robespierre? Herr Börne beobachtet zu viele Schicklichkeit gegen ſein eigenes Genie, um ſich als Schwärmer für das Tugendmaximum Blößen zu geben. Er iſt den Fünfzigen näher als den Zwanzigen. Die Laſterrepublik des neuetablirten jüdiſchen Hauſes Heine und Compagnie? Herr Börne hat ſie noch

vor wenigen Monaten im Réformateur entrüſtet angegriffen, und wenn er ſie auch im zweiten Heft der Balance wieder in Schutz nimmt, ſo thut er es nicht aus Sympathie für die Laſter, ſondern nur aus Malice gegen Deutſchland. In Frankreich tadelt er die Demoraliſation, in Deutſchland lobt er ſie, nicht weil ſie die Sitten, ſondern weil ſie den Staat untergräbt. Alles iſt ihm recht, was als ein zerſtörendes Element in Deutſchland um ſich frißt."

„Was iſt nun aber in allen ſeinen Negationen das Poſitive? Was will er für eine Freiheit, wenn er weder die Tugend-Republik noch die Laſter-Republik, und auch nicht die conſtitutionelle Monarchie will, die er mit ſo viel Unrecht auf jede mögliche Weiſe beſchimpft, gegen deren Freunde er die unſäglichſte Verachtung blicken läßt?"

„Er ſagt uns nicht, was er gründen will, wenn er alles zerſtört haben wird. Er denkt, die Franzoſen werden ſchon dafür ſorgen. Man muß nur dieſe Bahn brechen in Deutſchland, den Deutſchen ſelbſt alles Deutſche gehäſſig, verächtlich, lächerlich, alles Franzöſiſche wünſchenswerth machen und den Franzoſen alle Mittel und Wege zeigen, wie ſie über die Deutſchen Meiſter werden können, erſt durch ein ſchmeichelhaftes Fraterniſiren und dann, wenn gehörig vorgearbeitet iſt, durch die Invaſion."

Es gab noch keinen diplomatiſchen Lehrjungen, es gibt keinen einzigen Krautjunker in ganz Deutſchland, der nicht einmal über die Tugend-Republik des ſeligen Herrn v. Robespierre geſcherzt hätte. Herr Menzel gehe mit ſeinem ſeligen Herrn v. Robespierre ins Bad Doberan und laſſe ſich präſentiren, oder nach München in den Bocksbierkeller. Dort wird er ohne Zweifel Lachen erregen mit der Tugend-Republik des ſeligen Herrn v. Robespierre; aber mich verſchone er damit. Er wird mich nie demüthig genug finden mit fürſtlichen Lakaien über die Tugend und Seligkeit Robespierres zu ſtreiten; das faßt kein Bedientenherz.

Herr Menzel meint, ich könne in meinem ſo reifen Alter doch unmöglich mehr für die Tugend-Republik ſchwärmen. Die Republik als eine Herrſchaft der Tugend geltend zu machen, um ſie den Menſchen zu verleiden, das iſt der alte wohlbekannte Polizeipfiff. Aber die Republik hat nie das Verſprechen gewagt, das Laſter zu

zerstören; sie versprach nur dessen gesetzliche Organisation aufzulösen, ihm seine Erblichkeit, seine angebornen Vorrechte zu entreißen und die geschlossenen Körperschaften zu trennen, die dem Laster eine unbesiegbare Uebermacht über die Tugend geben. Die Staatsverfassung keiner Art vermag mehr als das; der Mensch ist älter als der Bürger, der Mensch muß sich bessern, dann folgt ihm der Bürger nach. Und das ist ein anderer Polizeipfiff, die Liebe zur republikanischen Freiheit als eine jugendliche Schwärmerei darzustellen. Die Liebe der Freiheit wohnt im Herzen, und das Herz altert nicht. Ich kannte achtzigjährige Republikaner, und ich selbst war bis in mein fünf und vierzigstes Jahr der constitutionellen Monarchie zugethan.

Aber wie kömmt die Republik hierher? Habe ich von den Vorzügen der monarchischen oder republikanischen Regierungsform gesprochen, daß Herr Menzel Anlaß fand, darüber mit mir zu rechten? Es ist nichts als die gewohnte bange Vorsicht des Herrn Menzel. Er fürchtet so sehr die Ueberzeugungskraft meiner Ansicht über die Lage Deutschlands, daß er sich scheut, ihr nahe zu kommen. Er führt das Volk seiner Leser auf ein Feld, von dem ich weit entfernt bin, und ruft ihm zu: dort steht er, schlagt drauf. Und sie schlagen zu und haben die Luft und das Gebüsch getroffen, mich aber nicht, und Herr Menzel zieht als siegender Feldherr in die Herzen aller Krautjunker ein. Sind Frankreich, England und Belgien Republiken? Sind sie nicht constitutionelle Monarchien? Heißt das die Republik fordern, wenn wir diejenige Ordnung der Dinge, die in jenen Ländern herrscht, auch für Deutschland wünschen? Gibt es aber in Deutschland constitutionelle Monarchien? Gehört es zum Wesen der constitutionellen Monarchie, daß die Volksvertreter das Budget anerkennen müssen, daß sie nicht sprechen dürfen, worüber sie wollen, daß sie ihre Reden nicht bekannt machen, die Protokolle ihrer Sitzungen nicht drucken lassen dürfen? Gehört die Censur zum Wesen der constitutionellen Monarchie? Gehört es zum Wesen der constitutionellen Monarchie, jungen Schriftstellern von Geist und Talent das Schreiben zu verbieten, blos weil sie einen guten Styl haben, und man fürchtet, das Volk möchte künftig lesen, was früher nur die Gelehrten verstanden? Gehören die heimlichen Ge-

richte zum Wesen der constitutionellen Monarchie? Gehört es zum Wesen einer constitutionellen Monarchie, daß die von den Fürsten bezahlten Richter allein über Freiheit und Leben Derjenigen entscheiden, die der Beleidigung jener Fürsten angeklagt worden? Gehört es zum Wesen der constitutionellen Monarchie, daß man die Angeschuldigten vier, fünf Jahre im Kerker schmachten läßt, bis man sie verurtheilt oder frei spricht? Gehört es zum Wesen der constitutionellen Monarchie, die Jugend als ein Verbrechen zu bestrafen, und als ein Vergehen, jung gewesen zu sein? Gehört es zum Wesen der constitutionellen Monarchie, viele hundert Jünglinge während der Blüthezeit ihres Lebens im Kerker schmachten zu lassen, weil sie die Freiheit länger geliebt, als ihre Fürsten sie gebraucht? Gehört es zum Wesen einer constitutionellen Monarchie, daß man weder die Namen der Eingekerkerten, noch die der Angeschuldigten, noch das Verbrechen der Verurtheilten bekannt macht? Daß man über die vielen Hunderte, die man zur Zuchtstrafe verurtheilt, Rechnung ablegt, wie über ein Schlachthaus? So viel Ochsen sind geschlachtet worden, so viel Kühe, so viel Hämmel, so viel Schweine — das Schlachtvieh hat keinen Namen — so viel Theologen sind verurtheilt worden, so viel Juristen, so viel Pfarrer, so viel Mediciner, so viel Officiere — sie haben keine Namen, die Schlachtopfer des Despotismus! Gehört es zum Wesen einer constitutionellen Monarchie, daß man eine Mutter bestraft, weil sie ihren Sohn, eine Schwester, weil sie ihren Bruder aus dem Kerker zu befreien suchte? Gehört es zum Wesen einer constitutionellen Monarchie, daß man eine Frau mit Steckbriefen verfolgt wegen geäußerter „Theilnahme an dem Schicksale ihres Mannes", der gefangen sitzt? Daß man eine Mutter zwingen will, die Briefe der Polizei auszuliefern, die sie von ihrem geflüchteten Sohne erhält? Daß man ein vierjähriges Kind vor Gerichte ladet, um seiner Unschuld und Unwissenheit ein Zeugniß gegen seine eigene Mutter abzulocken? Gehört es zum Wesen der constitutionellen Monarchie, wenn die verschiedenen Fürsten eines Landes sich zum Voraus über das Eigenthum und die Nutznießung der geflüchteten Patrioten zanken, die man wieder erwischen könnte; daß sie streiten, wer von ihnen das Recht haben solle, sie zuerst zu martern; daß sie einen Vertrag

ſchließen, derjenige von ihnen ſolle das Vorrecht haben, der ſich zuerſt gemeldet; daß ſie dann ſich eilen, ſich auf die Flüchtlinge zu abonniren, ſich einſchreiben zu laſſen, wie zur Vorſtellung einer Oper? Welch' ein jämmerlich ungeſchickter Vertheidiger der in Deutſchland beſtehenden Ordnung der Dinge iſt Herr Menzel, wenn er behauptet, zwiſchen dieſer Ordnung der Dinge und einer Republik läge nichts in der Mitte! Um ſo ſchlimmer, wenn nichts in der Mitte liegt; um ſo ſchlimmer, wenn keine andere Wahl iſt, als jene Ordnung der Dinge geduldig fort zu ertragen, oder ſich durch die Republik zu retten.

Herr Menzel behauptet, ich hätte die Demoraliſation in Frankreich entrüſtet angegriffen und getadelt, die in Deutſchland aber gelobt und in Schutz genommen, und er ruft das zweite Heft der Balance, wo ich von Gutzkows Wally geſprochen, als Zeugniß auf. Was gab dem Herrn Menzel die Dreiſtigkeit zu ſolcher Lüge, da ſich doch in der Balance gerade das Gegentheil findet? Die Zuverſicht umpanzert ihn; er weiß, daß er meine Gegenwehr verlachen kann, weil ihm ſeine Polizei-Tactik den Sieg verſichert. Er weiß, daß die Balance nur von ſehr Wenigen geleſen worden, daß ſelbſt dieſe Wenigen nur mit Zittern weiter erzählen durften, was ſie darin angeſprochen, und daß ihre ſchwachen Stimmen von dem Geſchrei des Literaturblattes, der allgemeinen Zeitung und der hundert andern deutſchen angſtkeuchenden, bettelnden oder bezahlten Blätter betäubt und verſchlungen wurden. Aber freilich, mein Tadel der Wally hatte einen ganz andern Grund, als der des Herrn Menzel. Ich vertheidigte Religion und Sittlichkeit, weil ich in ihnen eine Stütze der Freiheit finde; Herr Menzel aber, weil er in ihnen eine Stütze der Herrſchaft ſieht, der Gunſtſpendenden. Nicht daß ich die Wally gelobt, ſondern daß ich das lächerlich deſpotiſche Verfahren getadelt, welches die deutſchen Regierungen gegen Gutzkow ſich erlaubt, das war es, was den Eifer des Herrn Menzel erregte. Aber ganz Deutſchland denkt hierin wie ich. Ueber das, was recht und ſittlich ſei, hat die öffentliche Meinung zu entſcheiden, nicht die Frankfurter Staatsinquiſition, in deren verpeſtetem Luftkreiſe weder Recht noch Sittlichkeit beſtehen können. Und wenn die Moral meine eigne Tochter wäre, ich wollte ſie eben

ſo gern in einem Bordell erziehen laſſen, als daß ich ſie der Aufſicht der Polizei anvertraute.

Als Herr Menzel, einſt ein Phariſäer des Liberalismus, da zu heucheln noch Vortheil brachte, das junge Deutſchland vor das Gericht des alten zog und es anklagte: an dieſem Tage hatte er ſeine Seele mit blutiger Unterſchrift dem Böſen zugeſagt, und von einem ſolchen Handel kauft man ſich nicht wieder los, mit aller Reue nicht. Da Chriſtus von Judas verrathen wurde, war er ſchon reif zu ſeiner Herrlichkeit und ſtand als Gott auf, nachdem er als Menſch geſtorben. Wer aber einen Keim des Guten und Schönen erſtickt, iſt ein zehnfacher Judas. Herr Menzel zerriß ſich die Kleider, ſtreute Aſche auf ſein Haupt und flüſterte den Machthabern in's Ohr und heulte auf allen Gaſſen, es werde dem Lande ein Voltaire, ein Rouſſeau geboren werden, ein Meſſias, der das Volk von ſeiner Gedankenfreiheit befreien würde. Darob erſchracken die Herodes Deutſchlands, und ſie ſchickten ihre Häſcher aus, die junge gefahrdrohende Brut zu zerſtören. Die Verfolgung des jungen Deutſchlands war ein wahrer bethlehemitiſcher Kindermord. Die unſchuldigen Kindlein! Voltaire war nicht unter ihnen. Die dummen Herodes! Wenn dem deutſchen Volke ein Voltaire kommen ſoll, wird er kommen; noch nie wurde ein großer Mann in der Wiege erwürgt.

Ich hätte gegen die Freunde der conſtitutionellen Monarchie in Deutſchland immer die unſäglichſte Verachtung blicken laſſen, ſagt Herr Menzel. Verachtung! nein; denn ſie haben es gut gemeint. Aber angeſtaunt, bedauert habe ich jene Männer, welche die Geſchichte lehren, und doch ſelbſt nichts von ihr gelernt; welche die letzten fünfzig Jahre durchgelebt und doch nicht um eine Täuſchung ärmer, nicht um eine Enttäuſchung reicher geworden ſind; welchen die Taſchenſpielerei der Macht ſo fremd wie unſchuldigen Kindern war, ſo daß ſie gar nicht begreifen konnten, wo denn auf einmal die Muscatnuß, wo die Preßfreiheit, wo die drei Eide hingekommen. Dieſe wenigen, zwar unverſtändigen, aber treuen Freunde der conſtitutionellen Monarchie ſchmachten jetzt im Kerker, oder leben in der Verbannung, oder darben zum Lohne ihrer Vaterlandsliebe, oder zittern unter dem Schwerte der Rache, das an

einem Faden über ihrem Haupte hängt; denn in Deutschland athmet man jetzt nur ab instantia frei. Wo sind aber die übrigen tausend Freunde der constitutionellen Monarchie hingekommen? Wohin haben sie sich verkrochen? Als die constitutionelle Monarchie noch Macht und Einfluß hatte, als zum Volksvertreter gewählt zu werden noch Vortheil brachte, weil es die Gelegenheit verschaffte, der Regierung ihre Gunst abzutrotzen; als die constitutionelle Monarchie noch Feste gab, da setzten sich viele Freunde an ihren Tisch und tranken und schwatzten, und schwangen den Becher wie ein Schwert, und blitzten und donnerten mit Reden, die doch nur die warme Luft abkühlten, aber niemals einschlugen. Sobald aber die constitutionelle Monarchie ihr Ansehen verloren, da schlichen sich ihre Freunde fort, und wenn sie der armen zerlumpten Constitution auf der Straße begegneten, wendeten sie das Gesicht von ihr und wurden bleich und roth. Herr Menzel wird uns sagen, die guten Freunde der constitutionellen Monarchie hätten die Erlaubniß nicht mehr, frei zu reden; aber wann hatte die Freiheit je die Erlaubniß bekommen, frei zu sein? Man nimmt die Freiheit, man empfängt sie nicht; und wer sie genommen und dann ohne Kampf zurückgab, der war ein gemeiner Taschendieb, kein Eroberer, und man hängt ihn mit Recht.

Herr Menzel wird uns sagen, es wären hier und da in Deutschland noch kostbare Reste von constitutioneller Freiheit zu finden. Freilich, gerade so viel als Oestreich und Preußen brauchen, die Fürsten jener Länder in Furcht von ihren Ständen, und dadurch von sich selbst in Abhängigkeit zu erhalten. Jene Trümmer der constitutionellen Freiheit sind es, welche die festesten Stützen des Despotismus bilden.

Wenn man sich einen Augenblick des Ernstes und der Trauer erwehren könnte, würde man die deutsche Geschichte der letzten vierzig Jahre als eine Fastnachtsposse betrachten, von einem komischen Engel zur Belustigung des himmlischen Hofes gedichtet. Zwanzig Jahre lang bekriegten die Deutschen die französische Freiheit; zwanzig Jahre lang wurden sie von den Franzosen geschlagen, geplündert und gedrückt, und als sich nach zwanzig Jahren der Sieg auf ihre Seite gewendet und sie die Hauptstadt ihrer Feinde

erobert — was thaten sie, wie rächten sie sich? Sie brachten den Franzosen eine Freiheit, wie sie sie nie gehabt, einen Wohlstand, den sie früher nie genossen, und die guten Deutschen kehrten sieggekrönt in ihre alte Sclaverei und ihre alte Armuth zurück! Was war's aber? War es Großmuth, welche die despotischen Fürsten des Nordens bewog, dem besiegten Frankreich eine freie Verfassung zu gewähren? War es Großmuth, daß Ludwig XVIII., der mit allen Vorurtheilen der alten Zeit und mit einem Hasse, den zwanzigjährige Verbannung unterhalten, nach Frankreich zurückgekehrt, den Franzosen die Freiheit schenkte? Nein, es war keine Großmuth; es war die Ehrfurcht, die ein muthiges und beharrliches Volk den Siegern abgedrungen, es war die Furcht, die ihnen ein trotziges und drohendes Volk aufgedrungen. So gewannen die Franzosen durch ihre Niederlage, was die Deutschen sich nicht durch ihren Sieg gewinnen konnten.

Ist das die schöne Bestimmung der edeln Deutschen, die Polizei von ganz Europa zu machen und aller Orte die Büttel der Freiheit zu sein? Noch heute ist es deutscher Einfluß, der in allen Ländern die Gewaltherrschaft beschützt, oder die Freiheit immerfort bedroht und stört und sie nicht zu ruhigem Genusse kommen läßt. Dieser deutsche Einfluß waltet in England, in Frankreich, in Spanien und Portugal, in der Schweiz und in Griechenland. Ein deutscher Fürstenknabe, der Sohn eines österreichischen Vasallen, wurde nach Lissabon geschickt, um dort dem Königskinde zu zeigen, wie man mit Eiden und mit Völkern spiele. Mit deutsch-protestantischem Gelde wird Don Carlos unterstützt, daß er in Spanien die Ketzergerichte wieder einführe. An der Spitze aller geheimen Verbindungen gegen die Freiheit des britischen Volkes steht der Herzog von Cumberland, der in Berlin seine Studien gemacht und dem dort die Augen aufgegangen. Als der Sultan Mahmud mit gutem Willen seine Völker auf den Weg der Civilisation führen wollte und bei seinen christlichen Freunden Rath und Belehrung suchte, schickte man ihm von Wien Polizeiverständige, um in Constantinopel eine geheime Polizei zu organisiren, als die Elementarschule der christlichen Civilisation. Und als der naive Sultan einen Schritt weiter ging, und eine türkische Zeitung anordnete,

machte ihm das österreichische Cabinet über das Verderbliche einer solchen Neuerung die dringendsten Vorstellungen und bemerkte: Zeitungen wären noch gefährlicher als Janitscharen, und vertrügen sich mit der geheimen Polizei wie Alkalien mit Säuren. In ganz Europa wenden alle Feinde der Freiheit ihre hoffnungsvollen Blicke nach Deutschland hin. Das deutsche Volk ist der liebe gute Onkel, der noch immer die Schulden seiner Völker-Neffen bezahlt. Doch genug! Herr Menzel bittet uns, nicht so laut zu sprechen, denn Deutschland, das arme gute Ding, läge in Kindesnöthen und seine Wehen wären gar zu süß.

Was in allen meinen Negationen das Positive sei; was ich gründen wolle, wenn ich Alles zerstört haben werde; was für eine Freiheit ich denn wolle? frägt Herr Menzel, und antwortet sich darauf: dafür werden schon die Franzosen sorgen. Fangt Gimpel, Ihr Finkler der öffentlichen Meinung, daß es Euch nicht an Gesellschaft fehle; aber redet mit menschlichen Geschöpfen nicht von Freiheit, die Ihr nicht verstehet und nicht fühlet. Die Freiheit ist gar nichts Positives, sie ist nur etwas Negatives: die Abwesenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen als sich selbst, sie kann und will nichts zerstören als die Gewaltherrschaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, sie kann ihm nicht die Tugenden und Vorzüge verschaffen, die ihm seine Natur versagt; sie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die sein Klima, seine Erziehung, seine Geschichte oder sein unglückliches Gestirn verschuldet; die Freiheit ist Nichts und dennoch Alles, denn sie ist die Gesundheit der Völker. Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen sucht, kommt Ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt Ihr diesen Mann, ehe Ihr reiflich überlegt, was Ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er ist ein schwacher Greis, wollt Ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er ist ein Bettler, wollt Ihr ihn zum reichen Manne machen? Er ist ein Böswicht, wollt Ihr ihn zum tugendhaften Menschen machen? Er ist ein Dummkopf, könnt Ihr ihm Geist verschaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Haide, wollt Ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet euch: ich will ihn heilen; wie er dann seine Gesundheit benutzen könne, benutzen wolle, das ist seine Sache, das

wird seine Bestimmung entscheiden. So auch spricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Gesundheit wieder; doch wie sie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihrem Willen und ihrem Schicksale überlassen. Wie ein gesunder Bettler, der an seiner steinernen Brotrinde kauet, glücklicher ist als der kranke reiche Mann, der an einem üppigen Tische schwelgt: so ist ein freies Volk, und wohnte es am eisigen Norden, ohne Kunst, ohne Wissenschaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um seine Nahrung kämpfend — so ist es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradiesischen Himmel mit tausend Blumen und Früchten schwelgt, die ihm der Boden, die Kunst und die Wissenschaft reichen, aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreiche, welches ihm auf der Bahn der Menschheit vorgesteckt worden. Nur sie kann die verborgenen keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offenbaren, welche seiner Gebrechen der Entartung, welche der Natur zuzuschreiben, und seine gesunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche bedecken, die nichts als krankhafte Congestionen, gesetzwidrige Anmaßungen eines Organs über das andere sind — so etwa wie die Häuslichkeit und der Transcendentalismus der Deutschen.

Ein Volk, das nicht frei ist, das noch in seiner Regierung wie ein Fötus im Mutterschooße ruhet, ist gar kein selbständiges Volk; es ist eine Hoffnung, aber keine Wirklichkeit. Und die Freiheit ist auch die Ehre der Völker. Selbst wenn alle Herrscher das wären, was sie nicht sind, die Väter ihrer Unterthanen, wenn sie für nichts besorgt wären als für deren Glück, für deren Zufriedenheit, selbst dann auch wären jene Völker ohne Freiheit und ohne Ehre bedauerungswürdig. Sie müssen, was ihnen als Recht gebührt, als Geschenk annehmen, zittern bei jeder üblen Laune, bei jeder Leidenschaft, jeder Trunkenheit ihrer Gebieter; sie sind keine Menschen, sie sind nur Sachen, geliebte Kleinodien ihres Besitzers, sie sind keine selbstständige Wesen.

Alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn sie gehören zu Einem Volk und der Eigennutz ist ihr gemeinschaftliches

Vaterland. So oft sie in einem Lande, das eine freie Verfassung hat, Mängel sehen, schreiben sie diese Mängel der freien Verfassung zu. So oft sie in einem andern Lande, das unbeschränkte Herrscher hat, Vorzüge erblicken, sagen sie, diese Vorzüge wären die wohlthätigen Folgen der unbeschränkten Regierung. Als Herr Menzel in des Fürsten Pückler französischer Reise las, daß ein Theil der Provinzen Frankreichs so öde, so leblos, so armselig wäre, was freilich wahr ist, da jubelte er und rief: seht Ihr's, seht Ihr's, Freunde des Franzosenthums! Was sollen wir sehen? Wir wollen Ihren Gedanken ergänzen. Seht Ihr's, das ist die Folge einer repräsentativen Verfassung, das ist die Folge der Preßfreiheit, das ist die Folge der Geschwornengerichte, das ist die Folge der Oeffentlichkeit, das ist die Folge der Gleichheit, das kömmt dabei heraus, wenn man Staatsverbrecher gleich in den ersten sechs Monaten richtet und sie nicht vier Jahre lang im Kerker schmachten läßt, das kömmt dabei heraus — enfin, c'est la faute de Rousseau, c'est la faute de Voltaire. Aber, mein guter Herr Menzel, wenn die Franzosen keine Freiheit und keine Geschwornengerichte hätten, wären dann die Felder besser bebauet? Sind perennirende provisorische Gefängnisse etwa Treibhäuser, die alle edlen Früchte zur Reife bringen? Ist die Censur ein Dünger, der das Land befruchtet? Und so oft Sie von den Vorzügen des Geistes und des Herzens sprechen, die das deutsche Volk über das französische erheben, möchten Sie diese Vorzüge des deutschen Volkes seinen Regierungen zuschreiben. Aber würden diese Vorzüge der Deutschen, die Keiner bestreitet, sich vermindern oder zu Grunde gehen, wenn Deutschland eine freie, sittliche und christliche Staatsverfassung hätte? Würden sie nicht vielmehr dabei gewinnen, wenn sie aus der Stille des Gedankens und der Dunkelheit des Gefühls in das freie helle Leben der Thaten übergingen?

So oft Einer seinen Blick nach Amerika wendet, kommen gleich alle Feinde der Freiheit herbei und schneiden spöttische Gesichter und sagen: eine schöne Republik, eine schöne Freiheit, wo die Sclaverei herrscht! Als wäre die amerikanische Sclaverei Folge der Freiheit, als wäre sie nicht schon vor der Republik gewesen! Aber, sagen Jene, die Freiheit sollte die alte Sclaverei aufheben wollen

und können, und thut sie es nicht, so will sie oder vermag es nicht. In ihrem Hasse gegen die Freiheit ergreifen sie das wunderlichste Mittel, sie zu verleumden: sie dichten ihr nämlich eine Vortrefflichkeit und eine Schönheit an, die sie nie gehabt und nie versprochen, damit ihr Ideal die Wirklichkeit beschäme. Die Freiheit soll die Menschen zu Engeln machen, alle Laster, alle Schwächen ausrotten, einen schlechten Boden fruchtbar, einen rauhen Himmel milde machen; sie soll Hagel, Ueberschwemmungen, Krankheiten beseitigen, wohl gar den Menschen unsterblich machen! Es ist zum Erbarmen, was sie in ihrer Verzweiflung nicht alles reden. Und mit solchem erbärmlichen Lumpengesindel muß man sich herumstreiten!

Also diese eure goldene Freiheit — spricht Herr Menzel — sollen uns die Franzosen bringen? Wer sagte das je? Ich? Ein Anderer? Herr Menzel nenne uns den Thoren, der behauptet, ein Volk könne frei werden, indem es sich erobern lasse, da doch, wie die Weltgeschichte lehrt, selbst jedes erobernde Volk durch die Eroberung seine Freiheit verloren. Nein, nicht bringen sollen uns die Franzosen unsere Freiheit, wir sollen sie bei ihnen holen. Wir sollen von ihnen lernen, wie man sich frei mache, wie es Einem endlich damit gelinge, wenn man immer das Nämliche wolle; wenn man nie den Muth verliert und hundert Mal besiegt hundert Mal von neuem in den Kampf zurückkehrt. Wir sollen von den Franzosen die Formen der Freiheit holen, ihre Institutionen. Es sind nicht etwa französische Erfindungen, die sich für unser Vaterland nicht passen, es sind deutsche Erfindungen, welche einst von Deutschen nach Frankreich und England gebracht worden. Das sagt Herr Menzel selbst in einem seiner dicken Bücher, die das Volk nicht liest und die darum von der Polizei weniger streng bewacht werden. Dort sagt Herr Menzel alles, was wir auch sagen, und ich wollte aus seinen dicken Büchern eine magere Chrestomathie zusammensetzen, so daß, wenn Herr Menzel flüchtig genug ist, den Gendarmen zu entgehen, ich bald das Vergnügen hätte, ihn in Paris zu begrüßen. Herr Menzel, in des Buches Einsamkeit, sagt selbst, was er mir zum Vorwurfe gemacht, es gesagt zu haben: man müsse zerstören, ehe man baue. Er eifert auch auf lobens-

werthe Art gegen die vermaledeite baierische Strafgesetzgebung. Er spricht von römischen Majestätsgesetzen, von Feuerbach, von Swammerdam, von den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe. Aber was weiß das Volk von Feuerbach und Swammerdam, was versteht es von römischen Majestätsgesetzen und den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe? Hätte Herr Menzel schlicht und einfach erzählt: wenn in Baiern ein tugendhafter Bürger von dem Volke zu einem seiner Stellvertreter ernannt worden, und nun als solcher, seiner natürlichen und seiner übertragenen Pflicht gemäß, für das Wohl des Volkes besorgt ist, wird er auf zwanzig Jahre ins Zuchthaus gesperrt, muß aber zuvor vor dem Bilde des Königs niederknieen, es göttlich verehren, und ihm abbitten, daß er sich um das Glück seiner Mitbürger bekümmert; und so ist es dem braven Bürgermeister Behr in Würzburg ergangen — das hätte das deutsche Volk verstanden. Aber Herr Menzel ist ein deutscher Gelehrter!

Der deutsche Gelehrte hat eine gar wohlfeile und bequeme Moral, und der kunstverständigste Cartouche fände weder gegen deren Preis noch gegen deren Brauchbarkeit etwas einzuwenden. Auch hat das russische Cabinet seine schmeichelhafte Hochachtung für den deutschen Gelehrtenstand in officiellen Actenstücken mehr als ein Mal ausgesprochen. Der deutsche Gelehrte ist freisinnig, tugendhaft, gerecht, menschenfreundlich, billig; aber was die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Tugend und die Menschenliebe fordern können, dem allen glaubt er genug gethan zu haben, sobald er es *einmal* gesagt, was gut, gerecht und billig sei; dann glaubt er zu dem seligsten Tode sich christlich vorbereitet zu haben und spricht: dixi et salvavi animam meam. Aber was gut und recht sei alle Tage und tausendmal zu sagen, bis man es hört; aber es nicht blos in einem stillen dunkeln Buche, sondern unter freiem Himmel zu sagen; aber es in der Sprache des Volks zu sagen und es nicht blos an der Leiche der Theorie, sondern auch in seiner lebenden Anwendung zu zeigen — das kommt dem deutschen Gelehrten nie in den Sinn. Er sagt: dixi. Hofft ihr Thoren, Gott zu betrügen mit euren lateinischen Heucheleien? Er wird euch richten am Tage des deutschen Gerichts, und wehe euch!

Und wie sie sich unter einander kennen, sich verstehen, einander loben; wie Jeder seiner eignen Schwäche und Erbärmlichkeit in der des Andern fröhnt! Lobt doch Herr Menzel den Herrn von Raumer, diesen Menschen mit der Seele eines Härings — diesen Narren der rechten Mitte, der, wenn Zwei sich stritten, ob Berlin unter dem Wendekreise des Steinbocks oder dem des Krebses läge, augenblicklich entscheiden würde, es läge unter dem Aequator — der, sobald er dem Restaurateur Haller eine Ohrfeige gegeben, dem edlen Bentham auch eine gibt — der die Preßfreiheit einen schwer beladenen Giftwagen, und zur Entschädigung die Censur ein Heupferd, einen Schröpfkopf, und dessen rothe Dinte kaltes Fischblut nennt — der, wenn er in die eine Schale seines Witzes die „radikalen Rübchen" geworfen, in die andere die „conservativen Rohrstengel" legt, und mit solcher einfältigen Gemüsweiberpolitik zwei dicke Bände ausfüllt — diesen lobt Herr Menzel! Es war freilich die bescheidenste Art sich selbst zu loben.

Was uns Herr von Raumer in seinem Buche über England Lehrreiches berichtet, haben wir mit Dank angenommen. Wir erkennen sein Verdienst, er hat hinlänglich bewiesen, daß er englisch verstehet, und wir würden ihn jedem Buchhändler zum Uebersetzen aus dem Englischen ins Deutsche empfehlen. Nur davon wollen wir sprechen, wie sich Herr von Raumer in England als Deutscher gezeigt; davon, daß alles Wasser der großen Themse seine schmutzigen Sclavenfinger nicht zu reinigen vermochte, und seine preußische Staatsdienerseele aus der reinen und stolzen Luft Englands noch matter heimgekehrt als sie hingekommen war. Im Allgemeinen geht Herr v. Raumer bei seinen Urtheilen über die brittischen Staatsverhältnisse mit seiner beliebten Vermittelungsweise zu Werke, wodurch er sich bei Herrn v. Ancillon, dem preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geltend machen muß, da dieser einst als Pfarrer auch die Extreme zu vermitteln gesucht. Er wendet auf die Whigs und die Torys den pythagoräischen Lehrsatz an; er betrachtet sie als die beiden Katheten eines rechtwinklichen Dreiecks, verbindet sie dann durch die Hypothenuse seiner eigenen Meinung, und schwört darauf, das Quadrat seiner eignen Meinung sei für sich allein so groß, als die Quadrate der beiden entgegen-

geſetzten Meinungen zuſammen genommen. Ich drücke mich hier zum Scherze gelehrt und dumm aus, um den deutſchen Gelehrten zu zeigen, daß ich etwas Tüchtiges gelernt habe, und daß, wenn ich gewöhnlich klar und vernünftig ſpreche, es nur in der menſchenfreundlichen Abſicht geſchieht, daß mich Jedermann verſtehe.

Herr von Raumer lobt die Torys aus Staatsdienerpflicht und die Wighs lobt er auch aus Staatsdienerpflicht; denn, wenn er ſich den Wighs feindlich gezeigt, hätte er keine Gelegenheit gefunden, das Lager der Feinde ſeiner Regierung auszuſpähen. Nachdem aber Herr von Raumer die Whigs gelobt, wird ihm dennoch bange; er zittert, man möchte in Berlin argwöhnen, er habe die Whigs nicht blos aus Staatsdienerpflicht gelobt, ſondern von Herzen und aus Uebereinſtimmung mit ihren Grundſätzen. Er ſucht alſo dieſem Argwohn durch die feierlichſten Verſicherungen ſeiner Rechtgläubigkeit vorzubeugen. So oft er die engliſche Freiheit lobt, fügt er hinzu: Die Freiheit in England ſei alt und aus hiſtoriſchem Boden hervorgewachſen; in Deutſchland aber ſei das Verhältniß ganz anders. Das iſt freilich ſehr war und natürlich, denn in Deutſchland konnte die Freiheit nie alt und zur Geſchichte werden, weil man ſie immer ſchon als Keim und im Entſtehen ausrottete. So oft Herr von Raumer von engliſchen Reformen Gutes ſpricht, eilt er ſich, zu bemerken, daß Preußen dieſe Reformen ſchon längſt beſäße, und trinkt auf die Geſundheit des erſten Reformators Europa's, nämlich des Königs von Preußen. Und da einſt ein Engländer, dem grober und freimüthiger Porter in den Adern floß, den König von Preußen einen Deſpoten genannt hatte, ſtieg es dem Herrn von Raumer, wie ſpaniſcher Pfeffer in die Naſe. Wie ſchade, daß von dieſem ſpaniſchen Pfeffer nicht ein Körnchen in die Briefe des Herrn von Raumer heruntergefallen iſt! Vielleicht wären die radikalen Rübchen und die conſervativen Rohrſtengel etwas ſchmackhafter dadurch geworden.

Herr von Raumer beſuchte O'Connel, den großen Agitator, wie ihn alle Welt ſo ſehr artig nennt, weil er das Glück gehabt, nicht ſchon als kleiner Agitator gehängt zu werden. Herr von Raumer ſchreibt ſeinen Freunden, denen er dieſes berichtet: Wie! werdet ihr aufſchreien, du warſt bei O'Connel, du? Nun ja, ich

war bei O'Connel und ich lebe noch; denn der Mann war so billig, mich nicht aufzufressen. Bald aber fällt dem Herrn von Raumer ein, man könnte es ihm in Berlin übel deuten, daß er von O'Connel mit heiler Haut davon gekommen und keinen Menschenfresser in ihm gefunden. Was thut er? Er spottet der kleinen Demagogen, die in Köpenick und andern preußischen Festungen eingesperrt sind, und sagt, die wären nur Knirpse und jämmerliche Wichte mit dem großen Agitator verglichen. Als ließe man in Preußen einen Vertheidiger des Volks zum O'Connel heran wachsen! Als würde, stiege durch ein Wunder ein O'Connel vollendet aus der Erde empor, man ihn nicht an den Hörnern des Mondes aufknüpfen! Ja, Herr von Raumer, der große Aequator, verhöhnt die unglücklichen deutschen Jünglinge, welche die schönsten Jahre ihres Lebens im Kerker verschmachten müssen, weil sie das Wort Freiheit ausgesprochen oder niedergeschrieben! Er verhöhnt sie, daß sie keine O'Connels geworden! Wie soll ich eine solche Niederträchtigkeit bezeichnen? Ich könnte sie eine preußische nennen, aber das wäre noch lange nicht genug.

Folgende Stelle wird am besten den Geist des Herrn von Raumer darthun, und den des Herrn Menzel, der ihn begreift.

„Das ist edel und löblich, daß vertriebene Spanier, Franzosen, Polen, so streng sie auch über ihre Gegner urtheilen mögen, doch immerdar ihr Vaterland über Alles lieben; daß die Flamme ihrer Begeisterung sich in Blicken, Bewegungen, Worten kund gibt, sobald Spanien, Frankreich, Polen nur genannt wird. Ueber Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche, welche meist nur ihre eigene Thorheit aus der Heimath hinwegtrieb, daß diese unter andern Völkern umhergehen, und es sich zur Ehre rechnen, ihr Vaterland lieblos und gemüthlos anzuklagen. Nicht die Liebe treibt ihre Klagen und ihre Beredsamkeit hervor, sondern lediglich Haß, Eitelkeit und Hochmuth. Anstatt mit sorgsamer Hand zu leiten, anstatt mit Aufopferung (zunächst der eigenen Afterweisheit), zur Heilung des erkrankten Vaterlandes beizutragen, freuen sie sich jedes neu hervorbrechenden Uebels und wühlen, den Geiern des Prometheus vergleichbar, in den Eingeweiden Dessen, der ihnen das Leben gab. — Doch, diese schlechteste Classe aller Ultraliberalen

ist sehr selten dem deutschen Boden entsprossen; sie gehören meist einem Volke an, was einst im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward, und welches oft die Verhältnisse der Familie, der Obrigkeit, der Unterthanen u. s. w. lediglich auf der Wage des kalten Verstandes abwägt, mit anatomischen Messern zerlegt und mit chemischen Säuren auflöst."

Die deutschen Flüchtlinge sind brave und tüchtige Männer und so hochgestellt durch die Ehre ihres Betragens, daß die Verleumdungen niedriger Regierungsknechte sie nicht erreichen können. Sie ertragen die Verbannung aus ihrem Vaterlande und die härtesten Entbehrungen mit tugendhafter Stärke und fristen ihr Leben durch die Arbeiten ihres Geistes, oder was noch edler ist, durch ihrer Hände Arbeit. Sie haben selbst in ihrer größten Noth niemals die Unterstützung in Anspruch genommen, welche die Großmuth und Menschenliebe des französischen Volks seit sechs Jahren den Verbannten aller Länder dargereicht. Nach den amtlichen Berichten der französischen Regierung, worin sie von der Verwendung der Millionen, die ihr für die Unterstützung der Flüchtlinge bewilligt worden, Rechenschaft gibt, haben etwa sieben tausend Polen, Spanier und Italiener Unterstützung genossen, und unter diesen sieben Tausend war nur ein Deutscher. Und diesen kennen wir, er ist einer der bravsten von allen, und nur der Wunsch, seine Studien zu vollenden, bewogen ihn, die Menschenliebe der französischen Regierung nicht zurückzuweisen.

Es ist gewiß, daß es unter den deutschen Flüchtlingen auch besoldete Schurken gibt; aber diese sind nicht vom Auslande, nicht von der französischen Regierung, sondern von den deutschen Regierungen besoldet. Das sind jene, welche die deutsche Polizei unter der Maske geflüchteter Patrioten, alle Tage nach Paris, nach London und die Schweiz schickt, um die wahren Patrioten zu bewachen und auszuspähen und zugleich, durch vorsätzliches Lüften ihrer eigenen Maske, auf die wahren Patrioten den Verdacht zu werfen, als wären sie der Polizei verkauft. Diese deutschen Spione sind es, die am lautesten ihr Vaterland verlästern und die man am häufigsten in den Büreaus der Pariser Oppositionsblätter

findet, wo sie, um Zutrauen zu erwerben, täglich die schmähendsten Artikeln gegen die deutschen Regierungen einliefern.

Ganz mit Recht ruft Herr v. Raumer aus: *Ueber Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche ihr Vaterland anklagen!* Um so schlimmer. Die vertriebenen Spanier, Franzosen und Polen haben nicht zu klagen gegen ihr Vaterland, sondern nur über ihre *Gegner* (wie sich Herr von Raumer vorsichtig ausdrückt), das heißt gegen ihre Regierungen. Das Volk hielt zusammen, das ganze Volk kämpfte für seine Freiheit, und es konnte nur besiegt werden, weil seine Tyrannen sich mit fremden Tyrannen verbunden, es zu unterjochen. Aber wie Viele waren es, die in Deutschland durch Wort und That für die Freiheit des Vaterlandes gekämpft? Wurden sie nicht verlassen von ihrem Volke? Standen nicht alle die Tausende, ob sie zwar die Unterdrückung mitfühlten, seitwärts, auf den Ausgang wartend, immer bereit die Beute des Sieges, aber nie bereit die Gefahren des Kampfes zu theilen? Nicht von ihren Gegnern wurden die deutschen Patrioten besiegt, sondern von der Feigheit ihrer Freunde. Und wenn sie sich *jedes neu hervorbrechenden Uebels* ihres Vaterlandes freuen — hoffend, daß es ihre milchherzigen Mitbürger endlich zur Gährung bringen werde — wenn sie sich freuen, daß jene Schwachköpfe, welche nur immer jede Begeisterung zu mäßigen gesucht, welche die heiße Liebe des Vaterlandes in eine kühle wissenschaftliche Liebe zu verwandeln gesucht, — daß diese für ihren mäßigen Freiheitssinn ganz so hart bestraft wurden, als sie selbst für ihren ungestümen; ganz so hart für ihre Geduld, als sie selbst für ihre Ungeduld; ganz so grausam gezüchtigt worden für ihre feuerlöschenden Reden und Schriften, als sie selbst, welche die Waffen ergriffen — so ist diese Schadenfreude den armen deutschen Flüchtlingen wohl zu gönnen.

Herr von Raumer und Herr Menzel stehen unter einer Fahne und daher ist ihr Losungswort das nämliche. Herr Menzel hatte die Parole, jeden deutschen Schriftsteller, der Anhänglichkeit für Frankreich zeigte oder die deutschen Regierungen nicht ausgezeichnet liebenswürdig fand, für einen *Juden* zu erklären, und er ging im Eifer seines patriotischen Vorpostendienstes so weit, daß er das

ganze junge Deutſchland, unter dem doch nicht ein einziger Jude war, in Maſſe beſchnitt, und zahlreiche arme Seelen der ewigen Verdammniß übergab. Doch Herr von Raumer treibt es noch weiter als Herr Menzel. Er trommelt aus: der größte Theil der deutſchen Flüchtlinge wäre dem deutſchen Boden nicht entſproſſen, ſondern gehöre einem Volke an, was einſt im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward; das heißt aus dem Kauderwälſch des Verfaſſers der radikalen Rübchen in's Deutſche überſetzt: die meiſten politiſchen Flüchtlinge wären Juden. Und es iſt doch nicht ein Jude unter ihnen, nicht ein einziger! Und mit ſolchen unverſchämten Lügen hoffen ſie die öffentliche Meinung irre zu führen! Aber Herr von Raumer ſollte doch nicht ſo erbost gegen jenen flachen Kosmopolitismus ſein, der die Juden in den deutſchen Boden hineingezwungen, da er ſelbſt von eben jenem flachen Kosmopolitismus in die Häuſer aller der Berliner jüdiſchen Bankiers hineingezwungen wurde, bei denen er durch ſein ganzes Leben ſchmarotzt hat. Wären die Hunderte von politiſchen Gefangenen nicht ganz vom Leben abgeſchieden, könnten ſie ein Wort der Klage laut werden laſſen, dann würde man, in der Hoffnung, die Theilnahme ihrer Mitbürger mit ihrem unglücklichen Schickſale zu ſchwächen, auch von ihnen die Lüge verbreiten, ſie wären Juden. O die Elenden!

Zu jener Stelle aus Raumers Briefen, welche Herr Menzel in ſeinem Literaturblatte mittheilt, bemerkt derſelbe: „So iſt das Treiben jener Menſchen, die im Sold des Auslandes ihr heiliges Vaterland höhnen, längſt von allen Ehrenmännern in Deutſchland angeſehen worden.“ Wenn Herr Menzel ſich und den Herrn von Raumer zu den Ehrenmännern zählt, dann dürfen die deutſchen Flüchtlinge dazu lächeln, daß er ſie vom Auslande gedungene Schurken nennt.

Wenn ich bemerkt, daß ſich unter den deutſchen Flüchtlingen keine Juden befinden, ſo geſchah es gewiß nicht, die Juden darum zu loben; das Gegentheil wäre beſſer. Aber entſchuldigen muß ich ſie. Der Jude kann einmal dumm ſein, aber zweimal iſt er es ſelten. Es hatten eine große Menge Juden gegen Napoleon die Waffen ergriffen und für die Freiheit ihres deutſchen Vaterlandes gekämpft.

Doch als sie unter den Siegern zurückgekehrt, wurden sie gleich wieder unter die Heloten gesteckt, trotz der gerühmten deutschen Treue und Rechtlichkeit. Ja man wartete nicht einmal überall bis sie zurückgekehrt. Es geschah in Frankfurt, daß während die jüdischen Freiwilligen im Felde waren, man ihren Vätern zu Hause die bürgerlichen und politischen Rechte wieder entzog, die sie unter dem Einflusse der französischen Gesetzgebung genossen hatten. Damals, da ich noch jung war und eine größere Lebenszeit zum Hoffen vor mir hatte, kam mir die Sache komisch vor. Mein eigener Bruder war unter den Frankfurter Freiwilligen nach Frankreich gezogen, und während meine Mutter in Angst und Kümmerniß war, ihr geliebter Philipp — so heißt er, ich bitte Seine Majestät den König von Preußen ganz unterthänigst um Entschuldigung — möchte für die deutsche Freiheit todt geschossen werden, entsetzte man mich meines Amtes, weil ich ein Jude war. Darum haben die leicht gewitzigten Juden an den Freiheitsbewegungen, welche nach der Juli-Revolution in Deutschland stattgefunden, nur geringen Antheil genommen und durch diese ihre Vorsicht hinlänglich gezeigt, daß ihnen die blonde und ächt christlich deutsche Gesinnung nicht so fremd ist als Herr Paulus glaubt. Sie dachten, wir wollen abwarten, was die Sache für ein Ende nimmt; wenn die Freiheit siegt, haben wir immer noch Zeit uns als Patrioten zu melden.

Wir wollen jetzt von dem Meister wieder zu unserm Lehrjungen des Preußenthums zurückkehren. Herr Menzel läßt uns sagen, wir wollten uns die Tugendrepublik des seligen Herrn von Robespierre von den Franzosen in das Land bringen lassen, zuerst durch schmeichelhaftes Fraternisiren, dann durch grobes Invasiren. Wir verrechneten uns aber, die Zeiten hätten sich sehr geändert; Frankreich wäre im Sinken und Deutschland im Steigen. Diese Ansicht der Dinge überrascht mich gar nicht von einem so wohlerzogenen deutschen Unterthanen als Herr Menzel ist. Deutsche Unterthanen sehen nie, weder auf die Wagschale, noch auf das Gewicht, noch auf das Gewogene, sondern immer nur auf die Zunge der Wage; in allen monarchischen Staaten eine sehr ungetreue Dolmetscherin. Die Zunge kann sich auf die eine Seite neigen, und das Uebergewicht dennoch auf der entgegengesetzten Seite sein.

„Wer immer noch in dem alten Traume der französischen Revolution lebt, übersieht ganz, daß die Reproduction der Zeit den Ort wie die Form gewechselt hat. Das erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweist, wie sehr dort die Schöpferkraft des Neuen erloschen ist, während sie beinahe in allen Ländern Europa's mächtig sich regt."

„In dem ruhigen Entwickelungsgange der materiellen und geistigen Interessen in Deutschland bereitet sich eine weltgeschichtliche Epoche vor, von deren Höhe man dereinst nur mit Lächeln auf die Leute herabsehen wird, die sich mit rückwärts gedrehten Hälsen von der Illusion des Franzosenthums nicht loszureißen gewußt haben. Daß diese Entwicklung vor sich geht in der monarchischen Form und nicht in der republikanischen, in einer langsamen Evolution und nicht in einer vom Zaun gebrochenen Revolution, das macht, daß die Fanatiker sie gar nicht begreifen. Aber die Franzosen selbst sind nicht so fanatisch, als die deutschen Franzosenfreunde. Sie sehen besser, beurtheilen uns richtiger und hüten sich nur, das gefährliche Wort auszusprechen. Es ist gewiß, daß die einsichtsvollen Köpfe und besten Patrioten in Frankreich ihrer eignen Zukunft mißtrauen und dagegen ahnungsvoll und bange auf das deutsche Volk blicken, von dem sie wohl wissen, daß die nächsten Jahrhunderte ihm gehören werden."

Die nächsten Jahrhunderte werden weder den Deutschen noch den Franzosen, noch sonst einem andern Volke oder einem Fürsten gehören; sondern der Menschheit. Eine traurige Zeit, wo man durch Schmeicheln nichts mehr wird gewinnen, und durch periodisches Desertiren nicht mehr sein Handgeld wird vervielfachen können! Aber welcher Schelm von reisendem Spion hat dem Herrn Menzel all das närrische Zeug über Frankreich vorgelogen? Was die Franzosen vierzig Jahre lang gekäut und wiederkäut, das haben sie seit sechs Jahren verdaut, und jetzt gehört es ihnen auf immer. Woran sie heute kauen, das ist eine ganz neue Speise, wovon Herr Menzel gar nichts zu wissen scheint. Und dieses *erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweist* — daß die Franzosen keine Deutsche sind; daß sie keine Kinder sind, die sich von den Knecht-Ruprechts und den Schornsteinfegern der

Polizei hinter den Ofen jagen lassen, daß sie Männer sind, die was sie einmal gewollt, einmal verlangt, alle Tage wollen und verlangen; daß sie immerfort für das Nämliche kämpfen und sich durch keine abschlägige Antwort zurückschrecken, durch keine Niederlage entmuthigen lassen. Doch ein deutscher Gelehrter begreift dieses Käuen und Wiederkäuen nicht. Ihm ist die Freiheit, er mag sie lieben oder ihr abhold sein, nur ein System der politischen Wissenschaft, und er findet daher einen lächerlichen Pleonasmus darin, wenn man, was man gestern gesagt und hat drucken lassen, heute schon wieder sagt und drucken läßt, ehe noch die erste Auflage vergriffen ist.

Was wäre denn das für ein gefährliches Wort, das die Franzosen nicht auszusprechen wagten? Das gefährlichste Wort für die Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts ist Menzel, und dennoch wollte ich es in allen Städten und Dörfern, auf allen Gassen ausschreien, und es fände sich in ganz Frankreich kein altes Weib, das Weib und alt genug wäre, bei dem Worte zu erschrecken. Wie! die Franzosen sähen ahnungsvoll und bange auf das deutsche Volk? Die französischen Patrioten und die Besten? Vielleicht sieht der König der Franzosen mit Furcht auf die deutschen Fürsten, die einst unter Rußlands Trommel ihn überfallen möchten. Und er hätte Recht sich zu fürchten, denn da er jenen vereinten Fürsten nur seine eigne Fürstlichkeit, und nur diese entgegenzusetzen hat, so könnte er in einem so ungleichen Kampfe unterliegen. Aber die Franzosen? Mit nichten. Das französische Volk hat das deutsche, oder braucht es nicht zu fürchten. Werden die Deutschen frei, dann sind sie die besten Freunde und treuesten Verbündeten der Franzosen; und bleiben sie in ihrer gegenwärtigen Erniedrigung, dann werden sie in jedem Kriege wie holländische Thonpfeifen zerbrochen werden.

Was aber die vom Zaun gebrochene Revolution betrifft, so ist das eben eine Redensart, die man hinter allen Zäunen findet. Herr Menzel bewirthe damit seinen Freund Raumer, ich will nichts damit zu thun haben.

„Je schwärzer Herr Börne die deutschen Zustände malt, um so einleuchtender wird die Wahrheit, daß es mit einem Volk, das

trotz der Censur eine Geisteskraft und Geistesfreiheit entwickelt hat, wie kein anderes Volk ohne Censur, eine ganz besondere Bewandtniß haben, daß es unter ganz besonders glücklichen Sternen geboren sein muß. Ein unparteiischer Fremder, der alles liest, was Herr Börne von der Erbärmlichkeit der Deutschen mit der schwärzesten Dinte geschrieben hat, und der dann uns selber kennen lernt und ein wackeres, in Wohlstand blühendes, sittenreines, in seiner Nationalbewaffnung furchtbares, doch gemäßigtes, in seiner constitutionellen Bildung langsam aber sicher reifendes Volk, und endlich die unermeßlich reiche und freie Entfaltung unserer Geister in der Literatur findet, der muß wiederholen, was einst vor anderthalb Jahrtausenden ein Römer von uns sagte: „Es ist ein Wunder, wie die Deutschen alles schon von Natur haben, wozu wir kaum durch die mühseligste Staatskunst gelangen können.“

Es ist nicht davon die Rede, wie die Deutschen vor fünfzehn hundert Jahren waren, sondern wie sie heute sind. Große Ahnen sprechen die Nachkommen nicht frei von ihrer Schuld, sie klagen sie ihrer Erniedrigung um so lauter an. Was uns die Natur gegeben, ist Glück und kein Verdienst; Verdienst ist nur der weise Gebrauch des Glückes. Wer unter einem glücklichen Gestirn geboren und durch seine Verbrechen oder Thorheiten die treuen und festen Sterne selbst zum Lügen und zum Wanken brachte, so daß sie ihre Liebe in Haß umgewandelt: der rühme sich seiner Sterne nicht, er schweige, damit man sie vergesse. Mit einem Volke, das trotz seiner Geisteskraft und seiner Geistesfreiheit sich von einer aller Kraft spottenden, alle Freiheit zernichtenden Censur nicht zu befreien wußte; das sich Denjenigen unterwirft, die schwach sind an Geist, Denjenigen gehorcht, deren Geist in Fesseln liegt; mit einem Volke, das trotz seines blühenden Wohlstandes, der aller gemeinen Sorgen des Lebens überhebt; das trotz seiner Tüchtigkeit und seiner Sittenreinheit nie das erreichen konnte, was andere Völker ohne Geisteskraft, ohne Geistesfreiheit, ohne Tugend und ohne Wohlstand zu erreichen wußten; das sich der schmachvollsten Unmündigkeit nicht zu entreißen weiß, wie ein Schwachkopf vor Gespenstern zittert, oder wie ein Kind vor der Ruthe — mit einem solchen Volke muß es eine ganz besondere Bewandtniß

haben. Wahrlich Herr Menzel führt die Waffe mit ausgezeichneter Ungeschicklichkeit; er faßt die Klinge mit der Hand und bietet seinem Widersacher den Griff dar. Nichts ist leichter, als alle seine Entgegnungen auf ihn selbst zurückzuwenden.

Gerechter Gott! was ist das für eine Geisteskraft, die sich geltend zu machen fürchtet und sich vor jedem Polizeijungen gleich wie ein Taschenmesser zusammenlegt und die Schneide in den hornenen Stiel versteckt! Und was ist gar an der Geistesfreiheit zu rühmen? Wer ist nicht geistesfrei? Man ist es zu jeder Zeit und überall; man ist es im Kerker, auf dem Scheiterhaufen, in der Wüste, im Gedränge der Narren und noch am Tische eines argwöhnischen, blutdürstigen und betrunkenen Tyrannen. Herr Menzel ist es selbst, und seine Gedanken können seiner Worte spotten.

Mit der unermeßlich reichen deutschen Literatur mag Herr Menzel noch ein Jahrhundert lang ganz nach Belieben schalten; wir haben jetzt auf wichtigere Dinge zu denken, nach hundert Jahren wollen wir darüber rechten. Haben die Franzosen und Engländer nicht auch eine reiche Literatur, und hat sie die abgehalten, sich frei zu machen? Jeder Pariser Handwerker würde den gelehrten Narren verhöhnen, der spräche: wir haben Montaigne, Rabelais, Corneille, Racine, Molière, Descartes, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot, Chateaubriand; wir haben eine königliche Bibliothek von einer halben Million Bänden und achzigtausend Manuscripten; wozu braucht Ihr Preßfreiheit? Wenn ein unverschämter Buchknecht in England spräche: wir haben Bacon, Shakespeare, Newton, Pope, Milton, Byron, Hume, Gibbon; wozu wollt Ihr noch Parlamentsreformen? würde ihn jeder Londoner Lastträger an der Brust packen, ihn schütteln und ihm erwiedern: Ihr seid Ihr, und wir sind wir, und wir sind mehr als Ihr.

Herr Menzel sagt, die Deutschen schritten langsam und sicher in ihrer constitutionellen Bildung fort. Was die Sicherheit betrifft, so wollte ich Keinem rathen, auf irgend eine deutsche Constitution eine Hypothek zu nehmen, denn die deutschen Constitutionen gehören alle zu den Mobilien. Was aber die Langsamkeit betrifft, so kömmt es darauf an, wie es Herr Menzel versteht. Ein Büßender, der nach Rom wallfahrtete, ging nach je zwei Schritten

einen zurück, das war langsam, er kam aber endlich dennoch hin. Die Deutschen aber machen in ihrer constitutionellen Bildung nach jedem Schritte zwei Schritte zurück. Heißt das auch langsam und sicher? Doch vielleicht denkt Herr Menzel, man könne auch von der entgegengesetzten Seite zur Freiheit kommen, weil die Welt rund ist, und so will ich es gelten lassen. Doch was er von der furchtbaren Nationalbewaffnung des deutschen Volkes spricht, kann ich nicht gelten lassen, weder den Nominativ noch den Adjectiv. War es dem Herrn Menzel Ernst damit, oder wollte er spotten? Kann ich das wissen? Kann ich die Schelmereien errathen, die seine Gedankenfreiheit im Stillen übt?

Ist es denn eine Bewaffnung der Nation? Es ist eine Bewaffnung gegen die Nation. Glaubt Herr Menzel, die großen Kriegsrüstungen, welche die deutschen Fürsten seit sechs Jahren gemacht, wären gegen Frankreich gerichtet gewesen? Nein, an einen Krieg mit den Franzosen wagt man bis jetzt noch nicht zu denken. Man wollte nur den gesunden Schlaf, die Pausen und die Mutterwehen des wackern, in Wohlstand blühenden, sittenreinen und an Büchern unermeßlich reichen deutschen Volkes bewachen; dazu waren die Rüstungen bestimmt. Und die Furchtbarkeit dieser Bewaffnung liegt nur in dem Papp-Kasten der Frankfurter Militärcommission und wird sonst nirgends zu finden sein. Vereinte Kräfte wirken nur wo Einigkeit herrscht, und die Einigkeit der deutschen Fürsten hat sich bis jetzt nur in den Steckbriefen gegen die geflüchteten Patrioten gezeigt. Oesterreich und Preußen feinden sich heimlich an und mißtrauen sich; beide mißtrauen den kleinen deutschen Fürsten, diese mißtrauen einander selbst und alle vereint mißtrauen ihren Völkern und werden gewiß keinen Krieg mit Frankreich anfangen, ehe die Russen an der Oder stehen und auf die Mäuse acht geben, während die Katze nicht zu Hause ist. Und das nennt Herr Menzel eine furchtbare Nationalbewaffnung!

„In Deutschland wachsen im Schatten mehr Früchte als in Frankreich beim hellsten Licht. Wir lernen daraus nur erkennen, was für ein guter Boden in unserm Volk ist, und wenn nur der Boden gut ist, an der Sonne wird es, obgleich sie wechselt, niemals fehlen. Ich sehe den schwarzen Schatten auch, ich gehöre nicht

zu Denen, die Schlechtes für gut halten und Gutes schon für das Beste, aber eben deshalb kann ich auch nicht blind sein für das wirklich Gute und Große in der deutschen Natur."

„Erscheinungen, die bei andern Völkern auf die tiefste Versunkenheit der Nation schließen lassen würden, lassen bei uns keineswegs darauf schließen. Die Oberfläche unseres Daseins verträgt viel, ohne daß der Kern angegriffen wird. Unser großes Volk ist gar sehr auf die Dauer gemacht. Es spürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden. Es achtet, gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen. Es meint, gleich dem schlafenden Riesen, den der Donnergott mit dem Hammer schlug, es sei nur ein Blatt vom Baum auf seine Nase gefallen."

Wahrhaftig es gibt Einfältigkeiten, die Einen ganz aus der Fassung bringen können. Ich stehe verdutzt wie ein Narr mit offenem Munde da und weiß gar nicht was ich sagen soll. Ich, der ich nicht die schärfsten Gründe fürchte, sobald das Recht mich deckt, fürchte mich vor den Schneeballen, die mir Herr Menzel an den Kopf wirft! So sah ich einmal ein Volk im Aufruhr den Kugeln trotzen und vor einer Feuerspritze erschrocken davon laufen.

Wo nur Herr Menzel alle die Citronen und Zuckerhüte her nimmt! Er ist ein stiller Ocean von Limonade, womit man den französischen Nationalconvent zu einem böhmischen Landtage hätte abkühlen können. Wie dithyrambisch er ist, wenn er die Geduld des deutschen Volkes verherrlicht! Ein Pindar der Geschlagenen, ein Homer der Thersiten! Wenn die Torys wüßten, welcher einschläfernde Schwung in den Dichtungen des Herrn Menzel herrscht, sie würden in eiligst nach England berufen, um, als ein Tyrtäus neuer Art, das englische Volk zur Feigheit zu begeistern. Gewiß haben die Alexanders unter den deutschen Hofräthen das Literaturblatt des Herrn Menzel unter ihrem Kopfkissen liegen. Ich aber — oder wollte sich Herr Menzel vielleicht über mich lustig machen? Nun, dann umarme ich ihn mit Entzücken, denn es ist ihm herrlich gelungen; er hat mich ganz rasend gemacht.

„Wir haben Zeit die Hülle und die Fülle." Ist das nicht ein Sturzbad, womit man ganz Bedlam heilen könnte? Ist

das nicht ein prächtig Paar Siebenmeilenſtiefel für ein fliehendes Volk von Haſen? Iſt das nicht ein Spruch, ganz würdig der ſieben Weiſen der Polizei, die in Frankfurt philoſophiren? Doch was helfen alle Gleichniſſe? Herr Menzel iſt unvergleichlich.

Das deutſche Volk „ſpürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden". Alſo weil es ein zähes Leben hat, ſoll es jede Wunde ungerochen annehmen. „Es achtet gleich dem ruhenden Löwen mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen." Der Löwe verachtet die Maus, die in ſeiner Mähne ſpielt, und die Fliege, die ihn kitzelt; aber duldet er es ſo lange er lebt, daß ihn ein Eſel mit Füßen tritt, daß ein Tieger ſeinen ſcharfen Zahn in ſein Fleiſch bohrt? Werden die Deutſchen etwa nur von Mäuſen und Fliegen beleidigt? „Er meint, gleich dem ſchlafenden Rieſen, den der Donnergott mit ſeinem Hammer ſchlug, es ſei nur ein Blatt vom Baume auf ſeine Naſe gefallen." Ich kenne den Rieſen nicht, von dem hier Herr Menzel ſpricht, aber ich halte nicht viel von ihm. Was wäre denn das für ein Held, der, wenn ihm ſein Feind einen Fauſtſchlag in's Geſicht gibt, dazu lächelte und ſpräche: Ich habe es für einen Naſenſtüber gehalten! Wenn es ein Naſenſtüber geweſen, dann war der Schimpf um ſo größer, und um ſo blutiger hätte er gerochen werden müſſen. Die Ehre ſitzt nicht in der Haut, ſie ſitzt im Herzen. Aber der Rieſe ſchlief und der Donergott wachte! Es ſei. Ich weiß recht gut aus Hufelands Makrobiotik, daß der Menſch wenigſtens ſechs Stunden; ich weiß aber auch aus der nämlichen Makrobiotik, daß er höchſtens acht Stunden täglich ſchlafen ſoll. Doch das Rieſenvolk der Deutſchen ſchläft Tag und Nacht, und alle Tage, und das ganze Jahr, und ſchon drei Jahrhundert lang! Das iſt ungeſund, Herr Menzel. Des deutſchen Rieſenvolks Donnergott iſt der Bundestag, der ihm mit dem Hammer ſeiner Ordonnanzen auf den Kopf geſchlagen, und das deutſche Volk gähnte und lächelte dazu, und ſagte: es habe das für ein Blatt — Papier gehalten! Das heißt ſeinen Löwen- und Rieſenſtolz zu weit treiben, und das alles iſt zwar ſehr dithyrambiſch, aber auch ſehr einfältig.

„Herr Börne fühlt es sehr wohl, daß die Langmuth, mit welcher wir seine Beleidigungen hinnehmen, seine härteste Strafe ist. Er ist nicht eitel, aber welchem sterblichen Geist würde nicht dennoch der Gedanke schmeicheln, sich einzeln einer ganzen Nation gegenüber im Kriege zu befinden? Aus seinem sichern Versteck in Paris wirft er alles, was sein Genie von Beschimpfungen erfinden kann, in unser Land herüber, und doch vermag er es nicht einmal dahin zu bringen, daß wir ihm ernstlich zürnen. Wir sehen ein, er hat in vielen Dingen Recht, und die vielen andern Dinge, worin er Unrecht hat, können ihm wohl verziehen werden, denn er ist krank, hat den Spleen im höchsten Grade, quält am Ende sich mit seinen Grillen mehr als Andere, und es würde sehr ungerecht sein, wenn die große deutsche Nation dem kleinen kranken Manne in Paris ihr Mitleid versagen wollte."

Glaubt es Herr Menzel selbst oder will er es glauben machen, daß ich mit meinen Gesinnungen dem deutschen Volke allein gegenüberstehe? Doch wie es auch sei, er bitte seine Gönner, nur auf vier Wochen Preßfreiheit zu bewilligen, und es wird sich zeigen, daß vielmehr Herr Menzel und seine Gönner es sind, die dem deutschen Volke allein feindlich gegenüberstehen. Er spricht von meinem sichern Versteck in Paris und gibt sich eine überflüssige Mühe, sich lächerlich zu machen. Soll ich etwa in Frankfurt schreiben? Ich wäre dort versteckter, als ich es in Paris bin, und wenn Herr Menzel mich zu sprechen wünscht, wird ihm eine Reise nach Paris weit weniger kosten, als es ihm kosten würde, meinen Gefangenwärter zu bestechen. Diese Menschen sprechen von Versteck! Ihr sprecht aus eurem sichern Versteck hervor. Nie würdet Ihr wagen die deutschen Flüchtlinge anzukläffen, wenn Ihr nicht wüßtet, daß die Kette der Censur, an der Ihr selber liegt, und das Gitter der Polizei, das euch einschließt, euch gegen die verdiente Züchtigung schützt.

Herr Menzel sagt, ich hätte in vielen Dingen Recht, in vielen Unrecht; aber er sagt nicht worin ich Recht, er wagt nicht einmal zu sagen, worin ich Unrecht habe. Er umhüllt alles mit einem blauen Dunst, versichert die Welt, dahinter wäre ich verborgen, und sucht ihr zu erklären, woher mir der Dunst ge-

kommen. Er erklärt meine traurige Phantasmen aus den Fehlern meiner Leber und aus noch tiefern Fehlern. Keiner wundere sich darüber, hier Verdauung und Religion zusammengestellt zu sehen; es gibt Menschen genug, welchen ihre Verdauung die einzige Religion ist, und deren Vorbereitung der heiligste Gottesdienst.

Herr Menzel nennt mich einen Ueberläufer und er wagt dieses Wort auszusprechen! Wenn er Censor wäre, sollte er es in allen neuen Wörterbüchern durchstreichen. Ich erinnere mich noch der Zeit, da Herr Menzel mich sehr gepriesen, da er schrieb, Deutschland wäre meine Braut, und wenn ich es hart anfahre, wäre das nur das Schmollen eines Liebenden. Ich erinnere mich auch, daß er geschrieben, mich zu tadeln käme ihm vor wie von der Polizei zu sein. Habe ich mich seitdem geändert? Nein, die Zeiten haben sich geändert, die Winde, die Aengste und die Hoffnungen. Damals war Herr Menzel noch nicht in die würtembergische Kammer gewählt, und da diente ihm die Maske der Freisinnigkeit, sich neben freisinnigen Männern einen Platz zu gewinnen. Sobald der Freiheits-Carneval vorüber war, zeigte Herr Menzel sein wahres Gesicht. Ich nenne ihn keinen Ueberläufer, sondern einen Ueberschleicher. Doch er mag sich noch so langsam und vorsichtig umgestalten, mich täuscht er nicht, wie vielleicht viele Andere. Wie er auch schlich, ich ging ihm wie ein Minutenzeiger nach, ich weiß wohin er schleicht, kenne sein Ziel und auch die Stunde, in der er es erreichen wird.

Hier aber muß ich die Meinung, die ich von Herrn Menzel habe, ganz sagen; denn die strengste Pflicht verbietet mir, der Gefahr, eines leichtsinnigen Widerspruchs beschuldigt zu werden, auszuweichen. Wenn ich früher von der Instruction des Herrn Menzel gesprochen; wenn ich ihn einen Kothsassen der allgemeinen Zeitung, einen Procurator der deutschen Bundesversammlung genannt, so bitte ich ihn und bitte jeden meiner Leser, dieses ja nicht zu mißdeuten. Ich will nicht damit sagen, daß sich Herr Menzel verkauft hat, ich sage nicht damit, daß Herr Menzel seiner wahren Meinung entsagt und falsche heuchelt, um der Macht zu schmeicheln; ich sage es nicht, denn ich denke es nicht. Ich klage nur die Eitelkeit seines Herzens,

die Schwäche ſeines Gemüths, und ſeinen Unverſtand in politiſchen Dingen an. Menzel iſt der Erſte nicht, der aus einem Freunde der Freiheit ihr Feind geworden, nicht weil er ſeine Geſinnung gewechſelt, ſondern weil er die Macht nicht mehr hatte der Freiheit nützlich zu ſein, oder den Muth verloren ſich öffentlich ihren Freund zu nennen. Es gab ſchon viele ſolcher Menſchen, die aus der Noth eine Tugend gemacht, die es aber nicht dabei bewenden ließen, was noch verzeihlich geblieben wäre, ſondern die jene erzwungene Tugend ſich ſelbſt als freie Tugendhaftigkeit, die Noth Derer aber, die ihre Noth treu fortgefühlt, dieſen Andern als Halsſtarrigkeit, Blödſinn oder Ruchloſigkeit angerechnet. Was war es denn ſonſt, was in früherer Zeit Görres, Schlegel, Steffens, Zacharias Werner und noch ſo manchen andern edlen Deutſchen aus dem Reiche des Sonnenlichtes und der Wahrheit in Nacht und Wahn geſtürzt; was ſie aus Adlern zu Eulen, aus Denkern zu Myſtikern gemacht? Die Verzweiflung war es, an ſich, dem Vaterlande und der Welt. Ohnmächtig ſich die Freiheit des Lebens zu gewinnen, flüchteten ſie in die Freiheit des Todes. Um nicht länger Gefangene zu bleiben, wurden ſie Gefängnißwärter und klirrten dann ſo ſtolz mit den Schlüſſeln in ihren Händen, als hätten ſie damit die Wahrheit aufgeſchloſſen und nicht eingeſchloſſen, und dann kamen alle Heuchler und Dummköpfe herbei und küßten die Schlüſſel der Wahrheit und verehrten die heiligen Schlüſſelträger *).

*) Wie gut dieſe frommen Leckermäuler es verſtanden haben, ſich eine zugleich heilige und nahrhafte Suppe zu bereiten, indem ſie irdiſches Brot in den himmliſchen Glauben brockten, davon möge folgendes Beiſpiel zeugen. Adam Müller, Preuße, Proteſtant und ſonſt nichts, wurde katholiſch und öſterreichiſcher Staatsbeamter. Als General-Conſul in Leipzig ſchrieb er der Frau von Varnhagen: „Ich bin kein Knecht der Mächtigen, aber auch kein independenter ſogenannter Staatsbeamter, ſondern ganz einfach der Diener meines Kaiſers, nächſt Gott, im Leben und Tod; außerdem glühend für das, was von den Beſten aller Jahrhunderte Freiheit genannt worden iſt, für eine galante Freiheit, für eine ſolche, die ſich nur im Dienſt und in der Hingebung an einen irdiſchen Herrn

Was will denn aber eigentlich Herr Menzel, könnten mich die Leſer fragen, und woher kömmt ihm ſeine wunderliche Idioſynkraſie gegen die Franzoſen? Dieſe Frage kurz zu beantworten: Herr Menzel iſt der Peter von Stuttgart. Es ſchmerzt ihn, das heilige Grab des Abſolutismus in den Händen der Ungläubigen zu ſehen, und er beſchwört die frommen Deutſchen, Frankreich zu erobern und in Paris ihr Kreuz aufzupflanzen, und für dieſes gottgefällige Werk verſpricht er ihnen Ablaß von allen ihren Sünden und Schwächen. Ich will es euch ſagen, was diejenigen wollen, für deren Vortheil Herr Menzel und noch viele Andere ſich öffentlich oder heimlich bemühen. Aber ich will es nicht mit meinen eigenen Worten ſagen; denn da käme Herr Menzel wieder und ſpräche: er hat den Spleen, glaubt ihm nicht! Nein, ich will es mit den Worten Derjenigen ſagen, die den Spleen nicht kennen, die, ob ſie zwar ungeheuer viel eſſen, doch nie an Verdauungsſchwäche leiden, weil ſie die Grundbedingung eines guten Magens haben: ein ſchlechtes Herz. Ich will es mit den Worten der Staatsmänner, Diplomaten und Fürſten, dieſer hohen, höchſten und allerhöchſten Perſonen ſagen. Suche ſich der deutſche Leſer die von Kombſt herausgegebenen Actenſtücke des deutſchen Bundes und das in London erſcheinende Portfolio zu verſchaffen*). Dort

---

zeigen kann, deren Lebenselement das Opfer iſt, die alſo nur an dem Opfer aller Opfer ihre Flamme entzünden kann." Aber Adam Müller war kein Heuchler. Er hatte ſich in den Glauben hineingeglaubt, und ſich an dem Opfer aller Opfer entzündend, ſein Amt und den damit verbundenen Gehalt als ein ihm auferlegtes Kreuz mit chriſtlicher Ergebung ertragen. Er gehörte zu jenen klugen Amphibien, die ſich vor jeder irdiſchen Noth in den Himmel, und vor jeder himmliſchen Noth ſich auf die Erde flüchten. Sie werden auch ſelig werden, denn der liebe Gott iſt ein gar guter Herr und nimmt es nicht ſo genau; uns aber ſollten dieſe Herren mit ihrer galanten Freiheit nicht zum Beſten haben wollen.

*) 1. Authentiſche Actenſtücke aus den Archiven des deutſchen Bundes, zur Aufklärung über die hochverrätheriſchen Umtriebe der deutſchen Fürſten. Straßburg 1835.

wird er die Ansichten, Befürchtungen, Hoffnungen und Pläne, welche Rußland, Oesterreich und Preußen rücksichtlich des deutschen Volkes haben, klar ausgesprochen finden. Da mir aber die ungemeine Geistesfreiheit, die in Deutschland herrscht, hinlänglich bekannt ist und ich fürchte, genannte Schriften möchten dort schwer zu haben sein, will ich deren Resultate so kurz als möglich ausziehen.

I.

Preußische Stimmen.

Die Denkschrift eines ungenannten preußischen Diplomaten über die Politik Preußens in Bezug auf Deutschland, enthält unter andern Folgendes:

Preußen muß suchen: „Einmal gemeinschaftlich mit Oesterreich dahin zu arbeiten, daß die nächste europäische Krise Deutschland so viel als möglich einig und bewaffnet finde."

„Ferner dabei, doch allmälig und unter der Hand, den unmittelbaren Einfluß Preußens in Deutschland wieder herzustellen, zu begründen, zu erweitern."

„Das System Preußens am Bundestage, während der Dauer der österreichischen Allianz, dürfte folgende Zwecke vorzüglich zu befolgen haben:"

A. „(Bundes-Militär-Verfassung)."

B. „Gemeinschaftlich mit Oesterreich über die Erhaltung der Ruhe in Deutschland zu wachen, zugleich das repräsentativ-demokratische System zu bekämpfen."

---

2. Der deutsche Bundestag gegen Ende des Jahres 1832. Straßburg 1836.

3. Le Portfolio, ou Collection de documens politiques, etc. Traduit de l'anglais. Tome I, No 2. Mémoire sur l'état et l'avenir de l'Allemagne, écrit sous la direction d'un ministre à St. Pétersbourg, et communiqué confidentiellement à plusieurs gouvernemens germaniques. Paris 1836.

C. „(Abwehrung des Einflusses fremder europäischer Mächte)."

D. „Dabei aber doch möglichst alles so vorzubereiten, daß wenn einst eine Trennung Preußens von Oesterreich erfolgen und demzufolge eine Spaltung Deutschlands stattfinden sollte, der überwiegende Theil der Bundesstaaten sich für ersteres erklärte."

„Wenn die Erreichung der Zwecke ad A, B und C ein kräftiges und gleichförmiges Wirken mit Oesterreich erheischte, so schiene die Rücksicht ad D durch nichts mehr befördert zu werden, als wenn man Oesterreich bei jenem Wirken die von demselben systematisch gesuchte Ausübung der Initiative in seinem eigenen Namen und die damit verbundene formelle Geschäftsführung bereitwillig überließe, und nur hinsichtlich der wesentlichen Punkte eine frühere geheime Einverständigung zwischen Berlin und Wien in Anspruch nehme. Nach der unveränderlichen Politik der mittleren und kleineren deutschen Staaten wird stets ihre Souveränitäts-Eifersucht gegen die, die Suprematie in Anspruch nehmende Macht gerichtet werden, und bei den eben auseinandergesetzten Verhältnissen dürfte es vielleicht das einzige Mittel, den preußischen Einfluß wieder in Deutschland herzustellen, sein, jener Souveränitäts-Eifersucht einen andern Gegenstand als Preußen zu geben."

„Mag Preußen dabei eine passive Rolle spielen, und in manchen Punkten nur der österreichischen Politik zu folgen scheinen; je mehr es jenen Schein zu gewinnen glückt — desto sicherer wird ihm einst die Mehrheit der Bundesstaaten zufallen, wenn das Aufhören der preußisch-österreichischen Allianz auch den Druck, den ihr vereintes und umfassendes Gewicht ausübte, aufhören läßt."

— „Aus allem Obigen schiene, als Recapitulation, folgende .... Stellung Preußens am Bundestag hervorzugehen. — In den allgemeinen politischen Bundesbeziehungen, Ausgleichung der etwaigen Differenzen, direct zwischen Berlin und Wien, aber zu Frankfurt, enges, in der Regel milderndes Anschließen an Oesterreich, wobei zuweilen, aber nicht zu oft, in populären Gegenständen ein berechneter offensibler und eclatanter Act von Selbstständigkeit zu zeigen .... Ein anscheinend reger Eifer für die Befestigung und Entwickelung der Reformen, die unter der Hand aber, mit

Ausnahme derjenigen, welche auf die Militär-Verfassung und die Stellung des Bundes gegen das Ausland Bezug haben, so los als möglich zu erhalten wären. —"

„Die Natur der einzigen Regierungsform, die allein Preußens Größe und Einfluß sichern kann, schließt schon, ohne andere Verhältnisse zu berühren, unwiderruflich die Begünstigung der demokratisch-repräsentativen Ideen aus, welche jetzt noch so vielen Einfluß in Deutschland ausüben. —"

„Es schiene wünschenswerth, und selbst beim Festhalten an der österreichischen Allianz nicht unerreichbar, daß, wie es vor dem Beginnen der französischen Revolution der Fall war, Preußen als der deutsche Musterstaat angesehen, und seine Schriftsteller wieder die tonangebenden in Deutschland würden, und dies Resultat dürfte unvermeidlich sein, sobald, wie schon erwähnt, das demokratisch-revolutionäre Treiben und die süddeutsche Schein-Constitutionalität depopularisirt worden wäre. Es verdiente dabei eine reifliche Prüfung, ob, da jene Partei nun doch einmal an der Entwickelung und Geltendmachung ihrer Theorie vor dem Publikum nicht gehindert werden mag, es nicht rathsam wäre, sie gleichfalls nach dem Beispiel der englischen und französischen Regierungen, in ihren Grundsätzen, in ihren Leitern und ihren Organen einer indirecten, aber kräftigen öffentlichen Discussion zu unterwerfen, als es nicht allzuschwer sein dürfte, gegen jene Grundsätze und Einrichtungen bei den besonnenen und richtig urtheilenden Deutschen die National-Eitelkeit und Ehre ins Spiel zu bringen, indem man dieselbe, von einer nebenbuhlerischen Nation ausgehend, durch Bildung von Parteien im Sinne des Auslandes wirkend darstellte."

— Graf von der Golz, ehemaliger preußischer Bundestagsgesandter, macht in einer Denkschrift an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten folgende Aeußerung:

„Die Elemente, die ihr (der Bundesverfassung) zu Grunde gelegt wurden, mußten von gemeinnützigen und liberalen Ideen ausgehen, weil die Völker, die nur durch den höchsten Grad patriotischer Exaltation zu den Opfern vermocht worden waren, durch welche die allgemeine Anstrengung zur beabsichtigten

Befreiung Deutschlands und Europa's möglich wurde, zu großen Erwartungen im Sinne des ihnen vorschwebenden übertriebenen Begriffs von Freiheit berechtigt waren; man genügte diesem Erforderniß des Augenblicks, weil es unerläßlich war."

— Einer Denkschrift des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Bernstorffs, über die Mittel, die Ruhe im Innern Deutschlands, im Fall eines Krieges mit dem Auslande, aufrecht zu erhalten, entworfen, auf Befehl des Königs im Jahre 1831, sind nachfolgende Aeußerungen entnommen.

„Wie gegründet indessen auch jene Besorgnisse sein mögen, so rechtfertigen sie doch keinen Zweifel an dem Vorhandensein und der Wirksamkeit von Mitteln, dem drohenden Uebel vorzubeugen oder seine ferneren Ausbrüche mit Erfolg zu bekämpfen, selbst im Falle eines unvermeidlichen Krieges, unter den Deutschen eine zustimmende Begeisterung zu entzünden, welche zur Erleichterung der ihnen anzusinnenden Opfer mitwirke."

—„Je leichter der natürliche Verstand einsieht, wie sehr das Gemeinwohl dabei interessirt ist, daß die Grenze des Staates gegen Angriffe eines auswärtigen Feindes vertheidigt .... werde; um so wichtiger für ganz Deutschland scheint mir zunächst die Annahme oder Behauptung einer Politik, welche für den Fall, wenn ein Krieg unvermeidlich sein sollte, sicher dahin führt, daß der Uebergang aus dem jetzigen Zustande in den Kriegszustand unter Umständen geschehe, die eine unbedingte Nothwendigkeit des letztern als evidente Thatsache den Unterthanen aller deutschen Staaten unabweislich vor die Augen rücken; was nach dem herrschenden Geiste unserer Zeiten nicht etwa bei einem Kriege um Principien, worüber im Innern von Deutschland selbst Parteien sich streiten, sondern nur alsdann statt finden wird, und sicher erwartet werden darf, wenn ein Angriff von Seiten des Feindes alle Zweifel über jene Nothwendigkeit des Krieges zerstreut und alle weiteren deßfallsigen Rechtsdeductionen als überflüssig erscheinen läßt, deren Unentbehrlichkeit

zur Ausführung der Motive des Krieges überhaupt nichts Wünschenswerthes wäre. —"

„Zur Aufrechthaltung, tieferer Begründung des Sinnes für Recht und Ordnung kann ohne Zweifel auch die Presse wesentlich beitragen. Es ist desfalls gewiß sehr zu bedauern, daß sich jetzt zu wenige tüchtige Männer erheben, um jene gute Sache des Rechts und der Ordnung gegen die Angriffe, denen sie besonders in ausländischen Blättern ausgesetzt ist, mit Ernst und Einsicht zu vertreten. Damit die Herausgabe von Zeitungen oder periodischen Blättern, welche sich diesem Zwecke widmen, nach Möglichkeit gefördert werde, möchte es schon jetzt an der Zeit sein, hierzu Schriftsteller von Talent und guter Gesinnung zu gewinnen, bei denen die letztere sich in der Neigung offenbaren, durch ihre Feder die Lösung der schwierigen den Regierungen obliegenden Aufgabe zu erleichtern. Immerhin könnte man ihnen dabei — sofern ihre Persönlichkeit hinreichende Garantie gewährt — freieren Spielraum gestatten, ohne jedoch im Allgemeinen eine wesentliche Veränderung der gesetzlichen Bestimmungen über die Censur eintreten zu lassen; denn diese wird auch im Falle eines Krieges nicht entbehrt werden können, so wenig man übrigens der Begeisterung, welche mit Wort und Schrift die Sache des Vaterlandes gegen den auswärtigen Feind vertheidigen will, Einhalt zu thun haben dürfte. — —"

„Aufgestellt in den bezeichneten Gegenden, und nach Umständen zu mobilen Colonnen organisirt, würde diese Reserve (die des Bundesheeres) dem deutschen Bunde, während seine Heere dem auswärtigen Feinde gegenüberstehen, für die Erhaltung der Ruhe in seinem Innern die wirksamsten Dienste zu leisten geeignet sein. —"

„Unter ehrfurchtsvoller Bezugnahme auf jene Vorschläge glaube ich namentlich in tiefster Unterwürfigkeit empfehlen zu müssen:

„Daß E. K. M. allerhöchste Regierung bei einer Politik beharre, welche den Frieden auf alle mit Preußens Ehre und andern wesentlichen Interessen vereinbare Weise zu erhalten sucht,

und zugleich — wenn ein Krieg demnach unvermeidlich werden sollte — den auswärtigen Feind in den Fall setzt, ihn durch einen Angriff von seiner Seite zu eröffnen. Unternimmt alsdann der Feind einen Angriff, so wird E. K. M. landesväterliche Ansprache an das Volk, wie sie im Jahre 1813 statt fand, gewiß ähnliche Wirkungen hervorbringen und mächtig dazu beitragen, daß der treue Wille Allerhöchst Ihrer Unterthanen, sich ihres Königs würdig zu bezeigen, allenthalben in That übergehe. — —"

Auf vorstehenden ausgezogenen Bericht des preußischen Ministers antwortete der König:

„Was die anderweitigen, ihrer Darstellung hinzugefügten Vorschläge betrifft, so ist zwar rathsam, für die Sache des Rechts und der Ordnung einsichtsvolle Schriftsteller zu gewinnen; bei der anerkannten Schwierigkeit aber, solche Schriftsteller zu ermitteln, die mit den erforderlichen Kenntnissen und Talenten auch erprobte treue Gesinnungen und den erforderlichen Tact für das Angemessene verbinden, wird die Benutzung der Presse für den Fall des Krieges vorzubehalten sein. — —"

Der preußische General von Borstell, in einem Briefe an den General-Adjutanten des Königs, geschrieben 1832, worin er Vorschläge macht, wie mit den deutschen Ständekammern und den deutschen Revolutionärs zu verfahren sei, äußerte:

„Staatssicherheit, nach moralischen Grundsätzen festgestellt, ist die wichtigste der Regierungspflichten, sie wird durch repräsentative Formen oder Volksvertretungen nirgends gesichert, vielmehr durchwegs, wo wir hinblicken, gemißbraucht und gefährdet."

II.

Oeſterreichiſche Stimmen.

Ein öſterreichiſches an das preußiſche Cabinet gerichtetes Promemoria, über die Publicirung der Bundestags-Protokolle, enthält unter andern folgende Aeußerung:

„Man darf jedoch nicht aus der Acht laſſen, wie es überhaupt mit dem Intereſſe ſteht, welches die deutſche Nation an dem deutſchen Bunde nimmt.“

„Wäre die Bundesverſammlung — wie es in den erſten Jahren ihrer Exiſtenz von der liberalen Partei geglaubt und gewünſcht wurde — eine Art National-Repräſentation, beſtimmt, alle Rechte zu ſchützen und in alle das gemeinſame Intereſſe der deutſchen Unterthanen betreffende innere Angelegenheiten kräftig und wirkſam einzugreifen, ſo würde ihr allerdings das allgemeine Intereſſe nicht entgehen, beſonders wenn auch noch die Inſtructionen der Bundestags-Geſandten in den Ständeverſammlungen berathen würden, wie dies ſchon früherhin und jetzt neuerlich vielfach als unumgänglich nothwendig behauptet und angeprieſen worden iſt. Die Competenz der Bundesverſammlung iſt aber, ſeit dem Jahre 1820, definitiv und auf eine Art geregelt, welche ihr eine andere Stellung gegeben hat, als die ohnehin nur chimäriſche einer Volksrepräſentation, und es iſt ſehr zweifelhaft, ob ſie unter Denen, welche im Volke das große Wort führen, an Popularität und Anſehen durch die Bekanntmachung ihrer Berathungen ſehr gewinnen werde. Nicht durch die Geheimhaltung ihrer Protokolle iſt das Anſehen der Bundesverſammlung geſunken. Ehe noch dieſe Geheimhaltung eingeführt war, fingen die Demagogen an, die Bundesverſammlung zu verſchreien, ſobald ſie ſahen, daß dieſe ihnen nicht als Werkzeug dienen wollte, ſondern ſich vielmehr ihren verbrecheriſchen Abſichten als ein Damm entgegenſtellte; und auch der nicht demagogiſche, ſondern beſonnene Theil des Publikums verlor nach und nach das früher gehegte Intereſſe am Bunde, ſobald man ſich überzeugte, daß es nicht in der Aufgabe der Bundesverſammlung liege, in den wichtigſten

innern Angelegenheiten, namentlich in den Handels- und ständischen Angelegenheiten, einen entschiedenen Einfluß zu äußern. Jene antidemagogische Tendenz und diese beschränkte Competenz der Bundesversammlung dürften wohl allein als die wahren Ursachen des verminderten Interesses an den Verhandlungen desselben zu betrachten sein, und so lange diese wohlbegründeten Ursachen bestehen, wird auch die Bekanntmachung ihrer Protokolle nicht das Mittel sein, ihr Ansehen zu heben. Niemand wird übrigens glauben, daß die Bundesversammlung darum, weil ihre öffentlichen Protokolle nur weniger bedeutende Gegenstände betreffen, sich in ihren geheimen Sitzungen nicht mit wichtigen beschäftige. Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß es wünschenswerth, wäre, wenn die Mehrzahl der denkenden Menschen in Deutschland auf den Fortbestand des Bundes einen Werth legte; aber die Hauptbürgschaft seiner Dauer wird wohl der deutsche Bund in der Meinung der Regierungen und nicht in der Meinung des Publikums zu suchen und zu finden haben. So lange die Regierungen den Fortbestand des Bundes aufrichtig wünschen und wollen, wird derselbe auch fortbestehen, und das Urtheil der Unterthanen wird ihnen hierin kein wesentliches Hinderniß in den Weg legen. — —"

In einem Schreiben des Fürsten von Metternich an den österreichischen Gesandten in Berlin, worin die Ansichten des österreichischen Cabinets über die neue badische Gesetzgebung ausgesprochen wird, heißt es:

„Da vielmehr alles, was aus deutscher Presse hervorgeht, sich sofort über alle deutschen Länder verbreitet und Deutschland heute einen auf Erhaltung gemeinsamer Ruhe und Sicherheit gegründeten Staatskörper bildet, so darf es einzelnen Gliedern dieses Staats nicht freistehen, die große Mehrzahl der andern Staaten mit einem Vorrathe schlechter oder gar nicht censurirter Schriften zu überschwemmen."

„Wir sehen aber diese Frage als eine Lebensfrage für den Bund an, und ersuchen daher den Herrn Grafen von Bernstorff angelegentlichst, in dieser wichtigen Angelegenheit den Ausspruch beider Höfe vollkommen gleich an den Bundestag treten lassen zu wollen. — —"

Kurze Zeit nach dem Hambacher Feste schrieb der Fürst von Metternich an den preußischen Bundestags-Gesandten von Nagler in Frankfurt:

„Das Hambacher Fest, wenn es gut benutzt wird, kann das Fest der Guten werden. —"

In einer Instruction des Fürsten von Metternich an den österreichischen Bundestags-Gesandten in Frankfurt, über die Frankfurter Ereignisse des 3. Aprils 1833, heißt es:

„Für Deutschland ginge vielleicht in einem mangelhaften Ausgange dieser Untersuchung eine nie wiederkehrende Gelegenheit verloren, auf den eigentlichen Grund des Uebels, welches seit Jahren feindselig auf den Fürsten wie auf den Völkern lastet, zu kommen."

III.

Russische Stimmen.

(1834.)

„Gleich von 1789 an fanden die Lehren der französischen Revolution bei vielen deutschen Denkern eine günstige Aufnahme; aber die Masse des Volks blieb ihnen um so fremder, als seine pedantisch-religiöse Erziehung (éducation pédantesquement religieuse) es von jeder eigentlich politischen Idee entfernt hielt."

— „Zwar wußte Napoleon mit seinem eisernen Zepter alle Aeußerungen feindlicher Gesinnungen gegen die Macht niederzuhalten; doch konnte er nicht verhindern, daß die von der französischen Revolution in Umlauf gebrachten Ideen sich in Deutschland ausbreiteten und sich besonders in den Universitäten und Schulen festsetzten. Erst nach dem Sturze des großen Mannes gewahrte man, welche tiefe Wurzeln jene Ideen schon gefaßt hatten. Ihre ersten Früchte waren schön und herrlich, denn der Befreiungskrieg gab Gelegenheit die edelsten und reinsten Gesinnungen zu entfalten. Die Begeisterung des Volks war eben so bewunderungswürdig durch ihr

erhabenes Ziel, als durch die Mäßigung, worin sie sich anfänglich zu erhalten wußte; unglücklicher Weise zeigten die folgenden Jahre, daß die Fürsten und Minister sich schwer getäuscht hatten, als sie den Kampf Deutschlands unter diesem einzigen Gesichtspunkt betrachtet. Nach dem Kriege zeigten politische Ansprüche, die sich in den meisten Staaten kund gaben, augenscheinlich genug, daß, als die Deutschen die Waffen ergriffen, sie nicht blos Napoleon, sondern auch ihre eigenen Regierungen treffen wollten."

— „Da die wahre Religiösität einer der Grundzüge des deutschen National-Charakters ist, mußte der Befreiungskrieg hierdurch natürlich eine Art religiöse Weihe bekommen. Mehrere Staatsmänner suchten den öffentlichen Geist in dieser Richtung zu erhalten, und unter andern war der Fürst Metternich in diesem Sinne thätig. Indessen, ob zwar die Mehrzahl des deutschen Volkes zu dem alten öffentlichen Rechte, das sich auf theologische Principien gründet, sich hinzuneigen schien, so erklärte sich doch auf mehreren Universitäten eine starke Opposition gegen jene Ansicht."

— „Preußen allein machte sich, nach einer doppelten bittern Erfahrung, keine Täuschung mehr über die Richtung des öffentlichen Geistes. Es erkannte mit vielem Scharfsinne, daß die Deutschen die Polen weniger wegen ihrer selbst, als wegen ihrer Revolution liebten. Deutschland verdankte 1832 sein Heil nur dem ernsten und würdevollen System, welches Preußen in seinem friedlichen Betragen gegen die polnische Revolution leitete."

— „Alle deutsche Bundesstaaten, mit Ausnahme Oesterreichs und Preußens, sind constitutionelle Staaten, und der freie Austausch der Ideen durch die Presse hat dort besonders seinen Einfluß auf die gesetzgebenden Versammlungen geübt. So wie einst in Frankreich von 1789 bis 1792 die Erörterung allgemeiner Principien, indem sie die Gemüther von den örtlichen und persönlichen Interessen abzog, überall die Keime der Anarchie von 1793 legte, so kann man in den letzten Sitzungen der deutschen

Kammern, besonders denen der kleinen Staaten, eine ähnliche Richtung erkennen."

„Hätte nicht die deutsche Bundesversammlung durch ihre Ordonnanzen vom Juni jener Freiheit der Discussion eine Grenze gesetzt, würde das Uebel, das aus einer solchen Quelle kam, die organischen Elemente verschiedener deutschen Staaten bald erreicht und zerstört haben. In der That ließ man sich dort angelegen sein, jede liberale Opposition durch eine noch liberalere auszustechen; man ging dort eiteln Phantomen mit dem einfältigsten Eifer (niaise ardeur) nach, und gefiel sich in der dümmsten Opposition (l'opposition la plus sotte) gegen die Regierung, so daß man die Franzosen hierin noch übertraf. Daher sind auch aus der deutschen Presse, der man doch die tiefsinnigsten und ausgezeichnetsten philosophischen Werke der neuern Zeit verdankt, die wunderlichsten und unvernünftigsten Erzeugnisse hervorgegangen, die nur je aus verrückten Köpfen (cerveaux atteints de folie. gekommen. Man muß hoffen, daß man in der Folge jenen Abscheulichkeiten (monstruosités) ein Ende machen wird; man muß hoffen, daß man von nun an darauf sehe, daß in Deutschland die wahren Gelehrten und die tiefen Denker nicht blos allein das Wort führen, sondern sich auch Gehör verschaffen können."

— „Schon 1819 hatte Oesterreich den Plan, unter seinem Protectorat für alle in Deutschland erscheinenden politischen Werke, Journale und Bücher eine Bundes-Censur zu errichten; doch dieser Versuch scheiterte an der Opposition der baierischen und sächsischen Regierung. Später ließ Oesterreich, in Leipzig und Frankfurt, periodische Schriften erscheinen, die im Geiste der Doctrinen, die es geltend machen wollte, geschrieben waren; allein sie hatten keinen großen Erfolg, ob sie zwar von Leuten von Geist redigirt worden und beträchtliche Kosten verursacht hatten."

— „Das System, auf dem sich die österreichische Stabilität gründet, ist sehr alt. Man hat nicht vergessen, daß ehemals die Ferdinands, zufolge dieses nämlichen Systems, Deutschland zu unterjochen gesucht. Die schönen Maximen haben dem Hause Habs-

burg nie gemangelt; aber wenn seine Thätigkeit immer groß war, waren seine Thaten dagegen selten."

— „Die Souveraine der kleinen constitutionellen Staaten, durch die Herrsch-Begierde ihrer Kammern auf's äußerste gebracht, so wie einst Ludwig XVI. durch den National-Convent, erinnern sich dieses großen und merkwürdigen Beispiels; sie sehen selbst ein, daß wenn sie die Ausgelassenheit jener anmaßlichen gesetzgebenden Körper (la licence de ces législatures usurpatrices) sich länger gefallen ließen, sie in ihrer Existenz selbst bedroht wären. Man sieht sie also jetzt Preußen in allen Maßregeln unterstützen, die dahin zielen, die Rechte der gesetzgebenden Versammlungen einzuschränken; man sieht, daß sie sich gutwillig allen allgemeinen Beschlüssen des Frankfurter Bundestages unterwerfen."

— „Die ächten deutschen Grundsätze, was den Austausch der Ideen betrifft, müssen immer dahin zielen, vor allem die Local-Interessen, dann die Provinzial-Interessen und zuletzt die eigentlichen National-Interessen zu bewahren und zu unterstützen. Damit das in der angegebenen Reihefolge statt finde, müßten die Regierungen mit der größten Strenge darauf wachen, daß man gegenwärtig nur die Local- und Provinzial-Interessen öffentlich verhandle. Es kömmt zuerst darauf an, jeder Familie, jeder Gemeinde, jeder Provinz ihre Freiheiten und Rechte zu sichern; daraus folgt, daß es nicht jedem Professor des öffentlichen Rechts erlaubt sein dürfe, jene Specialfreiheiten den chimärischen Ideen von allgemeiner Freiheit und dem Traume der sogenannten Volks-Souverainität aufzuopfern. Preußen hat seines Theils diesen Geist der alten deutschen Gesetze sehr gut aufgefaßt, indem es die Revision der Stadt- und Dorf-Verfassungen anbefohlen; auch hat dieser Samen gute Früchte getragen."

— „Man kann jedoch nicht in Abrede stellen, daß diese Art zu verfahren, indem man den Familiengeist benutzt, um nach und nach den Nationalgeist zu bilden, nur dann ohne Gefahr angewendet werden kann, wenn der Geist und die Liebe der Häuslichkeit (l'esprit, l'amour du foyer), von welcher hier die Rede ist, tiefe Wurzeln in

den Herzen der Bürger geſchlagen hat. Nun aber iſt dieſe Tugend den Sitten und dem Charakter der Deutſchen ſo anklebend, daß nur eine ununterbrochene Folge von Plagen und Mißgeſchick deren Wurzeln untergraben konnte. Anders iſt es bei den ſlaviſchen Völkern; ſie kennen weniger jene innige Sympathie, die den Menſchen an ſeinen Geburtsort, an das Dach, das ihn beherbergt, an die Möbel, die ihm gedient haben, binden. Der Nationalgeiſt des Slaven richtet ſich weniger nach den Sitten des Hauſes und nach der Meinung ſeiner nächſten Nachbarn, als nach der Einwirkung der lebenskräftigen und beweglichen Volksclaſſen, zu denen er gehört, Maſſen, die ſeine Sprache reden und ſeine Leidenſchaften theilen. —"

— „Ein Krieg Deutſchlands gegen Frankreich und England hat in unſerer Zeit einen doppelten Charakter ... Es handelt ſich auf der einen Seite die Bajonette und die Kugeln, und auf der andern Seite die Ideen zu bekämpfen; was den materiellen Kampf zwiſchen den Armeen betrifft, ſo iſt er den Wechſelfällen des Krieges unterworfen .... Nehmen wir den Fall an, wo Deutſchland unterliegen ſollte .... So beklagenswerth auch ein ſolches Ereigniß für Deutſchland wäre, kann man es doch nicht mit den traurigen Folgen vergleichen, welche der Triumph der Engliſch-Franzöſiſchen conſtitutionellen Principien für den deutſchen Bund und für jeden Staat insbeſondere hätte .... Auch müßte Deutſchland, im Falle eines Bruchs mit Frankreich und England ſeine Hauptaufmerkſamkeit auf den Kampf wenden, den es gegen die Principien ſeiner Feinde zu beſtehen haben wird. Alle Regierungen ſehen heute vollkommen ein, daß die größten Gefahren, die ſie bedrohen, in der That von jener Seite kommen."

— „Die Fürſten und die Großen im Allgemeinen ... müſſen vor allen Dingen ſich ſelbſt und ihren Intereſſen (à ce qui leur est le plus cher) treu bleiben. Ihre heiligſte Pflicht iſt, ihre Rechte nicht beſchränken zu laſſen."

— „Das wiſſenſchaftliche Deutſchland hat ſelbſt während der traurigen Tage der fremden Herrſchaft ſeine Würde zu behaupten gewußt. Auch hat in den Gemüthern der deut-

ſchen Jugend keine Anhänglichkeit für Frankreich Wurzel faſſen können, ob zwar die Ideen des Liberalismus ſie zu ſolchen Gefühlen hätte geneigt machen ſollen. Im Gegentheil, ſie bewahrte immer eine tiefe Antipathie gegen jenen feindlichen Nachbarn, und dies trat nie ſtärker hervor, als beim Hambacher Feſte. Dort, ohngeachtet des Schwindels, der Alle ergriffen, hat man es Börne, der gegenwärtig war und den doch die Demagogen ſo achten, nicht verziehen, um die Gunſt der franzöſiſchen Liberalen niederträchtig gebettelt (bassement mendié) und hierdurch Deutſchland vor ihnen beſchimpft zu haben."

Das deutſche Volk möge dieſen Koſaken-Katechismus gut auswendig lernen, damit es an dem Tage, wo es nach dem Rituale der ruſſiſchen Kirche durch Ohrfeigen ſeine Firmung erhalten wird, vor dem heiligen Czar ehrenvoll beſtehe.

Was der Bericht des ruſſiſchen Staatsmanns von der feindſeligen Stimmung ſagt, die ſich in Hambach gegen Frankreich laut ausgeſprochen, und was er bei dieſer Gelegenheit von mir erzählt, iſt alles falſch oder gelogen. Eine ſtarke Sympathie für die Franzoſen ſprach ſich dort überall aus; freilich, eine Sympathie, wie wir ſie verſtehen, nicht diejenige, welche die Schriftſteller der Polizei als ſolche darſtellen, um ſie als etwas Gehäſſiges erſcheinen zu laſſen. Ich erinnere mich, daß einer der Hambacher Pilger, der mir von früher als ein preußiſcher Spion bekannt war, in meiner Gegenwart und unter vielen jungen Leuten, mit frommer Begeiſterung von dem Glücke ſprach, das die Rheinprovinzen unter der franzöſiſchen Herrſchaft genoſſen, und wie es zum Heile von ganz Deutſchland führen müſſe, wenn die freien Inſtitutionen Frankreichs wieder bis zum Rheine vorrücken könnten. Aber ſelbſt die unerfahrnen jungen Leute hörten den heiligen Mann mit Kälte an, denn er trug das Kainszeichen auf ſeiner Stirne. Ich ſelbſt hatte in Hambach keinen einzigen Franzoſen geſprochen noch geſehen, ich konnte alſo nicht um die Freundſchaft Frankreichs betteln. Der muthige, edle und geiſtreiche Wirth war in Hambach der Einzige, der ganz

ohne Veranlaſſung über, und mehr aus einem Geiſte des Widerſpruchs, als aus innerer Ueberzeugung gegen die Franzoſen öffentlich ſprach. Dieſes erregte allgemeines Mißfallen und lauten Tadel. Zum Lohne für ſeinen Franzoſenhaß, den Herr Menzel deutſchen Patriotismus nennen würde, wurde der gute Wirth ins Zuchthaus geſperrt und mußte drei Jahre lang die Uniform der Diebe tragen und Strümpfe ſtricken. Dort in dem Kerker, ſtatt ſeinen Haß der Tyrannei zur heiligen Wuth entflammen zu laſſen, dort aus ſeinem ſicheren Verſteck hervor, ſchrieb Wirth über Sonne, Mond und Sterne und andere Ewigkeiten, ließ ſich wie ein wahres deutſches Schaf in den Pferch der Wiſſenſchaften zurücktreiben und düngte mit ſeinen philoſophiſchen Erzeugniſſen die Felder der Erbpächter des deutſchen Landes. Und wo Jean Paul lange die Freiheit lehrte, wohnt jetzt der edle Wirth als Mündel der Baieriſchen Polizei, und muß ihr von jedem Schritte den er thut, und von jedem Gedanken, den er ausgibt, Rechenſchaft geben!

Jeder, dem bekannt iſt, daß die ruſſiſche Regierung in Deutſchland ſo viele Spione hat, daß ſie mit ihnen das Herzogthum Naſſau und das Großherzogthum Heſſen, trotz der tapferſten Vertheidigung erobern könnte, wird ſich wundern, daß ſie von dem Geiſte, der in Hambach herrſchte, ſo falſch unterrichtet worden. Dieſes hatte aber ſeine eigene Urſache. Die Hambacher Spione waren in einer bedenklichen Lage und ermangelten jener heitern Gemüthsſtimmung, welche ein Spion zur Ausübung ſeiner ſchönen Kunſt nach den Regeln der Optik und Acuſtik nöthig hat. Nämlich gleich in der erſten öffentlichen Verſammlung, die in Hambach in einem Wirthshauſe ſtatt fand, und wo mehr geſprochen als gedacht, mehr geſungen als geſprochen, mehr getrunken als geſungen, und mehr ſpionirt als getrunken wurde — war ein Spion ſo naiv, über alles was er gern wiſſen wollte, ſeine Nachbarn rechts und links laut auszufragen. Wie heißt der Herr, der jetzt ſpricht? Wie der, welcher dort ſingt? Wie jener, der dort trinkt? Und ſobald er den gewünſchten Beſcheid erhalten, ſchrieb er es ſehr kindlich vor aller Augen in ſein Taſchenbuch ein. Man bemerkte es, fiel über ihn her und wollte ihn prügeln, und die Behörde war genöthigt, den ehrlichen Mann zu ſeiner

Sicherheit ins Gefängniß zu ſetzen, oder ihn im Stillen aus der Stadt zu führen. Hierdurch wurden aber die übrigen Spione ängſtlich gemacht, ſo daß ſie nicht mehr wagten, über das, was ſie ſahen und hörten, gleich Buch zu führen, und die nöthigen Erläuterungen einzuziehen. Aus dieſem Grunde mochten wohl viele Berichte mangelhaft und falſch geworden ſein.

Um dem Herrn Menzel eine kleine Freude zu machen, will ich ihm noch erzählen, daß mir damals in Hambach von einem radikalen Barbiergeſellen meine Uhr geſtohlen worden. Ich lief auf der Stelle zur geeigneten Behörde, und forderte deutſchen ſummariſchen Proceß und daß man ſogleich den wahrſcheinlichen Dieb arretire. Aber die Gerichte lachten mich aus, ob ich zwar einer der Fürſten von Hambach war, und ſagten mir: ja, bei euch geht das an, aber bei uns, nach franzöſiſchen Geſetzen, iſt man nicht ſo ſchnell mit dem Arretiren. Damals verwünſchte ich alle franzöſiſchen Inſtitutionen und fand es ſehr lächerlich, daß ein Mann wie ich, der eine goldene Uhr trug, nicht jeden armen Teufel, auf den er Verdacht geworfen, ſollte arretiren laſſen können. Ja, der Geiſt iſt ſtark, aber das Fleiſch iſt ſchwach!

Die mitgetheilten Actenſtücke ſprechen verſtändlich genug für ſich,. und weitere Bemerkungen darüber wären ganz überflüſſig. Doch, da es viele kindiſche Menſchen gibt, die der Erfahrung und eines klaren Blicks ermangeln, würde ich dennoch ad usum delphini noch einiges darüber ſagen, wenn ich nicht fürchtete, durch kleine Nutzanwendungen und Puppen-Moralitäten meine vernünftigen Leſer zu ermüden. Aus jenen officiellen Actenſtücken geht das im Allgemeinen hervor, daß die deutſchen Regierungen das deutſche Volk ganz ſo beurtheilen, wie ich es gethan, und daß ſie ſich ſelbſt in dem nämlichen Lichte darſtellen, in welchem ich ſie darzuſtellen geſucht; es geht alſo daraus hervor — daß ich nicht den Spleen habe und kein Bauchredner bin. Es möge daher Herr Menzel künftig mehr auf meinen Kopf und meine Bruſt als auf meinen Unterleib ſehen, und ſeine abdominale Zärtlichkeit einem ſchönern Gegenſtande zuwenden. Was er an mir für den Spleen erkennt oder vielmehr dafür geltend machen möchte, iſt die splendida, mascula bilis, die zu jeder Zeit den Mann geziert, in der unſern aber noch mehr thut als das;

die ihn beschützt, ihn, seine Ehre und seine Seligkeit. Wer in dieser schnöden pestbeherrschten Welt sich vor Ansteckung sichern und gesund bleiben will, muß sich in Essig baden, um alle bleisüßen Herzen und verbuhlten Lavendelseelen von sich entfernt zu halten. Es gibt darum noch brave Leute genug, welche auch die sauere Hand eines ehrlichen Mannes drücken, und diese verstehen mich und lächeln mir.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei

Digitized by Google